



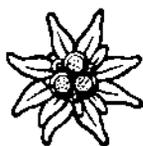
Wie schon im Jahrbuch '72 sollen auch in diesem Buch die Seiten, die den Kundfahrten und Expeditionen gewidmet sind, nicht nur von Bergen, Bergsteigern und deren Taten künden, sondern auch die Bekanntheit mit den Gastgeberländern vertiefen.

Die Tempelmalerei aus Nepal (Bild oben) zeigt nach Angaben von Dr. Shashi Pratap Malla buddhistische und hinduistische Elemente; Tracht und Hut eines Lamas lassen auf die Darstellung eines Bodhisattvas — einer, der im Bemühen, Buddha gleich zu werden, schon sehr weit fortgeschritten ist — der Dreizack auf den Hindugott Shiva schließen.

Also Bodhisattva/Shiva, auf einer Lotosblume sitzend — ein beredtes Zeugnis für die religiöse Toleranz der Nepali.

Foto: J. Winkler





# Alpenvereins- Jahrbuch 1973

(„Zeitschrift“, Band 98)

*Schriftleitung:*

ULRICH MANN UND  
MARIANNE UND ELMAR LANDES  
(DAV)

*Herausgegeben vom Deutschen und vom Österreichischen Alpenverein  
München, Innsbruck 1973*

*Umschlagbild: Steinbrech*  
*Foto: H. Hintermeier*



Nachdrucke, auch auszugsweise, aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.  
Drucktechnische Gesamtausführung: Franzis Druck, 8 München 37, Postfach 37 01 40.

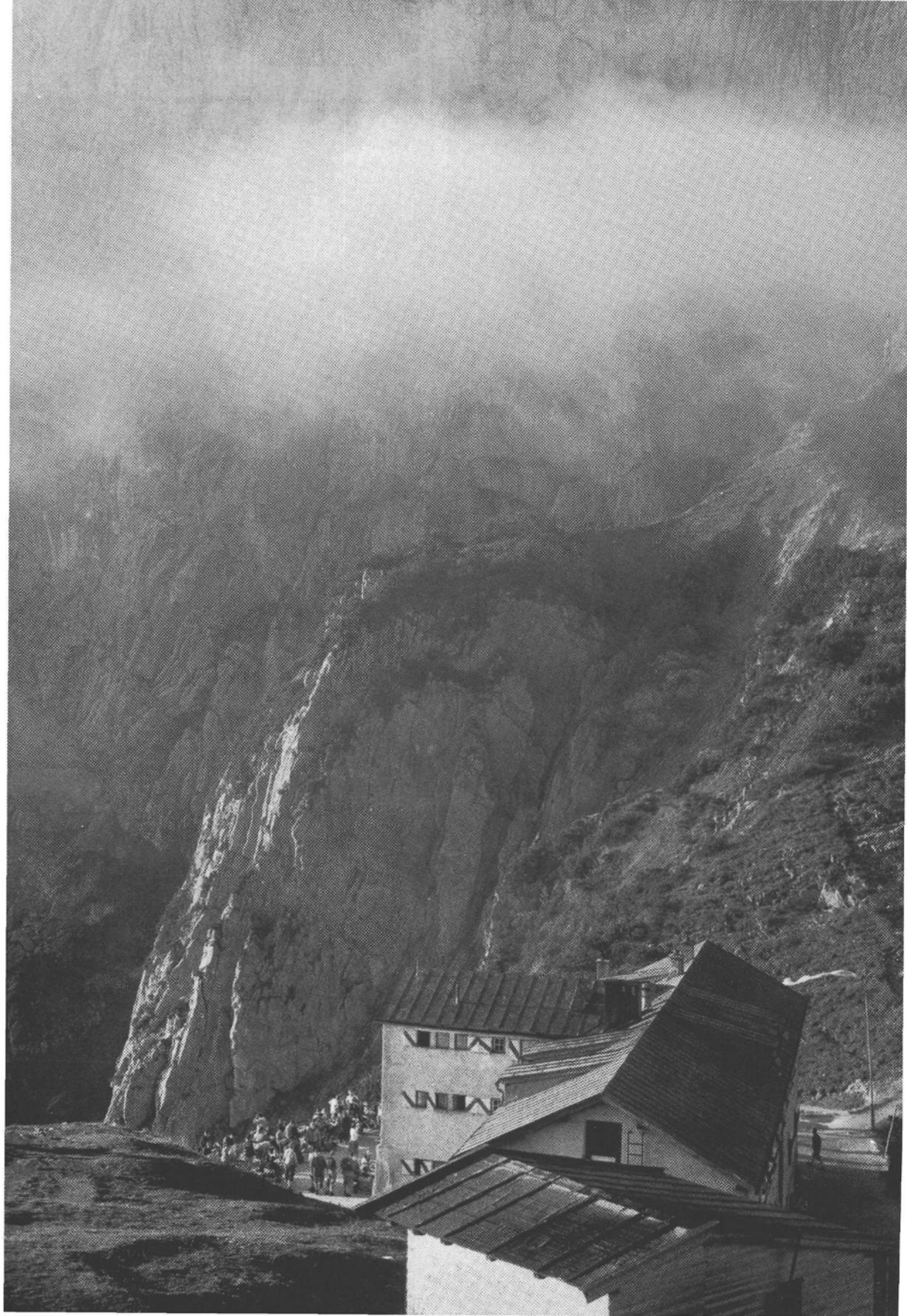
# Inhalt

Seite

<i>Erik Arnberger:</i>	Deutscher und Österreichischer Alpenverein 100 Jahre gemeinsame Leistungen — die Basis einer künftigen Entwicklung	5
<i>Ulrich Mann:</i>	D. u. ÖAV 1873 — Das Gesetz der Stiftung	11
	***	
<i>Walter Pause:</i>	Im Rofangebirge	19
<i>Karl Finsterwalder:</i>	Rofan — seit Vorgeschichtszeit ein Almenland — im Spiegel seiner Namen	20
<i>Julius Joppich:</i>	Das Rofangebirge in ur- und frühgeschichtlicher Zeit	25
<i>Rudolf Röder:</i>	Steinberg am Rofan	29
<i>Rudolf Röder:</i>	Zwischen Guffert und Rofangebirge	37
<i>Erich Grießl:</i>	Servus Wanderer	43
<i>Erich Grießl:</i>	Auf Skitouren im Rofan	48
<i>Ernst Schmid:</i>	Felsfahrten im Rofan	52
<i>Ernst Schmid:</i>	Bergerleben im Rofan	60
<i>Hermann Huber:</i>	Rofanwände	67
<i>Ernst Schmid:</i>	Heitere Tiroler G'sdichten	72
	***	
<i>Raimund Margreiter:</i>	Mit Kajak, Seil und Ski in die peruanischen Anden	77
<i>Peter Baumgartner:</i>	Ein Tag in der Tundra	83
<i>Richard Goedeke:</i>	Im Land der Fjells und Fjorde	86
<i>Helga und Rudolf Lindner:</i>	Über dem Meer die weißen Gipfel — Skitouren in Griechenland	92
<i>Wolfgang Weinzierl und Gustav Harder:</i>	Kang Daré — das Beil	110
<i>Karl-Dieter Fuchsberger:</i>	Kongde Ri — Faszination eines Namens	112
<i>Pit Schubert:</i>	The High-Altitude-Dog	119
<i>Christian Kleinert:</i>	Hochalmen im Nepal-Himalaya	122
<i>Alexander Gregory:</i>	Expeditionen — ein Appell an die Humanität	129
<i>Hermann Warth:</i>	Die peruanische Gesellschaft und ihre Probleme	132
	*	
	Kundfahrten und Expeditionen 1972	137
	***	
<i>Ulrich Mann:</i>	Erziehung zum Umweltbewußtsein als anthropologisch-ethische Aufgabe	168
<i>Walter Danz:</i>	Ein Alpeninstitut für Umweltforschung und Entwicklungsplanung	181
<i>Karl Heinz Fischer:</i>	... und macht sie euch untertan	185
<i>Edith Ebers:</i>	Heimatschutz und das Gegenteil — auch südlich des Brenners	190
<i>Pit Schubert:</i>	Mehr Sicherheit am Berg durch einwandfreie Standhaken	194
<i>Liselotte Buchenauer:</i>	Die Sprache des Bergsteigers	201
<i>Ludwig Bertle:</i>	Bergsteigersprache?	204
<i>Renate Katarina Oswald:</i>	Alpinismus '73	205
<i>Günter Schweißhelm:</i>	Bergsteigen hat viele Seiten	218
<i>Jürgen Vogt:</i>	Abenteuer am Freney-Pfeiler	221

\*\*\*

Kartenbeilage: Rofangebirge 1 : 25 000



# Deutscher und Österreichischer Alpenverein

## 100 Jahre gemeinsame Leistungen — die Basis einer künftigen Entwicklung

ERIK ARNBERGER

Ende 1873 — also vor rund 100 Jahren — hatten sich der 1869 in München gegründete Deutsche Alpenverein und der bereits 1862 in Wien entstandene Österreichische Alpenverein zu einem gemeinsamen „Deutschen und Österreichischen Alpenverein“ zusammengeschlossen. Wenn auch das Ende des Zweiten Weltkrieges wieder die Trennung in zwei selbständige Vereine mit sich brachte, so dürfen wir heute dennoch 100 Jahren gemeinsamer Arbeit zum Wohle der Bergsteiger und zum wirtschaftlichen Gedeihen unserer Alpengebiete gedenken.

In unserer Zeit erfreut sich ein historischer Rückblick keiner Beliebtheit. Ich möchte daher meine Ausführungen einem aktuellen Leitgedanken unterstellen und zwar: „Wieweit konnte unsere gemeinsame Arbeit eine günstige Infrastruktur für die zukünftige Entwicklung unserer beiden Vereine schaffen?“ Wer die Namen der gründenden Mitglieder kennt, findet es nicht verwunderlich, daß die Statuten beider Vereine schon vor ihrer Vereinigung eine fast gleichlautende Zielsetzung zum Ausdruck bringen, nämlich „die Kenntnis von den Alpen zu erweitern und zu verbreiten und ihre Bereisung zu erleichtern“.

Die in dieser Weise in wenigen Worten zum Ausdruck gebrachten Aufgaben waren also von Anfang an außerordentlich umfangreich und gingen über die Pflege des reinen Bergsteigens und Bergwanderns weit hinaus. Die enorme wirtschaftliche Bedeutung dieser Zielsetzungen stand von vornherein fest und mußte sich für die Bevölkerung des Ostalpenraumes sehr bald segensreich auswirken.

Verschiedene Auffassungen herrschten anfangs bei beiden Vereinen über die Vereinsorganisation und die praktische Durchführung der Aufgaben: Der zentralistisch geführte Österreichische Alpenverein besaß in den ersten Jahren seines Bestehens eher Klubcharakter und konzentrierte seine Arbeitskraft auf die literarisch-wissenschaftliche Tä-

tigkeit. Der Deutsche Alpenverein hingegen erhoffte sich durch eine Sektionsgliederung mit einer breiten Streuung der Sektionen vom Flachland bis in die Hochgebirgstäler eine Mitwirkung der Mitglieder auf breitester Basis und damit ein Höchstausmaß an Effizienz. Der vereinigte Deutsche und Österreichische Alpenverein hatte sich zum Prinzip der Gliederung des Gesamtvereines in weitgehend selbständige Sektionen durchgerungen, wobei bei den Hauptversammlungen nicht mehr das Einzelmitglied, sondern die Sektionsvertreter entsprechend der Mitgliederzahl ihrer Sektionen mit einer bestimmten Stimmzahl an den Beschlüssen mitwirkten.

Vor 100 Jahren wurde damit ein vorbildlich demokratisches Vereinswesen eingerichtet, das auch noch genügend Spielraum für eine hilfreiche Einflußnahme der Gesamtvereinsleitung in Situationen besitzt, in denen die Sektionen aus eigener Kraft die Aufgaben nicht im notwendigen Umfang zu erfüllen vermögen. Diese Organisationsform hat sich stets bewährt, sie hat den Verein sicher über alle politischen Wirrnisse hinübergerettet und erscheint in optimaler Weise gesellschaftsrechtlich auch in unserer modernen demokratischen Welt.

Die Führung des Alpenvereins setzte sich stets aus aktiven Bergsteigern, unter denen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, Kaufherren und international anerkannte Wissenschaftler vertreten waren, zusammen. Besonders das starke Engagement von Wissenschaftlern geowissenschaftlicher Richtung verlieh und verleiht bis zum heutigen Tag der Alpenvereinstätigkeit ein ganz spezifisches Gepräge und eine hohe kulturelle Bedeutung.

Die erschließenden Ziele beschränken sich damit nicht nur auf den Hütten- und Wegebau, sondern auch auf die geistige Besitznahme des Alpenlandes in jeder Form. Die Großleistungen des Alpenvereins in der wissenschaftlichen Erforschung unserer heimlichen Bergwelt und später auch anderer Gebirge der Erde haben in eigenen Publikationen und im Fachschrifttum reichen Niederschlag gefunden und sind aus der Hochgebirgsforschung nicht mehr wegzudenken.

Zur geistigen Erschließung zählt aber auch die reiche touristische Literatur, angefangen

*Links: Das Stripsenjochhaus (Wilder Kaiser); insgesamt betreuen heute der Deutsche und der Österreichische Alpenverein zusammen 575 Hütten und ein Wegenetz von 40 000 km Länge. Foto: W. Bahn Müller*

von den Wegbeschreibungen, Schilderungen über Land und Leute, Erlebnisberichten, den hervorragenden Berggruppenmonographien bis zu den Routenbeschreibungen für den extremen Bergsteiger und der bergsteigerisch-technischen Literatur. Die Millionenbeträge, welche solcherart investiert wurden, sind auch nicht annähernd abzuschätzen, haben sich aber als Beiträge zum Bildungsniveau unseres Volkes reichlich rentiert.

Gestatten Sie mir, daß ich an dieser Stelle auch die Alpenvereinskartographie, ein Arbeitsgebiet, auf dessen Leistung wir besonders stolz sein können, anführe. Sie hat sich die Neuaufnahme und kartographische Bearbeitung von Berggruppen der Alpen, aber auch außeralpiner Gebirge zur Aufgabe gemacht und zwar in einer Ausführung, welche den Bedürfnissen der Bergsteiger und Wissenschaftler Rechnung trägt. Seit dem Erscheinen der „Spezialkarte der Umgebung des Ankogels“ im Jahre 1865 bis heute sind nicht weniger als 90 eigenständig bearbeitete Spezialkartenblätter über Berggebiete des Ostalpenraums herausgekommen, deren Aufnahme und kartographische Ausarbeitung heute mindestens 40 Millionen DM kosten würden. Dazu kommt noch eine kaum mehr zu erfassende Zahl von Hüttenumgebungskarten, Gletscherkarten, Forschungskarten, Expeditionskarten, Kammverlaufsskizzen und Panoramen. Nicht zu Unrecht zählt man die Alpenvereinskarten zu den besten Hochgebirgskarten der Erde. Der besondere Wert dieser Aktivität für die Gegenwart liegt in dem Umstand begründet, daß im Rahmen der Alpenvereinskartographie stets neue Methoden der Darstellung entwickelt wurden, die einerseits höchste Anschaulichkeit mit einer detaillierten Wiedergabe der Felsregion verbanden, andererseits den hohen Genauigkeitsansprüchen des geodätischen Fortschrittes Rechnung trugen. Nur so ist es zu erklären, daß die 1972 erschienene Alpenvereinskarte 1:25 000, Blatt Hochkönig-Hagengebirge vom Gesichtspunkt der Weltkartographie wieder als Spitzenleistung und weiterer Fortschritt gewertet werden kann! So dokumentiert sich Alpenvereinsarbeit als Arbeit am Fortschritt unserer Gesellschaft und erhält damit einen übergeordneten Sinn!

Die Leistungen des Alpenvereins auf dem Gebiet der geistigen Erschließung der Alpen

und Gebirge der Erde dokumentiert sich aber nicht allein im Literaturschaffen, sondern in einem vom Gesamtverein und in den meisten Sektionen bestens gepflegten Vortragswesen, theoretischen Lehrgängen, in der Einrichtung und Erhaltung von Büchereien und Sammlungen. Das Alpine Museum des Gesamtvereins auf der Praterinsel in München und die Alpenvereinsbücherei mit zuletzt 60 000 Bänden, die damals größte einschlägige Fachbücherei der Welt, genossen internationalen Ruf. Beide Einrichtungen fielen im Zweiten Weltkrieg leider einem unverantwortlich wahllosen Luftbombenabwurf zum Opfer, ein schwerer Verlust nicht nur für alle Bergsteiger der Erde, sondern auch für die Wissenschaft, der durch neue Einrichtungen nach dem Zweiten Weltkrieg in Innsbruck und München bisher nicht wettgemacht werden konnte.

Zu den wesentlichsten Grundlagen des Bergsteigens und Wanderns gehörte die Erschließung der Bergwelt durch Hütten und Wege. Unsere Hütten sind nicht nur Stützpunkte, sondern zugleich auch die alpinen Heimstätten unserer Mitglieder und darüber hinaus aller Bergwanderer von fern und nah. Der Österreichische Alpenverein hatte schon 1868 die Rainerhütte im Kapruner Tal – benannt nach dem Protektor Erzherzog Rainer – erbaut. Es bestand damals allerdings schon seit 1857 die Johannishütte in der südlichen Venedigergruppe, die aber erst später in Alpenvereinsbesitz kam.

Schon nach den ersten fünf Jahren gemeinsamen Weges hatte der Deutsche und Österreichische Alpenverein seinen Hüttenbesitz um ein Dutzend Hütten vermehren können, 1893 besaß er 120 Hütten, zu Beginn des Ersten Weltkrieges 323 und heute nennen beide Vereine zusammen 575 Schutzhütten mit über 33 000 Schlafplätzen ihr eigen.

Diesem Hüttenbau verdanken viele Alpentäler ihren wesentlichen Aufschwung, einmal dadurch, daß die Errichtung der Objekte und der Weganlagen dem bodenständigen Handwerk Verdienst und Arbeit gab, andererseits, weil sie viele Fremde aus dem In- und Ausland anzogen.

Die Baugestaltung der Hütten mußte sich wiederholt dem Wandel der Ansprüche der Besucher anpassen. Diese Frage eines Anpassungsprozesses an die Forderungen der mo-

dernen Gesellschaft war in unserem Verein schon immer ein Zankapfel zwischen einer Mehrzahl fortschrittlicher Kräfte und einer Minderheit wohlmeinender, aber allzu konservativ denkender Bergfreunde, die gerne das ganze Alpenland als alpines Museum behandelt wissen wollten, das einem ganz besonderen Typ von „urwüchsig in Erscheinung tretenden Bergsteigern“ vorbehalten bleiben sollte. Wie fortschrittlich aber die tatsächliche Situation des notwendigen Einstellungswandels von führenden Alpenvereinsmännern beurteilt wurde, geht aus den Ausführungen von Johann Emmer in seiner „Geschichte des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins“ im Jahrgang 1894 der Alpenvereinszeitschrift (S. 231 f.) hervor, die ich wörtlich zitieren darf:

„Die Bauthätigkeit des Alpenvereins zeigt eine interessante Entwicklung, und auch hier lassen sich verschiedene Perioden unterscheiden. Anfangs herrschte noch einige Unsicherheit — es fehlten ja die Erfahrungen — sowohl hinsichtlich der Aufgaben wie der einzuschlagenden Wege. Im Allgemeinen huldigte man der Anschauung, daß der Alpenverein nur in der Hochregion zu bauen habe, und daß — ein echter Tourist anspruchslos sein solle. Unterstützung von Thalwegen oder ‚Wirthshäusern‘ wollte man ausgeschlossen wissen; und Franz Senn mußte es sich z. B. gefallen lassen, daß man eine Subvention für den Wegbau Zwieselstein-Vent ablehnte. Wenn nur überhaupt ein Weg da war, so war er ‚gut genug‘, zuerst wollte man dort schaffen, wo es gar nichts gab. Die ersten Hütten waren daher auch ziemlich ‚einfach‘, — sie boten eben nur Schutz und Unterkunft — und die ersten Wege entstanden in der Hochregion. Doch sehr bald änderten sich die Anschauungen; man erkannte, daß auch Wege in den tieferen Regionen für die Alpinisten werthvoll seien, daß die bessere Zugänglichkeit der Thäler Vorbedingung für den stärkeren Besuch der Hochgipfel wäre, und daß ein größeres Maaß von Behaglichkeit den Schutzhütten nicht schade.

Schon die späteren Hütten der ersten Periode, welche man etwa bis 1882 rechnen kann, zeigen daher wesentliche Fortschritte betreffend den Komfort, und es waren auch bedeutende Wegbauten — es seien z. B. nur genannt: der Dopplersteig (Untersberg), der

Fischerweg (Kalser Tauern), die Wege zu den Krimmler Fälen — ausgeführt worden, welche über das Maaß einfacher Steige hinausgehend, schon Rücksicht auf das große Publikum nahmen, welches Bequemlichkeit wünschte.

Die zweite Periode wurde gewissermaßen eingeleitet (1883) durch die Karlsbader Hütte der S. Prag, die eine für die damalige Zeit ‚prächtige und üppige‘ Ausstattung aufwies, und durch das Untersberghaus der S. Salzburg. Von nun ab legte man auf die behagliche Einrichtung größeren Werth, und vor allem kam die Bewirthschaftung der Hütten immer mehr in Aufnahme; bei den Wegen stellte man ebenfalls größere Anforderungen, auch in den höheren Regionen kamen statt der einfachen Pfade die Reitwege. In diesen Zeitraum fällt aber auch die Ausdehnung der Markierungen, auf welche man jetzt große Sorgfalt zu verwenden begann.

Die letzte Periode datiert von Ende der achtziger Jahre. Hatte man in der ersten sich auf das Nothwendige beschränkt, in der zweiten das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden gesucht, so ging man jetzt sozusagen zum Luxus über. Auf die Pritschenlager mit Stroh in einem einzigen Raume waren die Matratzenlager in gesondertem Schlafraum gefolgt, und die ‚moderne‘ Schutzhütte bietet jetzt Einzelzimmer mit Betten — unter welchen Pantoffeln stehen —, hat Speisezimmer und weibliche Bedienung.“

Und an anderer Stelle:

„Ab und zu klagt wohl Einer über den Verfall der ‚einfachen Alpinisten-Sitten‘ und die Verweichlichung, aber stets nur — daheim; niemals hat man diese Klage in einer Schutzhütte gehört, denn selbst die abgehärteten Hochalpinisten sind nicht unempfänglich für die Vorzüge eines guten Bettes und einer trefflichen Verpflegung, und werden nur unwirsch, wenn die Gesellschaft zu groß ist.

So haben sich im Laufe der Zeit aus manchen einfachen Hütten allmählich ‚Berg-Hotels‘ entwickelt, und die Alpen sind mit einem Wegnetz überzogen, welches auch den höchsten Anforderungen entsprechen kann. Ja man ist noch weiter gegangen: von den einfachen Steigen in den Hochregionen kam man zu den Saum- und Reitwegen und schließlich zu den Straßenbauten. Die Suldnerstraße und die Kaprunnerstraße verdanken dem

Alpenverein ihre Entstehung, der übrigens auch schon früher Straßenbauten (Iselberg- und Paznauner-Straße) durch namhafte Beiträge unterstützt hatte.“

Emmer's Darlegungen unterstreichen die Bedeutung des Alpenvereins für die Wirtschaft unserer Alpentäler, eine Tatsache, die letzten Endes nicht unmaßgeblich dazu beigetragen hat, daß der Alpenverein nach 1945 in Österreich weiter bestehen blieb und der Hüttenbesitz auch für den Deutschen Alpenverein gerettet werden konnte.

Unsere beiden Vereine zusammen haben in den letzten 100 Jahren ein Wegenetz von rund 40 000 km Länge erbaut und betreut. Zusammen mit den Schutzhütten bietet dieses die Grundlage für die überall feststellbare Renaissance der Wanderbewegung und eine Weiterentwicklung unseres Vereinslebens unter Ausnutzung der damit verbundenen neuen Impulse.

Die vorher skizzierte Entwicklung auf dem Hütten- und Wegebausektor findet aber letztlich ihre Erklärung auch im grundlegenden Strukturwandel des Mitgliederstockes. Wurde ehemals das aufschießende Pflänzchen Alpenverein von zwei Hauptwurzeln – Wissenschaft und Hochalpinistik – getragen und hat noch ein recht exklusives Dasein geführt, so war 20 Jahre nach der Vereinigung unserer beiden Vereine eine Mitgliederzahl von 30 000 und zu Beginn des Ersten Weltkrieges eine solche von 70 000 überschritten. Der nunmehr mächtige Alpenvereinsbaum wurde von einem breiten und zugleich in die Tiefe greifenden Wurzelstock gleichsam aus allen Bodenschichten ernährt. Der Anteil der Mitglieder verlagerte sich mit zunehmender Erschließung der Alpen regional immer mehr zugunsten der alpenfernen Gebiete, in denen die Menschen ihre Schnsucht nach dem frischen Grün der Berghänge, dem klaren Wasser der Bergseen, -flüsse und -bäche und der herrlich reinen, belebenden Gebirgsluft immer mehr entdeckten. In der Zwischenkriegszeit, in der der Alpenverein bis zum Zweiten Weltkrieg auf rund 200 000 Mitglieder anwuchs, waren in ihm alle Richtungen, angefangen vom extremen Bergsteiger bis zum anspruchslosen Bergwanderer von „Hütte zu Hütte“, vom Skialpinisten bis zum ungeübten Skihaslerl, vom Hochgebirgs- und Höhlenforscher bis zum alpenbegeisterten

Sommerfrischler, der die Berge hauptsächlich von unten betrachtet, und was die Lebensgewohnheiten und -ansprüche betrifft, vom anspruchsvollen bis zum anspruchslosen Bergfreund vertreten! Der Alpenverein ist zur Massenorganisation geworden und hat diesen Wandel auch bewußt und gezielt vollzogen. Nur so konnte er nämlich für seine als Ideal angesehene Einstellung zur Natur und zum Bergleben das notwendige breite Echo erzielen.

Mit dieser Einstellung hat der Alpenverein eine Tat gesetzt, die Bergwandern und Skilauf als Volkssport und wesentliche Äußerung der Grunddaseinsfunktionen vorbereitete und gefördert hat. Die Konsequenzen für die Alpenvereinsarbeit selbst blieben natürlich nicht aus!

Das vom Alpenverein ins Leben gerufene und kräftig unterstützte Bergführerwesen reicht nicht mehr aus und mußte nach dem Ersten Weltkrieg durch Bergkurse, Lehrwarte- und Fahrtenleiterlehrgänge und Bergsteigerschulen ergänzt werden.

Die Erfassung und Schulung der Jugend bot sich als besonders dringliche Aufgabe im Hinblick auf die Bergsicherheit und einen gesunden Altersaufbau des Vereins an. Der Förderung der 1919 entstandenen Alpenvereinsjugend wurden daher laufend erhebliche Vereinsmittel gewidmet. Dieser Fürsorge verdanken wir es heute, daß von der gesamten Mitgliederzahl rund ein Drittel aus jungen Menschen besteht, von denen rund 63 000 (1972: 32 000 im ÖAV und 31 000 im DAV) in aktiven Gruppen wie Jungmannschaft, Jugendgruppe, Mädchengruppe usw., erfaßt sind.

Jugend- und Erwachsenenbildung wurden in unserem Verein im ganzen Zeitraum seines Bestehens nicht nur im Hinblick auf das Bergsteigen und den Skilauf als sportliche Betätigung betrieben, sondern hatten das Wesen der Natur und Kultur des Berglandes in allen Formen der Erscheinung und Lebensäußerung zu vermitteln. Nicht als Klettergerüst dürfen die Berge betrachtet werden, sondern als Stätten höchsten Glücksgefühls und tiefster Besinnung. In einem gesellschaftlichen Rahmen, der im alten guten Sinn dem einer Großfamilie entsprach, wurden unsere Mitglieder von hervorragenden Bergsteigern, Wissenschaftlern und der Schönheit zu-

gewandten Menschen betreut und in eine beglückende Lebensanschauung eingeführt.

Damit wurde aber auch der Sinn des Bergsteigens als eine Tätigkeit dokumentiert, welche Körper und Geist in gleicher Weise erfaßt und den Menschen nicht nur Gesundheit und Lebensfreude erhält, sondern in ihnen auch ein tiefes Verständnis für ihre Heimat und für die Heimat anderer Menschen erweckt.

Unsere Vereinsaufgabe erfaßt also den ganzen Menschen und vermag alle seine Lebensäußerungen in positiver Weise zu beeinflussen. Unsere Arbeit vermag das zu geben, was man heute so oft und lautstark fordert, eine echte Lebenshilfe! Und wenn wir aus 100 Jahren gemeinsamer Arbeit nichts als diese Erfahrung gewonnen hätten, allein auf ihr ließe sich eine glückliche Zukunft für unsere beiden Vereine aufbauen.

Dieser Gesinnung verdankt der Alpenverein seine Kraft und seine Erfolge. So war es auch möglich, daß unsere Gemeinschaft nach dem Zweiten Weltkrieg trotz zunehmendem Autotourismus und einem durch Reisebüros gelenkten Massenverkehr an die Meeresküsten und in Gebiete außerhalb der Alpen dennoch immer stärker wurde und heute fast 450 000 Mitglieder umfaßt.

Die Mitgliederstärke des Alpenvereins bot aber schon immer die Gewähr eines ausreichenden Nachwuchses für alle seine aktiven Gruppen. In einem so großen Reservoir von Idealisten fanden sich auch immer Talente für das extreme Bergsteigen, die in unseren Bergsteigergruppen eine gezielte Förderung und Ausbildung erhielten und schließlich im Ringen um die schwierigsten Wände der Alpen sowie im Kampf um die Berge der Welt von Erfolg zu Erfolg eilten. So nehmen heute Deutschland und Österreich durch den Einsatz der Alpenvereinsbergsteigerschaft in der Geschichte der Eroberung der Weltberge Plätze unter den Spitzennationen ein und aus den Reihen des Alpenvereins stammen viele der besten Skiläufer der Erde.

Wer seine Mitmenschen anregt, in die Berge zu gehen, nimmt eine große Verantwortung auf sich. Unsere Vereinsführung war sich dieser Konsequenz immer bewußt. Die gemeinsame Arbeit hat nicht nur durch Schulung und ein reiches Schrifttum das Erlebnis am Berg richtig vorbereitet, sondern viele andere

Sicherungs- und Sozialmaßnahmen getroffen, die Bergwanderern, Bergsteigern und Skiläufern zugute kommen.

Schon auf der Hauptversammlung 1902 beschloß der Alpenverein die Schaffung eines einheitlichen Bergrettungsdienstes für die ganzen Ostalpen. Er hat den in Bergnot geratenen Menschen ohne Rücksicht auf ihre Zugehörigkeit zu einem alpinen Verein zu dienen, ist also gemeinnützig im weitesten Sinne des Wortes. Bereits vor dem Zweiten Weltkrieg war ein dichtes Netz von Rettungsstellen und Unfallmeldestellen ausgebaut, die sich in unzähligen, oft unerhört schwierigen Bergungsfällen durch rascheste und beste Hilfe bewährt haben. Die enge Zusammenarbeit des Bergrettungsdienstes mit dem Alpenverein ist auch nach dem Zweiten Weltkrieg, nachdem er sich zu einer selbständigen Organisation entwickelt hat, geblieben. Ein Großteil der Bergrettungsmänner sind Alpenvereinsleute. Dem Bergrettungsdienst fließen erhebliche Beihilfen des Alpenvereins zu. Außerdem wurden alle Alpenvereinshöhlen mit modernen Bergrettungsgeräten ausgestattet.

An der Entwicklung und Prüfung sicheren Bergerätes und neuer Bergungshilfen war der Alpenverein immer führend beteiligt. Unter anderem beschäftigen sich Fachleute mit diesen Fragen in einem eigens hierfür geschaffenen Sicherheitsreferat und arbeiten diesbezüglich auch mit der UIAA zusammen. Unseren Mitgliedern steht aber auch noch eine vereinseigene Unfallfürsorge zur Verfügung, die jährlich erhebliche Summen für Nachsorge-, Bergungs-, Invaliditäts- und Todesfallkosten auswirft.

Wenn wir bedenken, welche Zuwendungen in den 100 Jahren gemeinsamer Arbeit für den Aufbau eines Bergführerwesens erfolgten und daß auch in jüngster Zeit jährlich Bergführerbeihilfen ausgeschüttet werden, wenn wir weiter bedenken, daß bei Eintritt von Katastrophen im Ostalpenraum stets auch die Katastrophenhilfe des Alpenvereins wirksam wird und auf wie vielen anderen Gebieten des sozialen Lebens die Hilfe des Alpenvereins zu einer Selbstverständlichkeit geworden ist, dann wird uns die Tragweite dieser Gemeinnützigkeit erst richtig bewußt. Ich habe es in meinen Ausführungen vermieden, den Aufstieg und die Bedeutung des

Alpenvereins und den Erfolg unserer Zusammenarbeit statistisch zu belegen. Zu oft wurden solche Statistiken bereits veröffentlicht. Sie finden sich auch in jedem Jahresbericht. Ich hoffe aber dennoch die ganze Breite unseres Wirkens angesprochen zu haben. Vielleicht wurden Sie in Ihrer Überzeugung bestärkt, daß den ersten 100 Jahren gemeinsamer Arbeit auch ein voller Erfolg beschieden war. Die Tätigkeit für die Zukunft kann sich auf einer guten Basis vollziehen. In meinen Ausführungen habe ich weiters vermieten, Namen aus der großen Menge verdienter Pioniere unseres Vereines zu nen-

nen. Eine richtige und gerechte Auswahl erscheint fast unmöglich. Ein Verhalten zeichnete diese aber alle gemeinsam aus. Für jeden von ihnen stand das gleiche Ziel stets unverrückbar fest, nur die Wege, auf denen sie es zu erreichen suchten, wurden verschieden gewählt. Sie haben sich außerdem nicht nur als Bewahrer der Werte der Vergangenheit und Gegenwart betrachtet, sondern ihren ganzen Einsatz auf die Zukunft gerichtet. Wenn sie uns in unserer heutigen schwierigen gesellschaftlichen Situation zur Seite stehen könnten, würden sie uns wahrscheinlich alle einen Rat geben: „Laßt uns neue Wege gehen!“

#### Literaturhinweise:

ARNBERGER, Erik: Die Kartographie im Alpenverein. Wissenschaftliche Alpenvereinshefte, Heft 22. Herausgegeben vom Deutschen und vom Österreichischen Alpenverein. München und Innsbruck, 1970.

Der alpine Gedanke in Deutschland. Werdegang und Leistungen 1869—1949. Herausgegeben vom Beirat der Alpenvereins-Beratungsstelle Stuttgart. München, Bruckmann Verlag, 1950.

DREYER, Alois: Die alpinen Vereine. In: Alpines Handbuch, Band II. Herausgegeben vom Deutschen und Österreichischen Alpenverein. Leipzig, Brockhaus, 1931. S. 403—422.

EMMER, Johannes: Geschichte des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. In: Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Jg. 1894, Band XXV. S. 321—358.

ERHARDT, Karl: Schicksalslinien des Alpenvereins. In: Mitteilungen des Deutschen Alpenvereins. 21. Jg., 1969, Heft 3. S. 92—96.

GRIMM, Peter: DAV 100 Jahre unterwegs. In: Mitteilungen des Deutschen Alpenvereins. 21. Jg., 1969, Heft 3. S. 97—105.

GRIMM, Peter: D. und Oe.A.V.: 100 Jahre gemeinsame Arbeit im Ostalpenraum. Ebenda, 25. Jg., 1973, Heft 3. S. 109—112.

GRUMM, Richard: 20 Jahre Aufbauarbeit des Österreichischen Alpenvereins / 1945—1965 /. In: Sondernummer der Süd-West Illustrierten. 6. Jg., 1965. S. 6—20.

HANKE, Hans: 100 Jahre Österreichischer Alpenverein 1862—1962. Festschrift zur Hundertjahrfeier des Österreichischen Alpenvereins, Wien 1962.

HANKE, Hans: Hundert Jahre Österreichischer Alpenverein. In: Der Bergsteiger. 29. Jg., 1962, Heft 12. S. 795—806.

KINZL, Hans: Hundert Jahre Alpenverein in Österreich. In: Jahrbuch des Deutschen Alpenvereins und Jahrbuch des Österreichischen Alpen-

vereins 1962 (Alpenvereinszeitschrift Band 87). S. 5—28.

KINZL, Hans: Hundert Jahre Alpenverein in Österreich. In: Die Hundertjahrfeier des Österreichischen Alpenvereins. Ein Bericht zusammengestellt von E. HENSLENER. Österreichischer Alpenverein 1962. S. 40—49.

LFHNER, Wilhelm: Die Eroberung der Alpen. München, Hochalpenverlag, 1924.

MANN, Ulrich: DAV — Woher? Wo? Wohin? In: Jahrbuch des Österreichischen Alpenvereins und Jahrbuch des Deutschen Alpenvereins 1969 (Alpenvereinszeitschrift, Band 94). S. 7—16.

MAYR, Paul: Die Enteignung der Alpenvereinshöhlen 1923 /in Südtirol/. Bozen, Alpenverein Südtirol, 1966.

PURTSCHELLER, Ludwig: Zur Entwicklungsgeschichte des Alpinismus und der alpinen Technik in den Deutschen und Österreichischen Alpen. In: Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Jg. 1894, Band XXV. S. 95—176.

RICHTER, Eduard: Die Erschließung der Ostalpen. 3 Bände: Berlin, Verlag des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, 1893.

RICHTER, Eduard: Die wissenschaftliche Erforschung der Ostalpen seit der Gründung des Österreichischen und des Deutschen Alpenvereins. In: Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Jg. 1894, Band XXV. S. 1—94.

SCHMIDKUNZ, Walter: Alpine Geschichte in Einzeldaten. In: Alpines Handbuch. Herausgegeben vom Deutschen und Österreichischen Alpenverein. Band I. Leipzig, Brockhaus, 1931. S. 307—449.

#### Anschrift des Verfassers:

Univ.-Prof. Dr.-Ing. h.c. Erik Amberger,  
Erster Vorsitzender des Österreichischen  
Alpenvereins,  
A-1040 Wien, Prinz-Eugen-Straße 38

ULRICH MANN

Laßt uns neue Wege gehen! Dies war, wie mein Herr Vorredner ausgeführt hat, die Meinung und das Vermächtnis unserer Vorgänger. Wir werden auf allen Gebieten neue Wege zu suchen haben, am Berg wie auch bei der Lösung unserer Vereinsaufgaben. Doch neue Wege kann man nur suchen, wenn man sich über Herkunft und eigentliches Ziel orientiert hat. Ich möchte im folgenden zu dieser Orientierungsarbeit einen Beitrag geben.

Man kann gegenwärtig eine rapid zunehmende und an Energie sich steigernde Tendenz feststellen, der Vergangenheit abzuschwören und die Geschichte überhaupt jetzt erst beginnen zu lassen. Ich halte das für einen verheerenden geistigen Substanzverlust, der sich auch schon immer deutlicher unliebsam bemerkbar macht durch die penetrante Selbstgefälligkeit, die uns in einen völlig grundlosen Fortschrittstau mel geraten läßt, getragen von einer Gesinnung der Art: „Die Welt, sie war nicht, eh ich sie erschuf!“ So aber hat das Elend schon einmal angefangen. Bei unsern heutigen Weltverbessern finde ich jene Gesinnung vor, die die Geschichte erst vereinseitigt darstellt, dann „kritisiert“, wie man so sagt — als gebe es am Kritisierenden selbst wie an der Basis seiner Kritik nichts zu kritisieren — und schließlich kommt es dann zu der bequemen Einteilung: Geschichte beginnt jetzt, alles Bisherige war „Vorgeschichte“, interessiert also bloß im Negativen.

### Vom Sinn des Feierns

Deshalb müssen Gruppen, Verbände und auch Einzelne, die sich diesem Trend mit guten Gründen verschließen, ihre Geschichte in bestimmten Akten vergegenwärtigen, und dazu vor allem sind Jubiläen da. Es gibt sehr ernsthafte Soziologen in unserer Zeit — der jüngst verstorbene Eugen Rosenstock-Huëssy gehörte dazu —, die mit Nachdruck behaupten,

alle echte menschliche Gemeinschaft stifte und speise sich aus dem Fest, der Feier. Im Fest wird irgendwie, sei es wie in alten Zeiten rituell, sei es wie heute auch nur in Gedanken, spirituell also, der Festbaum als Weltachse aufgerichtet, um den herum die Feier kreist, der also die orientierende Mitte darstellt. Da wird wiederholt, was die Stifter am Anfang taten, es wird also wiederholt, und das heißt vergegenwärtigt. Ich gebe gern zu, daß ich mich den Soziologen dieser Denkrichtung innerlichst verpflichtet weiß. Ich finde, sie haben einfach recht; das bestätigt sich mir schon allein durch die Beobachtung, daß alle Gesellschafts- und Systemveränderer, sobald sie zur Macht kommen, neue Festrитуale einführen, damit aber nur das uralte Schema auf ihre Ideologie hin zurechtschneidern. Das Jubiläumsfest ist uralt, und es ist im Grund unverschleißbar, der Mensch bedarf dieses Festes mit seinen Funktionen als eines archetypischen Strukturelements.

Von diesen Funktionen sind für das Fest selbst wesentlich vor allem zwei. Die eine ist genannt, es ist die Vergegenwärtigung der Stiftung, die Vergewisserung des Gesetzes, nach dem eine Gemeinschaft angetreten ist. Wenn sie zu dem Ergebnis kommen sollte — und das hat es natürlich in der Weltgeschichte immer wieder gegeben —, daß dieses Gesetz gänzlich veraltet und gegenwartsfeindlich geworden ist, dann muß diese Gemeinschaft sich selbst als abgelebt erkennen und die entsprechende Folgerung ziehen. Findet sie jedoch ihr Grundgesetz als noch ebenso gültig wie zu Zeiten der Stiftung, so muß sie sich im Gedenken und Erinnern aus dem Ursprung erneuern, und das heißt, sie wird den Mut haben müssen, eventuell auch ihre eigene vermeintliche Zeitgemäßheit und Modernität wahrhaft kritisch infrage zu stellen und, scheinbar — scheinbar nur! — das Unzeitgemäße betreibend, ihrer Zeit in Wahrheit vorauszuweichen. Und da wären wir bei der zweiten der Grundfunktionen des Festes; es ist die rechte, die gültige, und nicht etwa bloß die eben „modern“ erscheinende Zeitgemäßheit, es ist die Stiftung von Zukunft.

Die Feiernenden sind ja selbst immer neu, immer anders, schon ein Jahr nach der Stiftung. Sie selbst sorgen ganz unwillkürlich

dafür, daß die Gemeinschaft sich wandelt, keine Sorge; sind es nicht die Heutigen, dann werden es die Morgigen sein. Mir erscheint deshalb die Vergegenwärtigung des inneren Ursprungsgesetzes für jede Gemeinschaft viel wichtiger zu sein, als die hektische Beflissenheit, doch ja und unter allen Umständen der Zeit vorauszuweichen. Das schaffen wir ohnehin nicht, die Zeit ist uns immer voraus; aber wir kommen dann wenigstens auf gleicher Höhe mit, wenn wir sie bei ihrem Herkommen fassen, und dem dient die Besinnung auf das Gesetz des Ursprungs. Wir haben unseren Blick schon zurückgeworfen; mein verehrter Herr Vorredner hat schon auf das Gesetz hingewiesen, nach dem unsere Gemeinschaft angetreten ist. Lassen Sie mich dennoch versuchen, dieses Gesetz nochmals mit eigenen Worten knapp zu formulieren, und das unterm Aspekt der Frage, ob es noch gültig, inwiefern es also zukunftsstiftend ist.

#### **Der Anlaß des Zusammenschlusses**

Was war der tiefste und innerste Anlaß für den Zusammenschluß der beiden Vereine, des ÖAV, in dem sich auch reichsdeutsche Mitglieder befanden, und des DAV, dem sogar ganze Sektionen im österreichischen Staatsgebiet angehörten? Ich finde vor allem zwei solcher Gründe: Einmal die Bergkameradschaft, zum anderen die gemeinsame Bergheimat. Die Anlässe waren also gegeben durch die persönliche Gemeinschaft der Bergsteigenden und die ihnen von der Bergnatur gestellte Aufgabe. Das muß betont werden, da man mancherorts auf das damalige Gesehehen wie auf unser heutiges Gedenken immer noch scheel blicken könnte; der Grund des Zusammenschlusses lag keineswegs im Politischen! Das zu behaupten, wäre historisch gesehen ein Unsinn; und das läßt sich leicht erhärten durch einen Blick auf die alpine Vorgeschichte dieses Ereignisses.

Eine jahrzehntelange Entwicklung hatte es dahin gebracht, daß Schweizer, Franzosen, Italiener und, last not least, Engländer sich in der Westalpenerschließung bergsteigerisch erfolgreich betätigten, mit dem Höhepunkt des tragischen Gipfelsieges von Whymper am Matterhorn. Zur gleichen Zeit hatten Deutsche sich dem Ostalpenraum gewidmet. Deutsche sage ich, denn vor Königgrätz und Versailles — was für Namen voll unheim-

licher Geschichtsträchtigkeit — waren Wiener, Münchner, Berliner und Hannoveraner eben Deutsche; so war es nun einmal, ob es uns heute gefällt oder nicht, und so war es mit Zustimmung ganz Europas, also auch staatsrechtlich, denn der „Deutsche Bund“ war eine Institution europäischen Rechts. Also war es ganz natürlich, daß Deutsche sich den Raum zwischen Allgäuern und Karawanken, zwischen Wienerwald und Rhätikon, zwischen Wetterstein und Dolomiten zur Bergheimat erkoren. Wer das schmälen will, muß es wagen, sich mit der majestätisch unabänderlichen Vergangenheit selbst auseinanderzusetzen, nicht mit uns. Wir kommen von dieser Vergangenheit her, ob wir wollen oder nicht, sie bestimmt unseren Ort, nicht wir den ihren.

Bergsteiger sind nun freilich so wenig ganz unpolitisch wie irgendwelche anderen Leute; immer sind wir durch ein stets sich entwickelndes Gemeinschaftsleben bestimmt und können ihm nicht völlig entfliehen. Aber Bergsteiger haben doch auch immer — hoffentlich — ein gewisses Distanzverhältnis zum Politischen. Dieses Distanzverhältnis mag zuzeiten stärker oder schwächer sein, ganz fehlt es niemals. Am Berg werde ich politische Tagesquerelen wirklich los. Ich brauche noch nicht einmal an die Selbstverständlichkeit der Solidarität in Bergnot zu erinnern; auch bei der erholsamen Gipfelrast fallen in der Begegnung mit anderen Bergsteigern die Schranken des Nationalen oder Ideologischen, hier stört nur der laute Flegel, gleich welcher politischen Couleur. Dieses pädagogische Wunder bringt der Berg zustand!

Deshalb haben sie auch nicht eben viel nach Königgrätz und Versailles gefragt, die Bergsteiger in den Ostalpen, mochten sie auch persönlich noch so leidenschaftlich dafür oder dagegen gewesen sein; als sie weiter ihre einsamen Wege in der gemeinsamen Bergheimat gingen, war es ihnen hier nicht allzu wichtig, daß die Begriffe deutsch und österreichisch nun langsam einen anderen, nämlich staatsrechtlich bestimmten Sinn annahmen. Die Aufheizung nationalistischer Emotionen innerhalb der Donaumonarchie fand ja erst erheblich später statt. Aber auch dann noch blieb es dabei, daß die Bergfreunde aus Deutschland hinter den schwarzgelben

Grenzpfehlen eine Ferienheimat suchten und fanden, mit einer freundlichen, manchmal gewiß romantisch verklärten Atmosphäre, vor allem aber mit Menschen, die man lieb gewonnen hatte: mit den angestammten Wirtsleuten, den Jahr für Jahr gleichen, ebenfalls sozusagen angestammten Bergführern — die von der Heimatsektion ausgebildet waren! —, vor allem aber mit den hier neugewonnenen österreichischen Bergkameraden auf gemeinsamen führerlosen Touren. Man fühlte sich hier heimatverbunden, ohne alle nationalen Ambitionen.

In den Annalen meiner Sektion finde ich ein Reimwerk aus dem Jahr 1910, verfaßt in vorarlbergischer und ungarisch-deutscher Mundart, das bei einer Hütteneinweihung von einer Kameradengruppe aus dem Nachbarland vorgetragen wurde. Der Kuriosität halber sei es auszugsweise zitiert, da es zugleich ein schlagendes Dokument ist für die hier angesprochene Grundstimmung der alt hergebrachten Verbundenheit über die Grenzen hinweg. Da heißt es:

Dert dunda wit im Donaulandl,  
Wohnt Bruder edles Magyar,  
Wenn der erblickt des Freundschaftsbandl,  
Do rollt si wütig glei si Hoar.  
„Verfluchte Schwob“, tät er da rüfe,  
Das host du fain do ausgedocht,  
Jo ohne lange viel zu prüfe,  
Besitz zu nehmen über Nocht.  
„Bist g'schaider Kerl, das muß ich sagen,  
Nimmst gleich ein Stuck von Österreich,  
Greifst zu jo ohne lange Zogen,  
Das wor ja guter Schwobenstreich!“

Die politische Brisanz, die wir Heutigen hier heraus hören, der drohende Zerfall des Donaureichs, das lag hier offenbar noch außer der Sicht; so naiv spaßhaft konnte man nur reden, weil man das, was 1914 und dann erst 1918 oder gar 1938 geschehen sollte, auch nicht im Traum geahnt hatte.

War man deshalb allzu unpolitisch? Hat man sich im damaligen Deutschland zu wenig um die innen- und sozialpolitischen Nöte im Nachbarland gekümmert und Österreich lediglich als Reservat einer phäakischen Existenzform gesehen? Nein, so war es auch wieder nicht. In den Annalen der Sektionen findet man nahezu alljährlich Beschlüsse zu meist nicht unbeträchtlichen Geldspenden für die von Unwettern regelmäßig heimgesuchten

Talgemeinden im Arbeitsgebiet. Es bestand ein herzliches, ganz persönlich bestimmtes Verbundenheitsgefühl zur österreichischen Bergheimat, der man selbst so viel an heilsamer Lebenshilfe verdankte. Und dieses Gefühl, in manchem unromantischer gewiß, lebt auch in uns noch weiter. Wir wollen davon nicht lassen, denn es gehört zu uns, und man wird uns dafür auch nicht tadeln können; eine stille Huldigung für das uns liebgewordene Österreich wird auch künftig im Herzen des deutschen Bergsteigers lebendig bleiben. Denn die Geschichte hat uns nun einmal diesen Gebirgsraum als das Arbeitsgebiet zugewiesen, in welchem wir gemeinsam mit den österreichischen Kameraden zum Wohl aller Bergsteiger tätig sein dürfen und müssen.

### Die Gesetze der Stiftung

Der Hüttenbesitz mit seinen ungeheuren und Opfer verlangenden Aufgaben hat die Arbeitsbereiche des Österreichischen und des Deutschen Alpenvereins so ineinandergesüßt, ja verzahnt, daß wir ohne gemeinsame Planung und Programmierung nicht auskommen können. Daher müssen der Österreichische und der Deutsche Alpenverein auch künftig in einer besonders engen Verbindung miteinander bleiben, und ich sehe hierin nicht die mindeste Beeinträchtigung der großartigen und zukunftsweisenden Idee von der „europäischen“, ja „internationalen Seilschaft“, die unaufhaltsam im Wachsen ist. Gerade durch unsere beiderseitige Verbundenheit dienen wir dieser Idee am wirksamsten. Wir sprachen von dem Gesetz, nach dem wir angetreten, und wir hatten vor, es auf seine weitere Gültigkeit hin zu überprüfen. Ich finde, die Prüfung falle positiv aus. Liebe zur in Österreich gefundenen Bergheimat und Kameradschaft mit den dortigen Bergfreunden, und das ganz unpolitisch motiviert, vielmehr von der Geschichte her als rein menschliches Verhaltensmuster uns überkommen, was soll daran veraltet sein? Vielleicht das Romantische, das wir in den Äußerungen der Zeit vor hundert Jahren manchmal reichlich dick aufgetragen finden? Aber wie wäre es, wenn eine Generation hundert Jahre nach uns etwa unseren Sachlichkeitsfanatismus unerträglich finden sollte? Romantik hin, Romantik her; mag vieles vom Herkömmlichen auch wirklich veraltet

sein, wir fanden ja auch eine sehr realistische, banal sachliche und dennoch fundamental bleibende Grundlage für die stets weiterentwickelnde enge Verbindung zwischen ÖAV und DAV: es ist die einfach unauflösbare Verflechtung der Arbeitsgebiete. An ihr ist nun einmal nichts zu ändern, und sie zwingt uns zur weiteren Pflege des Gutes, das uns Heutige dasselbe Gesetz anzuerkennen heißt, nach welchem die Generation vor hundert Jahren gehandelt hat, als sie den vorherigen Antagonismus der zwei Vereine in einem Singular überwand, ohne dabei den sachgemäßen Dual zu vernachlässigen. Um die Organisationsform geht es heute nicht so sehr, als vielmehr um den Geist der Zusammenarbeit und des Verbundenheitsgefühls durch die gemeinsame Bergheimat.

### **Das eigentliche Gebot**

Damit aber fragen wir nun nach dem zweiten, dem noch wichtigeren Gesetz; es ist das Gebot, das der Berg einst gab: ist das nun wirklich noch dasselbe Gesetz? An dieser Frage entscheidet es sich, ob wir das innere Recht haben, dieses Jubiläum zu feiern, oder ob wir als Bergsteiger im Wesen so anders geworden sind, daß wir nur noch den Namen und das Edelweißzeichen mit den Vorfahren gemeinsam haben.

Sie werden sich denken können, daß ich die Identität jener Gesetze bejahe, die der Berg den Vorfahren gab und die er uns gibt; anders stände ich nicht hier. Aber ich muß deutlich sagen, daß ich diese Identität nicht als einfach gegeben ansehe, sondern als aufgegeben! Wir haben uns sehr geändert; Purtscheller, die Zsigmondis, Lammer und Winkler, ja noch die Späteren, Kugy zumal, aber auch Meyer und Maduschka, sie redeten in einer anderen Sprache als wir. Sie würden sich heute umschauen. Machen wir es uns also nicht zu leicht; die Veränderung scheint immerhin in die Substanz zu gehen!

Ich rede nicht von Bohrhaken, Plastikkeilen, Trittleitern und dergleichen, sondern vom inneren Verhältnis zum Berg; ich rede auch nicht von dem leidigen Problem, dem wir unter allen Umständen mit Aktionen wie „Saubere Berge“ zu Leib gehen müssen. Wovon ich rede, das ist ein Problem, das man freilich sehr gut mit dem Begriff „Umweltschutz“ ansprechen kan, allerdings hier nun

vom inneren, vom psychologischen Aspekt aus.

Einst war das Gebirg vor allem ein Angriffsobjekt, dem die Bergsteiger zu Leib gehen mußten, frisch und unbeschwert von inneren Vorbehalten, weil das Erschließungsziel des Alpenvereins anders nicht zu bewältigen war. Eben das ist aber heute, nachdem das Erschließungswerk längst abgeschlossen ist, wesentlich anders geworden. Heute drohen die Berge ihren Zauber zu verlieren, das ist es! Wenn aber einmal die Entzauberung perfekt sein wird, dann wird die Bergwelt nichts anderes mehr sein als ein Fundament für technische Gerätschaften oder technologische Experimente. Nichts anders mehr, sage ich, darum geht es: denn ein gewisses Maß an technischen Begehungshilfen, seien es klettertechnische Geräte oder auch Liftanlagen und Seilbahnen, ist weder heute noch künftig zu entbehren und also auch nicht grundsätzlich zu verwerfen und zu bekämpfen. Auf das rechte Maß kommt es an! Das aber ist heute wie künftig nur zu finden, wenn in der seelischen Beziehung des Menschen zum Berg einige Selbstverständlichkeiten wieder selbstverständlich werden, ehe es zu spät ist; und gerade dafür wird der Alpenverein als für den alpinen Umweltschutz zuständige Instanz künftig in seiner Erziehungsarbeit kräftig zu wirken haben.

Diese Selbstverständlichkeiten waren vor hundert Jahren schon in Geltung, aber sie brauchten nicht bewußt gemacht zu werden, denn der Berg sorgte schon allein für dieses Bewußtsein: er konnte es, denn er war damals eindeutig der Stärkere, dem Menschen Überlegene. Heute ist er das nicht mehr, und deshalb müssen wir heute das Gebot, das einst vom Berg ausging, uns zum eigensten Gebot machen, das wir selbst, die Bergsteiger, uns zu geben haben. Auf jeden Fall aber finden wir auch hier wieder, daß das Gesetz, nach dem unsere Vorgänger angetreten sind, das gleiche ist, nach dem auch wir uns zu richten haben, nur daß es, äußerlich gesehen, anders zu lauten scheint als einst.

Ich meine dieses Gebot zu kennen: Es geht, hier wie anderswo, um den Verzicht auf Aggression! Der Berg will nicht von uns angegriffen, er will von uns ghegt sein, und zwar ernstlich und vor allem innerlich. Wir haben nicht mehr ihn zu bewältigen, sondern etwas

in uns selbst; und das, ich darf hier das pathetisch klingende Wort wagen, um der Gefährdung des Menschen selbst willen, der Gefährdung des Menschen durch den Menschen, seiner inneren Gefährdung durch ihn selbst! Das also ist neu; aber ist es nicht vielleicht doch auch schon alt?

Es gibt ein altes Märchen, Sie kennen es alle: die Geschichte vom Schneewittchen. Die Fabel zielt letztlich ins Anthropologische. Schneewittchen ist die Seele, die böse Königin das rücksichtslose, das sich durchsetzende Ich, das Spieglein an der Wand das Gewissen, das nicht lügen kann. Alle sind sie in einem jeden Menschen anwesend, auch die guten Zwerge, die Schätze zutage fördern und das Leben reich machen, und auch der Königssohn, der die reife und vollkommene Persönlichkeit darstellt, die jeder einzelne werden soll, auf die er angelegt ist, es ist, wie Goethe sagen würde, des Menschen eigenste Entelechie. So weit so recht, ein klares, ein gültiges Bild. Worin liegt aber die Beziehung des Bilds zu unserem eigentlichen Interessengebiet, zur Alpinistik?

Märchen reden nicht abstrakt, sondern bildhaft, und die Bilderwelt, deren sie sich bedienen, ist nicht einfach vom Aussagegehalt ablösbar. So schwingt denn im Märchen vom Schneewittchen noch etwas weiteres mit, das uns unmittelbar angeht. Wir erinnern uns: Zwerge gehören nun einmal in die Bergwelt; Schneewittchen wohnt bei ihnen hinter den sieben Bergen; und die Scheintote liegt aufgebahrt in einem gläsernen Sarg auf einem Berg. Märchen werden nicht eronnen, sie schenken sich von selbst. Am Quellort dieses Märchens steht auf jeden Fall eine alte Erfahrung, die mit dem frühen Erlebnis der Bergwelt zusammenhängt. Kein Geringerer als Paul Dinkelacker, Vorsitzender des VA in den dreißiger Jahren, ist es gewesen, der in seiner Schrift „Oberstdorf im Schnee“ auf diesen Zusammenhang hinwies: Setzen wir statt „Frau Königin“ einmal „Frau Maieenkönigin“, so wird es deutlich. Die Königin ist, so gesehen, die Symbolgestalt für das gewohnte, normale, ja banale Naturerleben, das den Menschen nur bestätigt in seinem Normaltrott und in seiner Zweckmücherei — womit natürlich nicht das geringste gegen die Pracht des Spätfrühlings gesagt sein soll. Aber das tausendmal Schönere liegt hinter den

sieben Bergen, ja ruht im Glassarg der Gletscher, begraben sozusagen, bis der rechte Erwecker kommt!

Beide können sie in die Bergwelt eindringen, die böse Königin, die aggressive Ichhaftigkeit voll „Neid und Hochmut“ (so nach Grimm), und die reine Sehnsucht nach der Eigentlichkeit, verkörpert im Königssohn: die erstere kann nur zerstören und töten, der zweite allein gewinnt den Preis, der im Glassarg auf dem Gipfel der Erweckung harret.

#### **Der schlimmste Umweltschaden**

Ich sehe immer deutlicher den Umweltschaden, den uns Bergsteigern die heute so verbreitete brutale Tatsacheinstellung zufügt, das hemmungslose sich Anpassen an die eilende Zeit.

Man muß den Mut haben, es auszusprechen: Bergsteigen ist etwas durchaus Unzeitgemäßes, und also, so weit mit Nietzsche, etwas eben deshalb zutiefst Menschliches. Und es ist etwas durch und durch Zweckloses! Aber gerade im Zwecklosen liegt das eigentlich Humane. Zwecklos heißt nicht sinnlos. Im tierischen Sein ist alles zweckhaft, aber das Tier handelt und empfindet spontan, es weiß nichts von seiner Zweckmäßigkeit, und eben darin ist alles an ihm sinnvoll. Der Mensch allein kann Zwecke gegen den Sinn ausspielen, und damit verdirbt er sowohl seine Sinnanlage, wie auch schließlich seine Zwecke selbst. Denn was nützt schließlich eine Alpinistik, der es nur um Rekorde geht, nur um Erschließungszweckmäßigkeiten, in der Vereinstätigkeit nur um noch so tüchtig ausgeklügelte Vereinszwecke, nur um Funktion und Organisation und Kalkulation und Technik, so wichtig all das im jeweiligen Rahmen auch ist, in der Erziehungsarbeit nur um Zielvorstellungen momentaner Verhaltenspsychologie mit radikaler Emanzipation und danach immer wieder neuer Sozialisation, in der eigensten Grundlagenbestimmung nur um Sachbezogenheit und Rationalität? Solche Alpinistik macht sich ja selbst kaputt, denn sie zerstört ihre eigenste Sache; sie bringt Schneewittchen in den Glassarg und wird zuletzt tatenlos bei den trauernden Zwergen sitzen, unfähig sogar noch selbst mitzutauern, ja eigentlich selbst abgestorben und aufgebahrt.

Male ich zu schwarz? Prüfe jeder sich selbst,

ob er nicht schon Anzeichen in sich verspürt von der Misere, die der lebendigen Alpinistik droht. Natürlich muß eine Organisation wie der Alpenverein realen Zwecken dienen; aber: was war denn einst der eigentliche Vereinszweck? Ich träume nicht vergangenen Zeiten nach. Aber könnte und sollte es nicht, heute ebenso wie ehemals, der wichtigste Sinn der Hauptversammlung sein, daß sich Bergkameraden treffen? Gewiß, wir können heute nicht mehr wie einst von frischen Begehungerlebnissen schwärmen, von Harprecht- und Pallavicinirinnen, einfach weil diese inzwischen tausendmal begangen worden sind. Aber warum sollte nicht das Wichtigste in unseren Hauptversammlungen dies sein, daß sich der Lübecker, der Hannoveraner, der Münchner mit dem Wiener und Innsbrucker Bergkameraden trifft, um sich gemeinsam an Aufstiege und Hüttenabende zu erinnern und neue zu planen?

Und damit bin ich, abschließend, wieder bei der Bergkameradschaft, dem eigentlichen Vereinszweck, in dem zugleich sein tieferer Sinn liegt. Diesem Sinn sollte dienen die hier vorgebrachte, ganz unpolitische, ganz unemotionale, dafür aber von Herzen kommende Huldigung des deutschen Bergsteigers an die österreichische Bergheimat, des Deutschen an den Österreichischen Alpenverein, mit dem wir uns stets verbunden wissen. Diesem Sinn sollte schließlich, erstlich und letztlich dienen die Huldigung des einfachen Bergsteigers an die Bergwelt selbst, die uns das Gesetz der Zwecklosigkeit auferlegt, weil sie uns einen Sinn verheißt, den nur der erkennt, der selbst in bewußter Absichtslosigkeit den Weg über die sieben Berge geht. Ich höre schon beckmessern: Romantik . . . Aber gewiß doch, darum geht es heute. Ohne falschen romantizistischen Zungenschlag ein Ja zur echten Romantik des Berggehens! Die für unsere Zeit charakteristische Voreingenommenheit gegenüber dem Romantischen stammt aus dem völlig irrationalen Glauben an das Allvermögen der Ratio, die man zudem noch mit dem verwechselt, was die traditionelle Erkenntnistheorie Intellectus nannte, also die Nivellierung der wahren Vernunft auf die Ebene des blassen Verstands. Damit hängt es aber ursächlich zusammen, daß die irrationalen Mächte, die einem echten Vernunftdenken durchaus zu-

gänglich und auch gefügig sein können, sich nun, weil völlig unkontrolliert, in überraschender Stärke auszutoben beginnen: es sei nur erinnert an das Überhandnehmen ideologisch verbrämter Gläubigkeiten aller Schattierungen, begleitet von Irrationalismen reinsten Wassers wie etwa der Rauschgiftwelle, die man geflissentlich verharmlost. Demgegenüber muß betont werden, daß echte Romantik immer ein lebendiges Verhältnis zum wissenschaftlich geklärten Denken hatte und hat, so einst in den Zeiten von Novalis und Hölderlin bis zu Schelling und Schopenhauer, so aber auch heute noch. Das Auseinanderklaffen von Scheinwissenschaftlichkeit auf der einen, Rauschhaftigkeit auf der anderen Seite ist gerade nicht für die Romantik charakteristisch, sondern für die letztlich blasse, farblose und blutarme Vergötzung der bloßen Ratio, die in unserer Zeit noch einmal tyrannisch geworden ist.

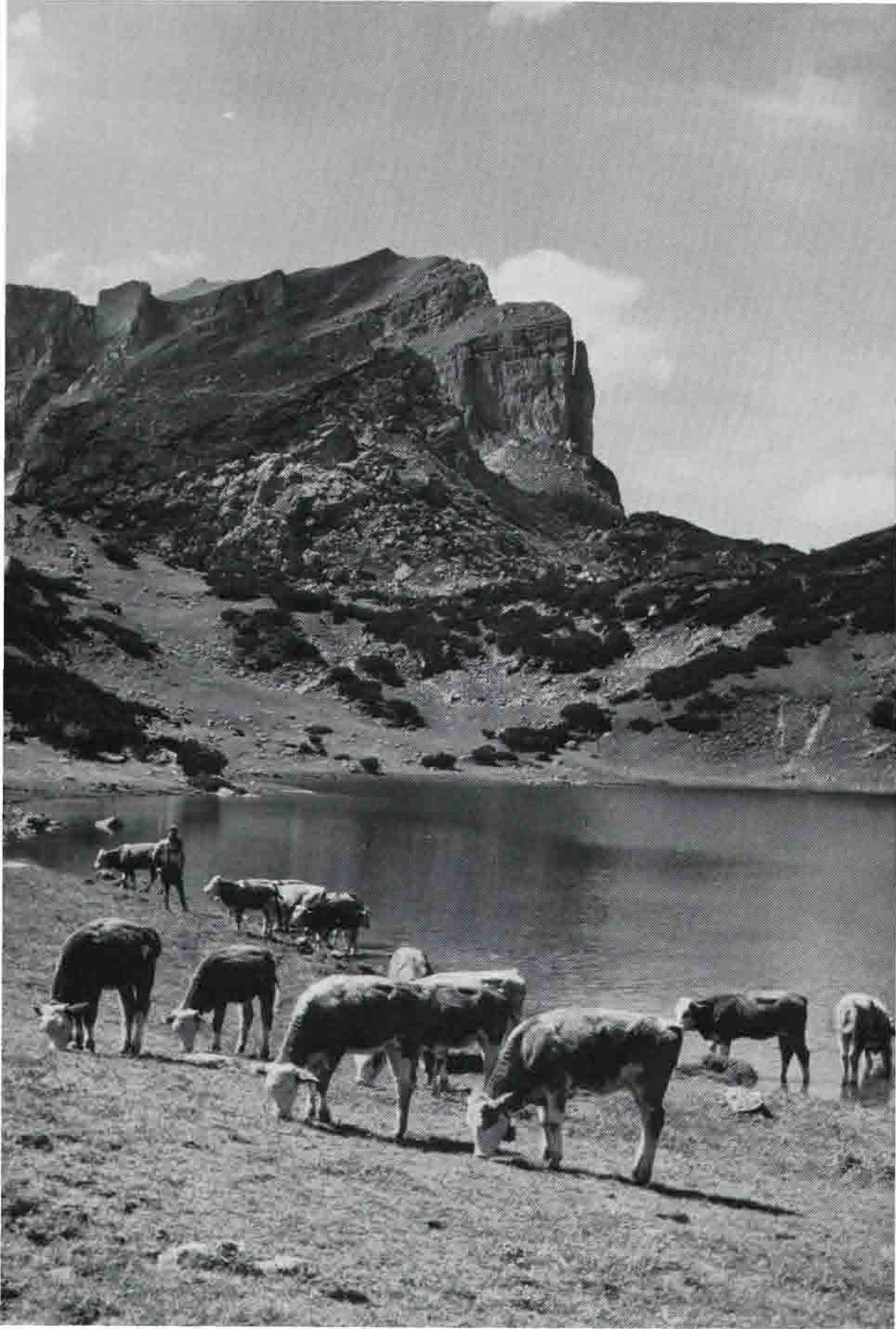
### **Der Segen des Verzichts**

Bergsteiger haben sich von Anfang an, im Grund unbewußt, gerade gegen eine solche Daseinsaufspaltung zur Wehr gesetzt, sie haben sich der Zweckmeierei widersetzt, aber ebenso der gesundheitsschädlichen Rauschhaftigkeit und Versumpfung. Sie haben sich bekannt zum zwecklos scheinenden Handeln, indem sie über die sieben Berge vordrangen, um die schlafende Fee aus dem Glassarg zu erwecken; und sie haben sich zugleich im Verzicht geübt, ganz selbstverständlich, mit selbstverständlicher Nonchalance. Sie und sie weithin allein auf weiter Flur konnten und können verzichten: beherzigenswerte Wahrheit in einer Zeit, in der man marktschreierisch Konsumverzicht und was alles für Verzichte fordert: Verzichte, die entweder nicht geleistet werden dürfen, wenn die Volkswirtschaft weiter funktionieren soll, oder aber solche Verzichte, die nicht geleistet werden können, solange man beim bloßen Schwätzen bleibt und nicht den Entschluß aufbringt, jeder für sich ganz allein den alten Adam in Zucht zu nehmen und ihm die Leistung abzuwingen, die nun einmal der Gang über die sieben Berge verlangt. Das aber heißt Verzicht auf vieles, was in den Cafeterias der Universitäten, in den Debatierklubs und im Großstadtrummel allgemein eben allzu billig zu haben ist.

Ich brauche nicht davon zu reden, worauf der Bergsteiger bewußt und gern Verzicht leistet, wenn er seine Bergheimat aufsucht, das alles ist in unserem Kreis selbstverständlich. Ich plädiere auch gewiß nicht für die Rückkehr zur seinerzeit unumgänglichen Primitivität der ersten AV-Hütten; das frische Leintuch im Lagerraum ist kein Luxus, auf den wir verzichten müßten. Dennoch bleiben heute wie künftig der Verzicht genug, die trotz aller Zunahme des technischen Komforts dem echten Bergsteiger abverlangt werden. Solche Verzichtete aber verstehen sich für uns von selbst, der Berg ist es ja, der sie uns abverlangt. Deshalb ein Ja zum Verzicht, dasselbe Ja, das auch die Romantik sprach, als sie, mit Klopstock schon beginnend, den Menschen aus dem Komfort der Zivilisation heraus in die Natur führte. In solchen Verzichten liegt der reichste Gewinn, der auf Erden denkbar ist. Ich will diesen Gewinn nicht ausmalen, ich darf mich hier einfach auf einen Wanderer und Berggänger berufen, der, ich weiß was ich da sage, der größte Denker unserer Zeit ist, auf Martin Heidegger. Er schreibt im Feldweg: „Der Verzicht nimmt nicht. Der Verzicht gibt. Er gibt die unerschöpfliche Kraft des Einfachen.“ Das ist das unwiderlegbare Bekenntnis eines Daseinsverständnisses, welches ich, im Unterschied zu allem verblassenden Romantisieren, als echte Romantik bezeichne. Es ist im Grund die Daseinsauffassung des Bergsteigers, war sie vor hundert Jahren und ist sie heute noch. Die Voraussetzung dieser Auffassung ist freilich jene Einstellung, die man billig mit dem Verdikt „Romantik“ abtun kann, wenn man will; es ist, ganz einfach, die Liebe zur Bergheimat, zum Wunder des Bergs. Doch muß ich darauf hinweisen; ohne solche Liebe kann und wird es nicht gelingen, die Bergnatur, die Umwelt überhaupt vor den Verheerungen zu schützen, die nicht etwa eine falsche Gesellschaftsordnung, sondern das Wesen der technischen Weltbemächtigung, also unseres Zeitgeschicks selbst mit sich bringt. Wir können nur dann erfolgreich Umweltschutz treiben, wenn wir, jeder einzelne für sich zunächst, uns selbst vom Ungeist des alles rational bewältigenden Wollens schützen! Umweltschutz ist zuerst und zunächst Selbstschutz. Ein Selbstschutz, der darin besteht, daß er absagt jenen Ver-

suchungen, die ihn dazu verführen wollen, sich selbst durchzusetzen gegen alles Organische, Natürliche, ruhig Wachsende. Die Natur wird stärker sein, und sie wird sich gar mit Zerstörung ihrer selbst rächen: was der Umwelt selbst höchst gleichgültig ist, aber uns, den Menschen, die wir Welt sind, aber auch Weltverantwortliche, und, das ist das Schicksalhafte, zugleich auf die Welt Angewiesene, uns Menschen wird es den Untergang bringen, wenn wir nicht rechtzeitig uns selbst Einhalt gebieten. Das aber können wir nur, wenn wir die Berge lieben. Und das eben ist die Romantik, die unsere Vorgänger vor hundert Jahren beseelt hat, und ohne die es auch heute nicht geht. Diese Romantik ist das Gebot, das von den sieben Bergen selbst ausgeht. Ich stelle es nicht auf, ich verlange nichts, kein Mensch kann von Bergsteigern etwas verlangen, denn der Bergsteiger hat die großartige Möglichkeit und Fähigkeit, allen menschlichen Zumutungen und Gesetzen zu entweichen. Aber er sehe zu, wohin er entweicht. Er geht zu den sieben Bergen, und die sind es, die ihm das Gesetz geben, nach dem er antritt, und nach dem er, wenn er es beachtet, auch glücklich wieder nach Hause gelangt. Das Gesetz der Berge ist, trotz anderen Wortlauts, dasselbe durch alle Zeiten hindurch, es gilt heute wie damals, als unsere Vorfahren begannen, die Bergwelt zu erschließen. Die Berge selbst verlangen von uns die Romantik, die darin liegt, daß wir sie lieben. Diese Liebe ist und bleibt im Grund der entscheidende Lebensimpuls des Alpenvereins, der tiefste, ja der einzige. Ich wünsche uns allen, meine Bergkameraden, uns Heutigen wie den kommenden Generationen, dies eine: daß uns die Liebe zu den Bergen erhalten bleibe, Bergheil!

*Anschrift des Verfassers:  
Prof. Dr. Ulrich Mann,  
Erster Vorsitzender des Deutschen  
Alpenvereins,  
D-66 Saarbrücken,  
Kaiserlauterner Straße 83*



## Im Rofangebirge

WALTER PAUSE

Die einschlägige Literatur mag Bergsteiger und Wanderer verraten, was über Wände und Wege, und was vom Eigentümlichen der Fauna und Flora zu sagen ist; daß jeder auf seine volle Rechnung kommt, ist gewiß! Hier aber soll von dem besonderen Wesen des Rofangebirges die Rede sein, diesem für die „Stillen im Lande“ der Bergsteiger wie eigens geschaffenen Bezirk. Da ist einmal die verwirrende Janusgestalt des Rofangebirges: hier nordwärts stößt schaurig steiles Gewänd in verlorene Schattentiefen, dort südwärts streicht wellig sanftes Almenland ins breitmächtige Inntal nieder; hier flieht der Blick über auslaufendes Vorgebirge in die dunst-rauchende Ebene, dort lockt kühl und klar Eis und Urgestein vom Zillertaler Hauptkamm. Auch die bergsteigerischen Möglichkeiten reichen von Pol zu Pol: der Freund schwerer Wände findet im Rofan ebenso sein Genügen wie die Liebhaberin leichter Genußklettereier oder das felsenscheue Wanderpaar, das, der Romantik auf der Spur, nach erhabenen Rastplätzen forscht. Die gibt es im Rofan wie nirgendwo sonst, denn hier sind, merkwürdig genug, nicht die Gipfel die Hauptorte der Lust, sondern die weltabgeschiedenen Plätze des Ampmoosbodens und des Zireiner Sees. Der Ampmoosboden ist der den Nordwänden vorgelagerte grüne Sockel, drei sanfte Wiegen, unbeschreiblich dem Fremden, unvergeßlich dem, der dort einmal rastete — am schönsten Ende der Welt. Daneben besteht nur noch die großartige Szene des Zireiner Sees am Ostabhange des Gebirges, ein blanker Spiegel in grüner Mulde, vom Walkürenfelsen der Rofanspitze mächtig überragt.

*„... ein blanker Spiegel  
in grüner Mulde, vom Walkürenfelsen der Rofanspitze  
mächtig überragt: Der  
Zireiner See mit — von links  
nach rechts — „Schokoladetafel“,  
Rofanspitze und Rofanturm.*

Foto: R. Löbl

Von diesen beiden Plätzen aus Umgang mit den Elementen zu pflegen, das ist der rechte Weg, um im allerbesten Verstande ein Weltbürger zu werden: einig mit der Welt, einig mit sich selber! Ist man im Rofan einige Tage gewandert und geklettert und hat man solchermaßen Stille und Sturm erfahren, so wird man sich, in die Stadt zurückgekehrt, wahrhaftig fühlen wie der einzig nüchterne Zuschauer vor einer Riesenkomödie!

## Rofan — seit Vorgeschichtszeit ein Almenland — im Spiegel seiner Namen

KARL FINSTERWALDER

Schon der Klang des Wortes Rofan hat etwas von einem stimmenden Akkord, der in eine ferne Welt, in die Frühzeit entrückt. Sachlich gesprochen, rufen der klangvolle Gebirgsname und die Almnamen Mauritz, Dalfaz, Zirein, Kreuzein, Ludoi, Alpigl und das heute verklungene Urzaun, Name der Hochalm, die Erinnerung an jene Zeit wach, wo ein anderes Volk als das heutige, wo Alpenromanen ihre Herden über die welligen Böden zwischen den Wandfluchten des Rofans trieben. Gleich beim ersten Aussprechen solch „schön und wunderbar klingender“ Namen, wie sie ihr erster Erforscher, der besinnliche Alpenwanderer Ludwig Steub, genannt hat, darf daran erinnert werden, daß ihre Klangfülle unzertrennlich an den Wortton auf der letzten Silbe gebunden ist — so ungewohnt dieser Akzent in einer seit langem baiwarisch gewordenen Landschaft berührt.

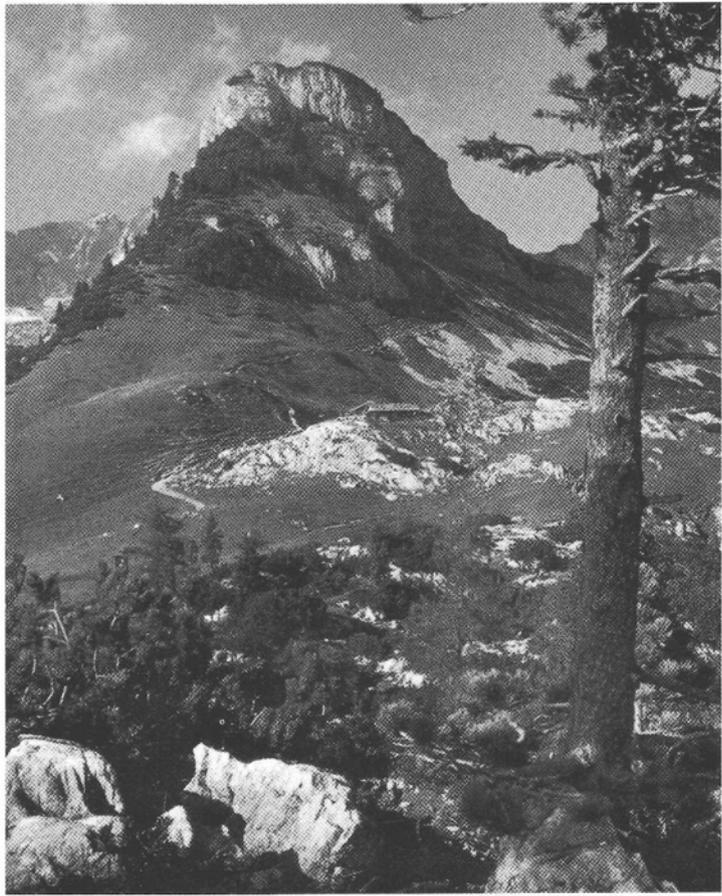
Bei romanischen Namen ermöglicht es meist ihre sprachliche Struktur, die Bildung mit immer wiederkehrenden Suffixen und Wortstämmen, weit über das bloße Spiel der Phantasie hinaus eine gesicherte Deutung zu finden; diese wird im folgenden gegeben. Aber der älteste, schon in die Vorgeschichte zurückgehende Zeuge für Almsiedlung im Rofan verbirgt sich unter dem schlicht bäuerlichen Gewande eines Namens Ampmoos. Wie sich bei einer Sichtung der romanischen Namen ergibt, sind vier, Rofan, Zirein, Ludoi und Kreuzein, nach dem Naturzustand des Gebirges gegeben: drei, Mauritz, Alpigl und Urzaun, weisen auf schon bestehende Alpwirtschaft, Dalfaz auf Heugewinnung im Almbereich zurück. Ein einziges Paar zeitlich zu ihnen passender Namen konnte bei der Arbeit für das Kramsacher Buch<sup>1)</sup> auf der Sohle des Inntals nächst der Brandenberger Ache aus Urkunden nachgewiesen werden, Ligoede und Conters. Die Erinnerung an sie ist erloschen, während eine tausendjährige Tradition die Sprachzeugen für Almwirtschaft vor dem Vergessenwerden bewahrt hat. Jedoch bietet das Talgebiet von Wiesing drei noch lebende romanische Namen, Pleabichl (s. Karte, früher „Blcil“ geschrie-

ben), Profeld und den des Ortsteils Pradl.<sup>1a)</sup> Ein weiterer prähistorischer Name, Voldöpp, wird als Flußname Uulpepe schon zwischen 1078 und 1080 für die Brandenberger Ache genannt, liegt aber außerhalb des hier gezogenen engen Rahmens.<sup>2)</sup>

In die deutsche Siedlungszeit gehören die übrigen Alm- und Gipfelnamen. Einige von ihnen und der alt bezeugte Name des zum Landschaftsbild des Inntals gehörenden Bergsturzes „Rotgschöß“ kommen schon in älteren Beschreibungen der Grenze des Gerichts Rottenburg (nach dem Schloß Rottenburg bei Jenbach, jetzt Ruine, so genannt) und in einer ähnlichen Markbeschreibung der Hofmark Münster, die einen großen Ausschnitt der Rofangruppe und der Talsohle umfaßte, vor. Wie diese Gerichtszugehörigkeit und wie Einzelurkunden ausweisen, waren die Almen Weidegebiet vornehmlich der Inntalorte sowie der im Territorium des Klosters Georgenberg, dem „Ländl zu Ahen“ (Achental), sesshaften Leute und der Brandenberger Siedler. Diese Grenzbeschreibungen aus dem 15. und 16. Jahrhundert verraten eine selten eingehende Kenntnis des Hochgebirges, z. B. behelfen sie sich kein einziges Mal mit den sonst gewohnten formelhaften Wendungen wie „in alle Höch“ für den höchsten Gebirgszug. Zwei mögen hier auszugsweise der Namendeutung vorausgeschickt werden. In einem solchen Markenbeschrieb<sup>3)</sup>, der von Norden, vom Unnütz, ausgehend, das Rofan durchschreitet, heißt es: „vom Unnütz in die Nider (Kögljoch d. i. Köglsattel) in das Hinter Märntal (Mahrintal) . . . in den Strätkopf (wohl Stuhlböcklkopf<sup>4)</sup>) . . . in das Spiljoch<sup>5)</sup> . . . in den Rotenkopf (Roskopf, Punkt 2246 der Karte) . . . in den Rafan (Rofanspitz) . . . ab auf das March (Marchalm) . . . [wieder] auf über den Kamp (heute „Saukamp“ der Karte), dem Kamp aus [auswärts] nach hyntter des Swarzenzesees (Zireiner See) . . . auf den Roskopf<sup>6)</sup> . . . ab auf das Rotenschess (Rotgschöß).

Andere Örtlichkeiten nennt das Weistum von Münster<sup>7)</sup> von 1514: „ . . . von Häuser panna-zaun<sup>8)</sup> (Haus, Ortschaft bei Münster) in das

*Der Gschöllkopf,  
benannt nach den anlie-  
genden Karen »s' Inner-  
und Ausser-Gschöll«  
— Gegend der Hengste!*



*Foto: W. Müller*

Artegkh (Martlspitz) ... in den Schuthals<sup>10</sup> (Schichthals) ... hinein in die Unt (etwa bei der Haidachstellwand) ... in die Gruebachlacke<sup>11</sup>) ... auf den Rotenkopf (Roßkopf 2246 m), ... auf den Rafent (lies Rofant = Rofanspitz) ... auf das Sonwentjoch ... hinab auf Ränsen (Ramsen, auf unserer Karte) ... auf den Hals<sup>12</sup>) und auf Seitenstein (Alm) ... in Hölenstain (Ortschaft Höllenstein bei Münster)“. Beim Vergleich des alten Namenschatzes mit dem heutigen erscheint also doch viel von den mittelalterlichen Hochgebirgsnamen bis zur Gegenwart lebendig geblieben. Den Bergsteiger mag es interessieren, von wem diese Angaben erhoben wurden, aus welchem Kreis von Einheimischen die besten Kenner des Rofans und der Berge bis zum bayerischen, Tegernseer Territorium stammten. In der obigen Kundschaft von 1453<sup>13</sup>) heißt es: „Di vorgenanten alten laeut warn ettleich (etliche) vederspiler (Vogeljäger), ettleich draechsel, und pauten (bauten, be-

wohnten) das gepirg allzeit<sup>13a</sup>) und warn in (ihnen) auch di pirg paz chunt (besser bekannt) dann (als) andern laeuten“. Also Jäger, die dem edleren Vogelwild nachstellten, und „draechsel“, d. i. Drechsler, die nach der für Holzgeschirr brauchbarsten Holzgattung, dem Zirbenholz, suchten und es oft an Ort und Stelle verarbeiteten, — wahrscheinlich auch Bogner, die dem von Bogenschützen benötigten Eibenholz nachgegangen sind (Almname Einberg = Eyenberg, d. i. Eibenberg).

Daß die Lokalisierung mancher Namen schon im 15. Jahrhundert schwankend war, je nach den Standpunkten der die Berg- und Flurnamen verwendenden Gebirgsanwohner, lassen schon einige in diesen Markbeschrieben genannte Grenzpunkte wie Spieljoch erkennen. Dem Irrtum leistete ja besonders auch der Doppelsinn, in dem das Wort Joch verwendet wurde und wird, Vorschub.

### Namen in alphabetischer Folge erklärt.

**Alpigl.** Al m n a m e, mundartlich äjwigi, erst von den Vermessern der Katasteraufnahme von 1855 in „Altbichel“ umgedeutet, wie es übrigens auch zwei identischen Namen im Land Salzburg erging, einer schon 788 beurkundet als *Alpicula*. Romanisch *alpicula* — „kleine Alm“.

**Ampmoos** wird zwar im 18. Jahrhundert Amtmoos geschrieben (Weistümer, siehe hier Anm. 4); es hat aber weder mit einem „Moos“ = „Sumpf“, noch mit einem Amt zu tun; 1439 wird die „Alben Amppens“ im Zusammenhang mit Steinberg erwähnt; sie wird 1518 als „alm Ampms samt iren ligersteten (d. i. Alplegern) March, Sausental (?), Eslstain, Unter- und Ober-Marntal bis hinaus zum Eibenstain“ verkauft — damit werden Ampmoos, Marchalm, Saukar (tal), Eselkar und die beiden Mahrntäler bis hinaus zur Alm Einberg (= Eyenberg, d. i. Eibenberg) gemeint sein. „Ampens“ umfaßte also einen Almkomplex, der die ganze westliche Nordabdachung des Gebirges mit seinen Bächen einschloß (als Mundartaussprache der ältesten Leute in Wiesing hörte ich noch *âmpes*). Der Name Ampens dürfte erst in der Neuzeit zu Ampmoos verstümmelt<sup>15)</sup> und dies auf die heutige Ortslage eingeschränkt worden sein, wo ja kein Bach und kein „Moos“ vorhanden sind. Der Name kann an die Seite des prähistorischen Ortsnamens Ampass bei Innsbruck (Einwohnername dazu „die Ampaner“) gestellt werden, der sich — sachlich zutreffend — mit keltisch *ambe* „Bach“ erklären läßt; *amb-anes* wurde als Mehrzahlbegriff „Bäche, Bachtäler, in den Bächen“ geföhlt.

**Dalfaz** schon 1324 „in den Talvatz in diu Maerentell“, Jenbacher Buch S. 159. — Von dem äußerst häufigen romanischen Begriff *tabulatu, tavolad*, „Heustadel“, der mit Umstellung des -v- *talvad*, bündnerromanisch *talváu*, ergab,<sup>16)</sup> kann eine Mehrzahlform *talvades*, „Heustädel“, gebildet worden sein. **Gruba, Grubach**, mundartlich *s'gruewa*. Die wellige Landschaft von der Mauritzalm bis zum Grat Roßkopf-Rofanspitz hin wird schon im 15. Jahrhundert „das Gruebach“, d. i. „Menge von Gruben d. i. Tälchen“ genannt, s. o. Grenzbeschreibungen. Von der falschen Schreibung „Gruber“ statt *Gruba(ch)* mußte abgegangen werden; auf unserer Kar-

te ist ja auch das „Durra“ über Maurach (Durrawand) nicht als Durrer geschrieben,<sup>16a)</sup> der Ortsname *Taxa* (bei Dachau) lautet nicht *Taxer*, *Aicha* (bei Brixen, Südtirol) nicht *Aicher*!

**Gschöllkopf.** Der markante Felskopf ist nach den anstoßenden Karen, die „s' Inner- und Ausser-Gschöll“ heißen, benannt; diese waren wohl als Pferdeweiden verwendet, da sie nach dem althochdeutschen *scelo* = „Zuchthengst“ benannt sind; ahd. *gi-scelli*, *Gschöll* — „Gegend der Hengste“.

**Hochalm** s. Urzaun.

**Hochiss** „die Hochiss“ = „hohe Isse“, hoher Weideplatz, zum Alpenwort „Isse“ = „Weideplatz“.

**Irdein** s. Zirein.

**Kotalm** schon im 15. Jahrhundert *Chotalb*<sup>17)</sup> nach dem lehmigen Untergrund benannt, vgl. Folgendes.

**Ludoi**, mundartlich *ladäi*, auch auf der Anichkarte *Ladoi*, auf lehmigem Untergrund gelegen, zu *lutu* — „Kot“. Ein romanisches *lutoriu* ist als Namenwurzel wahrscheinlicher als *lutaria (terra)*, beides bedeutet „koti- ges Land“.

**Kreuzein**, auf der Karte von Anich und Hueber, 1778, *Creizein*. Die romanische Endung des Namens, -ein, aus -ina, macht uns einen deutschen Ursprung zweifelhaft. Vielmehr wird „Kreuz“ hier auf eine Volksetymologie zurückgehen. Im ehemaligen Welschtirol westlich der Etsch wird der romanische Begriff *croz* für steile Felsberge (z. B. *Crozzón di Brenta*)<sup>18)</sup> gebraucht. Nach den Felsgräben des später *Kreuzbach*<sup>19)</sup> genannten Baches, die *croz-ina* geheißen haben mögen, wurde die Alm darüber benannt. Dies wurde durch eine Gedankenverbindung mit „Kreuz“ in ein „Kreuzein“ umgedeutet.

**Mahrental**, der Name scheint von einer zwar seltenen, aber doch nachweisbaren bairischen Mundartform für „Stute“ zu kommen. Neben dem häufigeren *Mörch, Mirch* für „Stute“ gibt es dafür nach A. Schmellers Bayerischem Wörterbuch, Spalte 1633, auch das Wort die *Mahr*; *Mahrental* wäre also „Roßweide, Stutental“ (urkundlich bei „Dalfaz“, s. oben, belegt).

**Mauritzalm**, Maurach a. Achensee. Die Endung -iz ist die gleiche wie in *Ladiz* (Karwendel), 1500 *Ladritsch*, das eine „gemauerte Heuhütte“, *latericum*, bedeutet. Eine kla-

re romanische Wortbildung muriciu wurde anderwärts sicher erschlossen.<sup>20</sup>) Sie liegt in Südtirol im Wort „Moritschen, Maritschen“ für „altes Mauerwerk“ vor. Vielleicht ist der Name Mauritz nach einer alten Almhütte oder dem Mauerwerk eines steinernen „Hags“ gegeben worden. Formal eingewirkt hat wohl das deutsche Wort „Mauer“, das in Tiroler Mundarten auch „Maure“ lautet und besonders in der Ableitung „s' Maurach“ „Blockwerk, meist von abgeköllerten Felsmassen“ bedeutet. Ein solches ist am Platze des Almlagers sicher nie vorhanden gewesen, weshalb das Wort für Erklärung von Mauritz nicht paßt, wohl aber stimmt es zur Naturbeschaffenheit des Talorts Maurach, der nach den geologischen Karten auf einer Bergsturzmasse liegt.

**Rofan**, mundartlich rofán (helles a). Eine Alm hat niemals so geheißt. Es ist auffallend, daß ein Gipfel einen so alten Namen trägt (was durch die Grenzbeschreibungen, s. o., bewiesen wird). Diese lauten „Rafan, in den Rafent“. Rofan gehört zu dem durch das Ladinische überlieferten, aber unbedingt aus einer vorrömischen Alpensprache stammenden Wort rōa (Gröden) aus älterem rova,<sup>21</sup>) das „Muhr, Erd- oder Felssturz“ bedeutet. — Mächtige herabgeköllerte Felsblöcke liegen am Nordfuß der Wand bei der Marchalm verstreut. Rofan geht auf ein romanisches \*rov-anēu, rovanju (mont) = „Berg mit Felsstürzen“ — zurück. Die Urkundenform „Rafent“, als Rāfant zu sprechen kann recht wohl eine im Romanischen gesprochene Nebenform sein. Auch der Name des Inns, rom. als \*Eniu, Enju anzusetzen, hat im Engadiner Dialekt die Form Ent, also mit -t, angenommen.

**Roskopf**, heute der Name des bekannten Kletterbergs P. 2246; dieses „Roskopf“ wurde aber sicher erst sekundär für den älteren belegten Namen Rote(n) Kopf, s. oben Grenzbeschreibungen, eingesetzt, und zwar wurde der Name vom benachbarten Roskar her übertragen. „Roskopf“ ist dagegen für den heute mehr als Rosskogel benannten Berg, die Kuppe über der Bergstation der Sonnwendjochbahn, urkundlich bezeugt (s. oben), an diese grenzen auch die Namen „Roswies“ auf unserer Karte.

**Rotgeschöb**, im Jahre 1550 „auf das Rot Gesches“, 1493 „Roten Gesches“, mundartlich

raggschöß, vorgeschichtlicher Bergsturz vom Pletzachkopf herab, mit vielen roten Liaskalkblöcken (Hagauer Marmor); Geschöß = „Gegend eines Felssturzes“, vom „Schießen“ d. i. Abstürzen, Gleiten unbelebter Dinge, vgl. den Namen Schußbrinnen, Schoßbrinn, mehrfach vorkommend.

**Schermstein**, Almname. Die Almhütten in eigenartiger Lage, unter einen langgezogenen Felsüberhang aus Wettersteinkalk geduckt, der ihnen „Scherm“ = Schutz bietet. Erst bei der Katasteraufnahme wurde der Name zu Scherbenstein verballhornt.

**Sonnwendjoch**, schon i. J. 1400 Sunnwentjoch (Ldb. S. 800), auch in den folgenden Jahrhunderten als Sonbentjoch, Sunbentjoch genannt. Wieder ein aufgewandter Name, von der Alm Sonnwendbühel auf den Berg übertragen, dieser Almname ist „Bühel, auf den man zur Sonnenwende auftreibt“.

**Spieljoch**, vgl. Anm. 5. Vom „Spielen“ d. i. Sichbegatten der Weidetiere; das Gleiche in „Spielissjoch“, Karwendel.

**Stuhlböckkopf**; im 14. Jh. wird genau in derselben Gegend als Grenzpunkt ein „Stuelpogk“ genannt. An diesem Gratstück haftete aber (nach Auskunft von alten Leuten aus Maurach) der Name Predigtstuhl. Mit diesem steht das Wort „Stuhl“ in Stuelpogk in Zusammenhang. Es bedeutet in mittelhochdeutscher Sprachform „boge“, d. i. Bogen oder Krümmung des Predigtstuhlgrates, s. Karte. Nachträglich wurde das freilich in -bock, -böckl umgedeutet.

**Urzauns**, der alte Name der jetzigen Hochalm. Schon im 14. Jh., dann im 16. Jh. belegt als „alben Urzauns“. In Urzaun steckt ein weit verbreitetes romanisches Wort, das auch in Unter- und Oberinntaler Namen vorkommende urrezza, „Ort mit kühler Luft, Bremstall, d. i. Rastplatz des Viehs in der Mittagshitze“ (aus lat. aura = „Lüftchen“). Daraus bildete man ein urrezz-ōne, „großer Bremstall“.<sup>22</sup>)

**Zirein**, der Name lautet i. J. 1413 und noch im 18. und 19. Jh. Irdein, 1609 „Wildsee zu Irthein am Joch“ — Zireiner See, der im 15. Jh. „Swarzense“ heißt. Wahrscheinlich stammt das Z- von der Präposition „zu, z'“, die mit dem Wortstamm Irdein zu „Zirein“ verschmolz. Man kann an rom. erto, „steil“ (aus lat. erectus) denken: ertina alpe = „steile Almgegend“.

## Anmerkungen

- 1) Kramsacher Buch, als Schlern-Schriften Bd. 262, 1972 in Innsbruck erschienen, S. 43.
- 1a) Diese sind festgestellt und erklärt von Univ.-Dozent Hermann Ölberg in der Festschrift f. Karl Finsterwalder, Innsbrucker Beiträge z. Kulturwissenschaft Bd. 16, 1971, S. 200 f.
- 2) Verf. über Voldöpp in Beiträge z. Namensforschung Bd. 11 (1960) S. 14—17.
- 3) Aus den Jahren 1452 und 1493 in Ldb. S. 199 u. 201. Wichtig auch die Markbeschreibungen bei K. Möser, Das Ländl zu Ahen, im Jenbacher Buch, Schlern-Schriften Bd. 101 (1953), S. 157 f. (künftig angeführt als „Jenbacher Buch“).
- 4) Im „Landmarch der Grafschaft Tirol“ von 1550, Tir. Weistümer V, 1966, S. 68; in der einen Fassung der Beschreibung wird „Sträköpff“, in der anderen statt dessen Sruelpogk = Stuhlböcklkopf gebraucht, Ldb. S. 201 Anm. 2.
- 5) Ldb. 202 o.; der Name Spieljoch hat die größten Verschiebungen der Ortslage erlitten, zunächst (schon 1434) auf den Platz des Koralmjochs, dort wird er noch in der österr. Spez. Karte als 2. Name geführt; jetzt aber gilt Spieljoch für den Sattel P. 1608, Jenbacher Buch S. 157 f.
- 6) Mit dem „Roten Kopf“ kann nur der Roßkopf westlich der Rofanspitze mit seinen grellrot gefärbten Wänden gemeint sein.
- 7) Roßkogel (Roßkopf) über der Sonnenwendbahn-Bergstation.
- 8) Hofmark = „Territorium“; die Hofmark Münster wurde auch Hofmark Lichtenwert nach ihrem Herrschaftszentrum, dem Schloß Lichtenwert bei Brixlegg, j. Lichtwehr, benannt. Ldb. S. 217 o.
- 9) „Bannzaun“ = die Umzäunung des Feldes und Wiesenlands gegen Weide- und Waldboden, welch letztere dem Vieh offenstanden.
- 10) Schichthals, aber richtiger wäre Schütthals, nach den dortigen Geröllreisen, der „Schütt“; im Jahre 1400 „in der Sütt“ genannt, Ldb. S. 800.
- 11) Das fälschlich als Gruberlacke bezeichnete Seelein, richtig Grubalacke.
- 12) Unter dem „Hals“ ist wohl der enge Durchgang des Horizontalsteigleins, das von der Sonnenwendbühelalm zur jetzigen Bayreuther Hütte führt, hinter dem Felsriegel der „Kammerkirch“ zu verstehen.
- 13) Die Stelle im Jenbacher Buch im Original, bei Stolz ZAV 1928, S. 34 in Übersetzung wiedergegeben; „bauten“ bedeutet „sie bewohnten“ das Gebirge während ihrer Tätigkeit als Jäger und Drechsler.
- 14) Über „Alpicula“ zwischen Salzburg, Graubünden und Berner Oberland der Verf. in Festschrift für Nik. Grass, Innsbruck 1973.
- 15) Nach dem Muster anderer Namen, deren Akzent auf die zweite Silbe verlegt wurde, z. B. „Karwendel, Voldöpp, Dawáld (im Vomperlodl).“
- 16) Rät. Namenbuch II, 1963, S. 334.
- 16a) Durren im Dialekt für „verdorrte Bäume“.
- 17) Jenbacher Buch S. 158.
- 18) REW Nr. 2258.
- 19) Den man in deutscher Zeit nach einem Wegkreuz am Sträßchen nach Aschau „Kreuzbach“ genannt haben wird.
- 20) REW Nr. 5759.
- 21) Joh. Hubschmid, „Alpenwörter“, Bern 1951, S. 48, und Rätisches Namenbuch S. 289.
- 22) Verf. in Thbl. 1961, S. 27 f.

### Abkürzungen:

- Ldb. = O. Stolz, Historisch-politische Landesbeschreibung von Nordtirol. Archiv f. österr. Geschichte Bd. 107, 1924  
REW = Wilh. Meyer-Lübke, Romanisches etymologisches Wörterbuch  
Rät. Namenbuch = Andrea Schorta, Rätisches Namenbuch Bd. II, Francke, Bern, 1963  
Thbl. = Tiroler Heimatblätter, Innsbruck

### Lautzeichen

â = in der Mundart verdumpftes, o-artiges a

### Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Karl Finsterwalder,  
A-6010 Innsbruck, Schöpfstraße 13.

## Das Rofengebirge in ur- und frühgeschichtlicher Zeit

JULIUS JOPPICH

Diese Darstellung der Vorgänge in ur- und frühgeschichtlicher Zeit bezieht sich auf das Gebiet zwischen: Jenbach — Achental — Ampelsbachtal — Bayerbach — Erzherzog-Johann-Klause — Kaiserhaus — Elltal — Glemmbach — Thierseetal — Kiefersfelden — Inntal — Jenbach und die nähere Peripherie. Zeitlich gesehen erstreckt sich der Ablauf der Ereignisse vom Ende der Jungsteinzeit (etwa 2000 v. Chr.) bis in die Zeit des frühen Mittelalters (etwa 900 n. Chr.).

Zum gegenwärtigen Stand der ur- und frühgeschichtlichen Forschung in Tirol muß gesagt werden, daß im Vergleich zu anderen österreichischen Bundesländern und dem benachbarten Ausland die Ergebnisse als unbefriedigend bezeichnet werden müssen. Die Erforschung des Rofengebirges bildet hier keine Ausnahme; sie hat erst vor zwei Jahren begonnen. Trotzdem heben sich Ergebnisse konturenhaft ab, und meiner Meinung nach ist das Gebiet für einige Überraschungen gut.

Abgesehen von den bereits länger bekannten kreidezeitlichen Versteinerungen ergab sich aus dem Bereich der Paläontologie ein interessanter Fund einer Lagerstätte von Höhlenbären. Mein Kollege, Dr. DDr. Werner Kneußl, führte am Pendling Grabungen in einer Höhle durch und konnte das Alter der Funde mit ca. 28 000 Jahre bestimmen. Es handelt sich hierbei um den zweiten Fund an Höhlenbären in Tirol.

Als bisher ältester urgeschichtlicher Fundkomplex in Tirol ist die sog. „Tischoferhöhle“ (nächst Kufstein) zu nennen; er datiert im Übergangsbereich der ausgehenden Jungsteinzeit zur frühen Bronzezeit, also etwa um 2000 v. Chr. Aus der gleichen Zeit stammend, fand sich im Rofengebirge ein Schaber mit Randretuschen aus landfremdem Material, aus der Umgebung von Brandenburg. Die Suche nach weiteren Siedlungsspuren in den dort zahlreich vorhandenen Höhlen ist zur Zeit im Gange.

Während der Bronzezeit (bis etwa 1300 v. Chr.) war das Rofengebirge bereits begangen. Eine Weglinie aus Richtung Lenggries

und Tegernsee führte über die Achensenke ins mittlere Unterinntal; sie ist durch Funde auf bayerischem Gebiet und durch die Funde bei der Dalfazalm (oberhalb Maurach) und Wiesing (Dolchklänge und Keramik) nachzuweisen. Ein weiterer, sicher schon vorzeitig benützter Weg durchquerte das Rofengebiet; ausgehend von Breitenbach (im Inntal) führte er über die „Jocher Kapelle“ — Brandenburg — Pinegg (Abzweigung nach Steinberg — Achenkirch) entlang der Brandenberger Ache — Bayrache — „In der langen Au“ in Richtung Kreuth. Das Gebiet um Breitenbach — Kleinsöll weist durchgehendes Fundmaterial von der ausgehenden Jungsteinzeit (Steinbeil) bis in die Karolingerzeit (Reihengräber) auf, einer der seltenen Fälle in Tirol. Von dort nahm ein weiterer vorzeitlicher Weg seinen Ausgang; er führte über den Angerberg (Funde) in den Raum Kufstein/Zell. Während der Bronzezeit kann man mit teilweiser Besiedelung der Seen um das Rofengebirge rechnen. An der Peripherie gelegen, wäre noch der Fund eines bronzezeitlichen Schwertes in Achenrain (bei Kramsach) sowie der ab der frühen Bronzezeit einsetzende Kupferbergbau in Schwaz zu nennen; das abgebaute Material fand seinen Absatz auch auf bayerischem Boden.

Urnenfelder- und hallstattzeitliche Funde aus dem Rofan sind bislang nicht bekannt, wohl aber an der Peripherie, u. a. ein Schwertfund aus der Hinterrif.

Der bedeutendste Fund in Tirol datiert in die Latènezeit (400 v. Chr. bis 0); es handelt sich hierbei um die sog. „Schneidjochinschriften“ oberhalb von Steinberg, die den nördlichst gelegenen Fund etruskischer Felsinschriften darstellen. Im Jahre 1957 entdeckten die Bergsteiger Dr. Walter Riedl (Innsbruck) und Franz Schmid (Ehrwald) die an der Nordseite des Schneidjochs, in etwa 1450 m Höhe, in einer Halbhöhle mit Quellursprung befindlichen Schriftzeichen.

Die erstmalige Lesung nahm Prof. E. Vetter (Wien) vor, der die Schriftzeichen einem nordetruskischen (alpinen) Alphabet zuordnete und dem Inhalt nach einer Weiheinschrift an eine Quellgottheit zusprach.

Die Universität Innsbruck führte an Ort und Stelle eine Grabung durch; die zwischen den U-förmig angeordneten Zeilen vermutete Bronzetafel konnte nicht gefunden werden.

Im Jahre 1968 begleitete ich Prof. Aldo Prosdocimi (Univ. Urbino, Italien) an die Fundstelle, welcher die Inschrift dort abzeichnete, wegen des Fehlens jeglicher Hilfsmittel ein etwas problematisches Unternehmen. Prosdocimi konnte jedoch die Herkunft der Wortstämme nicht lokalisieren und die Inschrift bisher nicht übersetzen. Um die bisherigen Lesungen der Schriftzeilen zu überprüfen, versuchte ich mit Hilfe meiner Kollegen die gesamte Inschrift in Abdrücken zu bergen. Der Versuch gelang uns jedoch erst beim zweiten Mal, nachdem wir 40 kg Ton zur Fundstelle emporgeschleppt hatten. Die Abnahme dauerte fast einen Tag lang.

Die Inschrift selbst besteht aus sieben (heute noch lesbaren) Zeilen. Sie bedeckt eine Fläche von etwa einem Quadratmeter, die Gesamtlänge der Zeilen beträgt 5,70 Meter. Die einzelnen Buchstaben sind zwischen 5 bis 30 cm hoch, die einzelnen Zeilen sind von verschiedener Hand und vermutlich zu verschiedenen Zeiten eingeritzt worden. Linksläufig geschrieben sind die Zeilen 1, 2, 3, 4 und 5, rechtsläufig die Zeilen 4a, 6 und 8. In lateinischer Schrift ergibt sich nachfolgende Lesung:

Zeile 1: KASTRIESIETUNILAPE  
Zeile 2: RITALNESIKASTRINLAPE  
Zeile 3: ESIMNESIKASTRINLAUPE  
Zeile 4: IUIPECHATIVNLAPE  
Zeile 4a: LITIAUPI  
Zeile 5: VESIELVASAVEKERAKVE  
Zeile 6: SAKATESTASATEVAKATE  
Zeile 7: früher angeblich gelesen, heute nicht mehr vorhanden;

Zeile 8: ISAEKI.

In der Folge bemühten sich Herr Ing. F. Jira (Wien) und Herr Dubberke (Innsbruck) um eine Übersetzung. Jira liest die Inschrift als Votivtafel, betreffend drei Frauen, welche bei einem Bergsturz ums Leben kamen. Dubberke bezeichnet den Inhalt als Hinweis auf eine heilkräftige Quelle im Zusammenhang mit dem Gott Kastor (Zeile 1 bis 3) und nachträgliche Umwidmung an eine Göttin (Zeile 4 bis 6). Beide Übersetzungsversuche werden als „noch nicht endgültig“ bezeichnet. Natürlich wird eine letztliche Übersetzung zur Deutung beitragen, im Besonderen zur

*Bild rechts: Detailaufnahme der Schneidjochinschriften: Votivtafel für drei Frauen, die einem Bergsturz zum Opfer fielen oder Hinweis auf heilkräftige Quelle und den Gott Kastor?*

*Foto: W. Bahnmüller*

Klärung der Fragen: Wann — Wer — Wieso? Diese Problematik, unter Bedachtnahme auf die Lage der Fundstelle, kann vorerst nur theoretisch beantwortet werden. Die Frage nach der zeitlichen Einordnung kann die Anfertigung zwischen dem 4. und 1. vorchristlichen Jahrhundert sicher zulassen. Zur Herkunft der Schreiber wird eine Aussage schon etwas schwieriger, gibt es doch in Tirol nur diesen einzigen Fall einer derart umfangreichen etruskischen Inschrift. Es kann nicht beantwortet werden, ob einheimische Bewohner oder eine Gruppe anderer Orts Vertriebener die Zeichen setzten (Randgebiete des nordetruskischen Siedlungsraumes). Zur Wahl des Ortes am Schneidjoch gibt es mehrere Deutungsmöglichkeiten. Zunächst spielt die Quelle wohl die entscheidende Rolle, vermutlich im Zusammenhang mit der glücklichen Überwindung einer Notsituation. Der Umstand, daß in den gleichzeitig in Tirol bestehenden Siedlungsstätten keinerlei derartige Inschriften vorhanden sind, läßt mich darauf schließen,



daß im Gebiet des Schneidjochs eine Gruppe von Flüchtenden kurzfristig Aufenthalt genommen hat. Es gibt im nahegelegenen „Abendstein“ ein ausgedehntes System von Höhlen.

Als auslösende Ereignisse können sowohl Keltenzüge um etwa 400 v. Chr. (Zerstörung der Höhsiedlung auf der „Burg“ bei Stans) oder auch der Einfall der Kimbern zwischen 113 und 102 v. Chr. (Zerstörung der Kupensiedlung am „Himmelreich“ bei Volders) angenommen werden. Kurzfristige Refugien in entlegenen Hochtälern sind im Verlauf der Geschichte Tirols zu wiederholten Malen erwiesen. Die Quelle am Schneidjoch war für den Schreiber der Zeile 8: ISAE · KI: „Heiliger Ort“ (Übersetzung: Hier ist das Heiligtum); sie ist somit die erste schriftlich nachweisbare Kultstätte unseres Landes.

Im Verlaufe der Römerzeit war die Ost- und Südseite des Rofangebirges wieder stärker besiedelt. Den bisherigen Funden nach zu schließen, handelt es sich aber nur um Einzelsiedlungen. In der zweiten Hälfte des 3.

Jahrhunderts n. Chr. erfolgten Einfälle der Alemannen; dabei kam es zu Zerstörungen (Zerstörung der Villa rustica bei Wörgl). Die römische Grenze zwischen den Provinzen Rätien und Noricum verlief, nach hier üblicher Meinung, vom Pustertal kommend, in den Flüssen Ziller und Inn bis zur Mündung bei Passau. Diese Grenzlinie muß noch während der Römerzeit eine Korrektur erfahren haben, die das Rofangebirge miteinbezog. Möglicherweise geht darauf der spätere Grenzverlauf zwischen den Bistümern Freising und Brixen bzw. der Diözesangrenze zwischen Salzburg und Innsbruck zurück. Diese Grenze folgt der Ziller bis zur Mündung in den Inn, läuft zwischen Münster und Asten zum vorderen Sonnwendjoch — Seekarlspitze — Hochiss — Ochsenkopf — Hochunnütz — Schwarzbachkapelle — knapp östlich der Guffertspitze — knapp westlich der Issalm — quer über das Schneidjoch — Sindelsdorfer Alm und von da ab entlang der heutigen Staatsgrenze zwischen Bayern und Österreich bis in das Inntal.

Dieser etwas eigenwillige Grenzverlauf könnte durchaus wiederum aus einer möglichen römischen Provinzgrenze über die Achsenke entstanden sein. Ob bei dieser römerzeitlichen Grenzkorrektur der Bergsturz vom Plezackkogel (zwischen Kramsach und Münster) eine Rolle gespielt haben kann, läßt sich nicht mit Sicherheit behaupten. Daß aber diese Naturkatastrophe einen Einfluß auf die seinerzeitigen Verhältnisse hatte, ist unbestritten. Nach dem gegenwärtigen Stand der Forschung erfolgte der gewaltige Bergsturz im Verlaufe des 4. Jhd., bzw. in der 1. Hälfte des 5. Jahrhundert n. Chr. Die teilweise hausgroßen Blöcke bedecken eine Fläche von 5,42 Quadratkilometern, die Ausläufer reichen bis in das Gebiet bei Matzen. Der damals am nördlichen Talrand fließende Inn wurde an den südlichen Talrand gedrängt und über weite Gebiete aufgestaut. Eine Versumpfung des Geländes war die Folge, wovon besonders die Gegend um Münster betroffen war (bis zum Beginn des 19. Jhd.: Auftreten von Malariaepidemien). Das Inntal war nach diesem Elementarereignis für einige Zeit unpassierbar. Die römische Straße zwischen Veldidena (Innsbruck) und Pons Oeni (Pfaffenhofen, Ldkr. Rosenheim) wich über den Kerschbaumersattel und das vordere Alpbachtal aus. In diesem Zusammenhang ist auffallend, daß die Sigillaten von Westerdorf in Innsbruck/Wilten (Veldidena) nur unmaßgeblich vorhanden sind, woraus ich zumindest eine verbindungsmaßige Zäsur an der Zillierlinie ableiten möchte.

An der südöstlichen Rofanperipherie lassen aber die romanischen Flurnamen auf eine relative Siedlungskontinuität schließen. Aus der „Vita sancti Severini“ wissen wir, daß im Verlaufe des 5. Jhd. n. Chr. Getreidelieferungen aus Rätien nach Noricum erfolgten, woraus auf eine gewisse Konsolidierung der Verhältnisse geschlossen werden kann. Im Jahre 565 n. Chr. wird das Inntal noch als „Land der Breonen“ genannt; kurz danach, noch vor dem Ende des laufenden Jahrhunderts, beginnt das Vordringen der Bayern. Ab dem Beginn des 7. Jhd. n. Chr. erfolgte die andauernde Besiedlung, wie die Reihengräberfelder von Kleinsöll und Unterlangkampfen beweisen. Im 8. Jhd. sind bereits bestehende Kirchen nachweisbar, so z. B.

Wiesing, Münster, Breitenbach und Kleinsöll, Langkampfen und Zell bei Kufstein.

Über den weiteren Verlauf der Besiedlung gibt es keine fundmäßigen Hinweise. Das Einsetzen der ersten urkundlichen Nennungen muß hier als chronologisches Hilfsmittel verwendet werden: Achsenkirch 1112, Achensee 1120, Buchau 1322, Maurach 1313, Eben 1263 (Eigenkirche um 900, Eigenkirche der Herren v. Rotenburg?), Wiesing 930, Münster 1140 (aber karolingische Kirche!), Habach 1120, Mariathal 1267, Voldöpp 1151, Brandenberger Ache 1267 („Fluvius Vuldeppe“), Breitenbach 1157 (Pfarre bestand im 8. Jhd.), Kleinsöll 1313 (Kirche bestand im 8. Jhd.), Angath 1190, Mariastein 1360, Langkampfen 799, Oberlangkampfen 1315 (Kirche bestand im 8. Jhd.), Zell 788, Thierberg 1379, Thiersee 1224, Brandenberg 1140, Steinberg 1196.

Während die südöstliche Peripherie des Rofangebietes ab dem 8. Jhd. als „dauernd besiedelt“ bezeichnet werden kann, werden im inneren Teil ab der Wende vom 10. zum 11. Jhd. die ersten Rodungen einsetzen. Die deutschen Alpen- und Bergnamen überwiegen bei weitem. Vereinzelt finden sich auch Namen der seinerzeitigen Brandrodungen. Abschließend ersucht der Verfasser die zahlreichen Wanderfreunde des Rofangebirges um Hinweise auf eventuelle Entdeckungen oder Funde.

#### Literaturnachweis:

- Kneußl, Werner: „Die Grabungen am Pendling“ (Vorbericht) — in: Zeitschrift für Glazialgeologie, Jahrgang 1972/Heft 8.  
 Plank, Liselotte: „Nordtirol in ur- und frühgeschichtlicher Zeit“; Jahrbuch des österreichischen Alpenvereins, 1964.  
 Prazeller, A.: „Malaria in Nordtirol“; Schlernschriften Nr. 65.  
 Scheiber, Walter: „Der Plezack-Bergsturz bei Kramsach“; Schlernschriften Nr. 65.  
 Spindler, Max: Handbuch der Bayrischen Geschichte. München 1967.  
 Widmoser, Eduard: „Tirol von A bis Z“. Südtirolverlag 1970.

*Anschrift des Verfassers: Julius Joppich,  
 A-6060 Solbad Hall, Innsbrucker Straße 7,  
 Tirol/Österreich*

# Steinberg

am

# Rofan

RUDOLF RÖDER

*Blick von Au-  
ßer Steinberg  
zum Rofan;  
von links: Rofan-  
spitze, Roß-  
kopf, Seekarls-  
spitze, Spiel-  
joch und  
Hochiss.*



*Foto: E. Griebel*

Zwischen dem Nordkamm der Rofangipfel, dem Guffert und Unnütz liegt, auch heute noch ziemlich abseits, das Dörfchen Steinberg, das auf eine Geschichte von über 1000 Jahren zurückblicken kann. Obwohl Mittelpunkt eines weiten Talkessels, ist infolge der so lange währenden Entlegenheit des Gebietes kaum anzunehmen, daß es schon in vorrömischer oder römischer Zeit dort Siedler gegeben hat; auch die etruskischen Inschriften unter dem Schneidjoch nördlich des Guffert deuten nur darauf hin, daß möglicherweise Erzhürer oder Jäger in diese entlegenen Seitentäler vordrangen und vielleicht auch schon damals einen Gebirgsübergang benutzten, der später lange Zeit die Hauptverbindung von Brandenburg zum Tegernsee bilden sollte: über die bayerische Wildalm nördlich der Ludwig-Aschenbrenner-Hütte.

Um die Wende vom 7. zum 8. Jahrhundert, als sich das Reich der Franken konsolidierte, gehörte das Gebiet Steinberg, einschließlich Tirols, zum alten bajuwarischen Stammesherzogtum; heute nimmt man an, daß Steinberg gegen Ende des 8. Jahrhunderts erst-

malig besiedelt wurde, als die Franken Herzog Tassilo absetzten und fränkische Sendboten nicht gerade sanft mit der eingessessenen Bevölkerung umsprangen. Da mögen viele Menschen nach Süden in die bislang gemiedenen, unzugänglichen Gebirgstäler ausgewichen sein.

Der Platz um die Kirche herum, der „Kirchbichl“, dürfte die erste Siedlung getragen haben; diese Stelle wird nach dem Winter zuerst frei von Schnee. Auch widerspricht die Steinberger Mundart einer Besiedlung von Bayern aus keinesfalls; die mundartliche Verwandtschaft zu Breitenbach im Inntal — zu dessen Pfarrgemeinde Steinberg viele Jahrhunderte lang gehörte — ist bedeutend stärker ausgeprägt als beispielsweise zu jener, die im Tal von Achenkirch gesprochen wird. Vielleicht liegt diese mundartliche Scheidung auch in der Tatsache begründet, daß bei Bildung der Grafschaft Tirol das Achenal mit Achensee schon zu dieser gehörte, während der Bezirk Rattenberg, der die Dörfer Brandenburg und Steinberg mit einschloß, ursprünglich Reichslehen der Bischöfe von Re-

gensburg, durch Lehensübertragung an die Herzöge von Bayern kam, mit deren Territorium er mit der Zeit verschmolz. So war die Gemeindegrenze Steinbergs gegenüber Achenkirch und Achensee jahrhundertlang auch Staatsgrenze.

Die Gemeinde Brandenburg, zu der Steinberg bis Anfang des 19. Jahrhunderts gehörte, dürfte auf das 11. Jahrhundert zurückgehen, denn schon 1073 wird im ältesten Urbar des Klosters Tegernsee ein Heinrich de Prantenperg genannt. Jedoch: „der Stoaberg is ölda wos da Brandenburg“, drückte man sich noch im 19. Jahrhundert aus — und mit Sicherheit werden die größeren Rodungen Brandenburgs etwa um 1300 endgültig entstanden sein, als der in der Umgebung von Jenbach gerade florierende Silberbergbau zur Deckung seines enormen Holzbedarfs auf die Waldungen auch in den mehr entlegenen Seitentälern zurückgriff. Transportmöglichkeiten boten die Brandenberger und Steinberger Ache mit ihren Quellbächen; das Holz wurde unter Nutzung des Winterschmelzwassers getriftet. Erst in späteren Jahrhunderten, als sich die Holztrift gut rentierte, mußte die Triftfähigkeit der beiden Achen durch den Bau von kleinen Stauanlagen — den „Klausen“ — gesteigert werden, deren Reste man auch heute noch an vielen Stellen finden kann. Im übrigen mag erwähnt sein, daß der Jenbacher Silberbergbau auch zu einer besseren Verkehrsverbindung nach Norden drängte; 1320 ließ Herzog Heinrich von Tirol eine Straße längs des Achensees anlegen, die man jedoch wegen der Unwirtlichkeit der felsigen Ufer bis über die Höhe der heutigen Kotalmen führen mußte.

Für Steinberg ist im Jahre 1196 erstmalig eine St. Lambertus-Kapelle erwähnt; 1325 wird das kleine Kirchlein auch urkundlich belegt. Im Salbuch des Gerichts von Rattenberg um 1400 und auch in einem Urbar des Klosters Seeon werden um 1450 die ersten acht Höfe Steinbergs als Schwaighöfe aufgeführt: Jaud von Chirchen (Kirchenwirt), Mulek (Mühlegg), Unterperk (Unterberg), Rain, Ruepprecht (Rupprecht), Chuelchen (Kühler), Obermos und Entach (= „endam Achen“: jenseits der Ache — heute Enter). Der Bezirk Rattenberg hatte für die Herzöge von Bayern eine beachtliche Bedeutung; die forstwirtschaftliche Nutzung war, wie er-

wähnt, gar nicht gering — im Gemeindegebiet lag ein großer Teil des seit urdenklichen Zeiten benutzten Übergangs über die Wildalm ins Bayerische — und die Landesgrenze, westliche Gemeindegrenze von Brandenburg-Steinberg, führte vom Inn über den Kamm der Rofangipfel und den Unnütz auf den Kamm der Blauberge. Daher gelang es den Bauern von Brandenburg, sich von Alters her wichtige Rechte und Privilegien zu verschaffen, die in gewissem Sinne auch Allmendeinrichtungen — jedenfalls bis zum 16. Jahrhundert hin — genannt werden können. Für diese Brandenberger Privilegien existiert nun glücklicherweise ein Weistum mit Urkunde von 1434; in ihm sind im wesentlichen Weiderechte auf Krargebiet, Wegerechte sowie vor allem Jagd- und Fischereirechte zusammengefaßt. Während die „Hochjagd“ — auf Hoch- oder Rotwild, Rebhühner und Wildschweine — dem Landesfürsten vorbehalten blieb, wurde die „Niedere“ oder „Reisjagd“ — Gmsen, Hasen, Auer-, Birk- und Haselwild — den Bauern verbrieft. Weil die erste Urkunde in Verlust geraten war, erbaten die Brandenberger von Herzog Georg dem Reichen von Ober- und Niederbayern (1479—1503) im Jahre 1483 eine Bestätigung; seit dieser Zeit ließen sie sich ihre Privilegien von jedem neuen Landesherrn neu bestätigen. Zuletzt wird hier Kaiserin Maria Theresia 1744 genannt.

Die in der Urkunde festgelegte Gemeindegrenze beschreibt auch die westliche, Steinberger Grenze; sie ist im wesentlichen bis heute Gemeindegrenze geblieben. Hier heißt es unter anderem wörtlich: „... auf das Subentjoch, ab dem Subentjoch auf das Spilljoch, und ab dem Spilljoch auf das Khüpl, ab dem Khüpl auf den Unnütz, und ab dem Unnütz gein der pirchen, von der pirchen gein Teufengraben, ab dem Teufengraben über den Ampelsbach ein den schreienden pach nach, dem schreienden pach auf die Noderswant, und von der Noderswant an die Wichtenplat . . .“ Die meisten Landschaftsbezeichnungen sind auch nach heutiger Schreibweise unschwer zu identifizieren; interessant aber ist eine Tatsache, daß auf der neuen österreichischen Karte 1:50 000 (Blatt 119 von 1970) die kleine Waldkuppe südlich des Kögljochsattels, die seit dem 19. Jahrhundert als

„Kögljoch“ auf Karten verzeichnet ist, mit der Bezeichnung „s'Küppal“ erscheint.

Im übrigen ist auch einmal Steinberg erwähnt; bei der Beschreibung einer „Straße“ heißt es bei Brandenburg: „... von der Hüß (Häusergruppe in Brandenburg) ab über die Gattrenleiten, da teilt sich die sträzz ab über die prükk durich den Stainperg, die ander strazz hin über gen Tegernse über die wild albem...“ Bemerkenswert ist, daß die Verbindung zum Tegernsee noch die gleiche war.

Im Jahre 1434 wurde in Steinberg die Kirche geweiht; für 1482 ist die Stiftung einer Messe belegt. 1504 wechselte dann der Bezirk Rattenberg den Landesherrn; Kaiser Maximilian I. griff in dem nach dem Tode Georgs des Reichen entbrannten Landshuter Erbfolgekrieg ein und ließ sich seine gute Vermittlung durch die Überschreibung der Ämter Rattenberg, Kufstein und Kitzbühel sowie Zillertal und Mondsee reichlich belohnen. Als erster Landesherr des Herzogtums Tirol bestätigte er die Privilegien der Brandenberger.

Um diese Zeit bestand der Kern des Dorfes schon aus mehreren Teilen: Oberberg, um die Kirche herum, und Unterberg (Höfe unterm Berg, gegen Norden zu) sowie eine knappe Stunde nach Osten noch Außerberg, an der späteren Gemeindegrenze zu Brandenburg. Der Flurname „Unterberg“ taucht dann bald wieder in besonderem Zusammenhang auf, als 1606 und 1617 dem Forstknecht Hanns Unterberger (der sich, weil er eben abseits des Kerndorfes wohnte, mit der Herstellung von Pulver beschäftigte) Grundstücke in Steinberg zur Errichtung einer Pulvermühle verliehen wurden. Unterberger, mit einer Anna Ruepprechterin verheiratet, übergab 1648 Besitz und Mühle an seinen Sohn Christian, der den Besitz erweiterte und 1672 seinem Sohn Hanns vererbte. Die Pulvermühle brachte dem Hof den Namen „Pulverer“ ein; 1680 bekam der jüngere Hanns Unterberger von der Hofkammer das Recht, „zu Achen in der Pertisau und auf dem Eben Saliter (Salpeter) zu graben“. Doch zwischen 1684 und 1688 verlegte er „obwegen der großen Entfernung und schlechter Wegverhältnisse halber“ die Pulvermühle nördlich des Achensees und verkaufte den Besitz in Steinberg an einen Hanns Jaud aus

Achenkirch, ein Name, der schon um 1450 mit dem Hof bei der „Chirchen“ erwähnt wurde.

1715 wurde die kleine Kirche in ihre heutige Gestalt umgebaut; 1718 stiftete der Holzmeister und Wirt Georg Hintner aus Brandenburg eine Kuratie. Im übrigen scheinen die Unterberger den Hof „Pulverer“ schon bald wieder bekommen zu haben; 1738 wird auf diesem Hof ein Erb-Einsatz und Genußvertrag geschlossen, zu dem die Urkunde noch vorhanden ist. Auf die bayerische Herkunft anspielend, wird einleitend auf die „hergebracht alt Bayerischen Buchsagns Rechten und Observantz der Herrschaft Rattenberg“ hingewiesen; Christian Unterberger wird zum Bau eines Hofes und einer Feuerstelle ein Stück Grund verliehen, zweifellos dort, wo die vormalige Pulvermühle gestanden hat. Aus dem Vertragstext kann man im übrigen auch schließen, daß es um diese Jahre noch keine weiteren „reisjagdberechtigten“ Höfe gegeben hat, als die schon erwähnten. Andererseits kann kaum ein Zweifel daran bestehen, daß es zumindest die Höfe Obing und Nieding gegeben haben muß, auch den Hof Durrer, jenseits der Ache, der in Urkunden auch Thura-Hof genannt wird.

Die weit ins Tal hinein vorstoßenden Wälder und viele sumpfige Mooregebiete ließen den Bauern um die Höfe herum nur relativ bescheidene Wiesengründe übrig; schon sehr früh gehörte daher zu jedem Hof, mehr oder weniger weit entfernt und oft schon an den Berghängen gelegen, eine Wiese zur Bergheugewinnung, die man „Mahd“ nannte; die Mahden wurden mit den Hofnamen verbunden und sind heute Flur- und Almbezeichnungen, wie Pulverer-, Hintermoos-, Kühlermahd usw. Zu den verbrieften Rechten gehörte übrigens auch die Beschickung der Hochalmen während der Sommermonate mit Vieh, ein Recht, das sich bis heute erhalten hat; die Höfe hatten in den verschiedenen Höhenregionen Niederleger-, Mittelleger- und Hochleger-Almen zur Nutzung überlassen.

Im Jahre 1775 wird Steinberg in den Steuerakten als Hauptmannschaft der Breitenbacher Schramme des Landgerichts Rattenberg erwähnt; damit deutete sich schon die allmähliche Bildung der selbständigen Gemeinde an. 1811 wurde Steinberg eine Pfarrgemeinde,



Der Guffert von Westen.

Foto: E. Griebel

die noch bis 1818 zum Bistum Freising gehörte; der Trennung der Pfarrgebiete von Brandenburg folgte auch bald die gemeindliche Loslösung und die Übertragung der in dem alten Weistum verbrieften Gerechtsame auf die Steinberger. Bald fand diese Tatsache auch in einer erhaltenen Urkunde Ausdruck. 1827 — in diesem Jahr wurde übrigens die Kirche restauriert — erwarben laut „Verfächbuch Rattenberg“ zwei Bauern aus Brandenburg die Hochjagdrechte im Bezirk Brandenburg. In dieser Urkunde ist die östliche Gemeindegrenze von Steinberg beschrieben. Hier heißt es:

„Die Gränze fängt auf der Kreutz sein an und geht über die Laubegg in den Weißenbach, diesen nach bis zum Steinberger Hauptbachl, von diesem an dem Bergbachl (heute: Wurzenhausgraben) aufwärts in das Loch am Neuberg, über die Höhe des Steinberges auf dem Gufelspietz selben abwärts auf die Isalpe, von dieser durch die Sinke an das Weisnbachl, von Achenthal, längs diesem an das Schnniande Bachl (heute: Festlgraben), selben aufwärts auf die Natterwand, über den Grad über die Viechtelblatten...“ Diese östliche Grenze ist — wie die im Weistum 1434 genannte westliche — im wesentlichen bis heute erhalten geblieben; die Wichtelplatte auf dem Blaubergkamm war bis 1938 Jagdbezirksgränze zu Brandenburg. Nur vom

Wurzenhausgraben wurde die Grenze um einen Graben weiter nach Osten, beim heutigen Ascherhof, verlegt.

Zur Zeit dieser Urkunde zählt Steinberg 13 reisjagdberechtigte Höfe: Wirt, Meßner, Ober- und Unterholz, Liendl, Ober- und Unterkühler, Obermoos, Mühlegg, Schusterhäusl (Häusl), Obing, Nieding und Endtal (heute wie erwähnt: Enter). Die übrigen Höfe Waldl, Pulverer und Durra scheinen diese Rechte nicht bekommen zu haben. Entgegen den Abmachungen in Brandenburg blieb die Steinberger Hochjagd beim k. u. k. Forstärar. 1915 wurde dann in einem neuen Abkommen festgelegt, daß die gesamte Reisjagd in Zukunft nur gemeinsam mit der ärarischen Jagd vergeben werden dürfe; auch in Brandenburg kam es, bereits 1914 und eben noch einen langwierigen Rechtsstreit vermeidend, zu dieser Regelung.

1891 hatte Steinberg einen eigenen Pfarrer; die Pfarre befindet sich nahe der Kirche. Kirchlich gehört die Gemeinde zum Dekanat Reith der Diözese Salzburg. Die letzten Vergünstigungen aus den alten Jagdrechten — das Recht, einen gewissen Anteil Wildfleisch selbst verkaufen zu dürfen — wurde den Bauern im Zusammenhang mit Requirierungen während des 1. Weltkrieges entzogen.

Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts zählte

Steinberg kaum 200 Einwohner; heute sind es etwas über 250. Zwischen den Weltkriegen wurde das entlegene Dörfchen, das ja nur durch einen schmalen Karrenweg (2½ Stunden) mit Achenkirch verbunden war, mehr und mehr von Touristen entdeckt und als Stützpunkt geschätzt; seit Jahrhundertbeginn lockten Rofan wie Guffert zur ersten großen alpinistischen Erschließung an. Anfang der 30er Jahre baute der Bundesforst, zunächst als Mautstraße, die heutige Fahrstraße von Leithen über die Obere Bergalm; damit wurden auch die Voraussetzungen für Auto- und Busverbindungen geschaffen. In den 60er Jahren wurde die Straße ausgebaut und mit fester Decke versehen. Im Jahre 1938 kam die Gemeinde schließlich zum Bezirk Schwaz.

Eine bedeutsame landschaftliche Veränderung nahe Steinberg wurde 1941/42 eingeleitet; da die enge Klammstrecke der Grundache vor dem Zusammenfluß mit dem Gaismooser Bach die Holztrift immer schwer behinderte, ließ Forstmeister Lezuo, nachdem vorher zweimal geologische Untersuchungen, veranlaßt von der forstlichen Zentralstelle für die Ostmark, vorgenommen worden waren, den schmalen Höhenrücken durchstechen, an der Stelle, wo früher der Steig ins Schauertal die Grundache überquerte. Jedoch: diese Untersuchungen müssen doch recht flüchtig gewesen sein, denn schon 1905 hatte Professor Ampferer aus Innsbruck festgestellt, daß dieser schmale Höhenrücken zwischen den beiden Bachtälern teilweise gar nicht aus gewachsenem Fels, sondern an zwei Stellen aus Lehm und festem Bachschutt bestand. Die Folgen waren jedenfalls fürs erste verheerend; innerhalb der folgenden Jahre wurden mehrere 100 000 cbm Schotter und Geröll ausgewaschen und talauswärts transportiert; der schöne Talboden der Grundache wurde bis zur Einmündung des Schauertalbaches an die 38 m tief ausgespült, die Schotterhänge brachen immer und immer wieder von beiden Seiten nach, und erst in den Jahren 1959 bis 1962 gelang es unter Forstmeister Widmann, diese Bewegungen durch eine endgültige, nachhaltige Verbauung und Grundbepflanzung zum Stillstand zu bringen. Dann erst wurde auch der Bau der Rofanstraße durch das Grundachtal zur Schmalzklausenalm möglich.

Nach dem 2. Weltkrieg wurde Steinberg immer mehr von Touristen und Urlaubern, vor allem auch aus München, besucht, die hier willkommene Erholung und einen guten bergsteigerischen Stützpunkt fanden. Neue Häuser entstanden, und viele Steinberger, die im mehr und mehr rationalisierten Forstwesen keine Beschäftigung mehr fanden, wanderten ab oder suchten sich Arbeit im nahegelegenen Bayern oder bei den großen Straßen- und Autobahnbauten der 60er und 70er Jahre. Die in den 40er Jahren für die Winterholzabfuhr durch Pferdefuhrwerke gebauten Ziehwege wurden in den 60er Jahren planmäßig durch breite, nicht besonders reizvolle Forststraßen abgelöst, die die Holzabfuhr mit Lastwagen in allen Jahreszeiten ermöglichten. Daher wurde denn auch 1966 die letzte der vielen Triftsperrern, die bekannte Bergklause in Außerberg, endgültig aufgelassen und das Steinberger und Brandenberger Achtal um eine reizvolle Attraktion ärmer gemacht.

1952 wurde der Name der Gemeinde in „Steinberg am Rofan“ umgewandelt; immer stärker stellte sich der Ort auf Fremdenverkehr ein. Und trotzdem: im Grund genommen hat sich auch das Steinberg von heute noch recht viel von seiner ursprünglichen Eigenart bewahrt, die in der langen Geschichte dieses lieblichen Tales begründet ist.

Die Unzugänglichkeit des Tales und seine bis in die Anfänge unseres Jahrhunderts zu beobachtende Abgeschiedenheit von der Außenwelt dürften auch wesentlich mit dazu beigetragen haben, daß sich die auffallende Urwüchsigkeit der Mundart und viele Formen alten Sprachgutes lange erhalten konnten und daß vor allem auch die traditiosgebundene Pflege alter Volksbräuche lange Zeit lebendig geblieben ist — Tatsachen, die besonders eingehend von Dr. Friedrich Lüers beobachtet worden sind; seine Erkenntnisse und Analysen finden sich in zahlreichen Artikeln und Publikationen und auch in unveröffentlichtem Manuskriptmaterial<sup>1)</sup>.

Obwohl der Steinberger Menschenschlag oft merkwürdig ernst, ja verschlossen erscheint, zeigen doch die Volksbräuche einen sehr wachen Sinn für Freude, Frohsinn und Hu-

<sup>1)</sup> Die folgenden Ausführungen basieren auf diesen Materialien.

mor; diese Bräuche verbinden sich meist mit gewissen festlichen Ereignissen, vor allem des Kirchenjahres, und geben darüberhinaus die Erinnerungen an uralte Mythen und heidnisches Brauchtum wieder.

Die Festlichkeiten eines Jahres begannen in der *Fastnacht*; am Sonntagabend versammelten sich in der Gaststube Alte und Junge zum Tanz; später wurde das bunte Treiben durch das Eindringen einer kleinen Gruppe Maskierter unterbrochen. Die Vermummten führte eine weibliche Maske an, die mit einem großen Besen Stube und Tanzflur kehrte. Man tollte eine Weile gemeinsam herum, ein mit Wein gefüllter Krug machte die Runde, und dann zogen sich die Maskierten wieder zurück, kamen aber während der Nacht noch ein paarmal wieder, wobei sich alles wiederholte. Noch zu Beginn dieses Jahrhunderts sahen die Steinberger in diesem Treiben übrigens recht häßlich aufgeputzter Masken ein Symbol für die Austreibung böser Geister und Dämonen. Und oft, wenn es das Wetter zuließ, endete das Fest damit, daß ein Teil der Ausgelassenen am Montagmorgen nach Achenkirch hinauszog.

Die nächsten festlichen Anlässe boten Palmsonntag und Ostern. Am *Palmsonntag* brachten die Kinder ihren „Palmstrauß“ (aus Weidenkätzchen, Stechpalmen, Palmbretzel), verziert mit goldenen Äpfeln und bunten Bändern, zur Weihe in die Kirche; nach der Weihe gab es eine Prozession um die Kirche und den feierlichen Wiedereinzug ins Gotteshaus. Die geweihten Palmbuschen sollten auf den Feldern gegen Blitz und Hagelschlag, im Haus, wo man sie ins Herdfeuer legte, vor Brand und Geistern schützen. Die Zusammenkunft am *Gründonnerstag*, anlässlich der Grabaufrichtung, artete meist in ein Gelage aus, so daß man diese Vorfeier gern „B'soff'ne Mett'n“ nannte. Die bedeutendste Feier galt dem *Karfreitag*; an diesem Tag wurde noch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts im ganzen Dorf jedes Herdfeuer gelöscht. Vor der Kirche wurde ein großes Holzfeuer geweiht; nach feierlicher Zeremonie in der Kirche zündeten die Bauern mitgebrachte Feuerschwämme an diesem Feuer an, befestigten sie an Stangen und ließen sie, meist durch die größeren Kinder der Höfe — die man „Zundatroga“ nannte — nach Hause bringen, um dort wieder das

Herdfeuer anzuzünden. Es mag sicherlich ein bezaubernder Anblick gewesen sein, in der Dunkelheit die Wanderung der „Zundatroga“ mit den glimmenden, rauchenden Schwämmen zu den weitverstreuten Höfen zu beobachten. Im übrigen klang das Osterfest am Sonntag dann mit einer Weihe der Speisen durch den Pfarrer aus.

Nach den arbeitsreichen Monaten des Sommers gab es als letztes Fest im September den *Melchertanz* —, nach dem Almabtrieb —, der in etwa den Festlichkeiten an Fastnacht, natürlich ohne Masken, ähnelte. Der Melchertanz war mehr eine gesellige Feier im Gasthaus; mit ihm schlossen die Bauern praktisch die Sommerarbeit ab, und es begann wieder jene Zeit, in der sich das bäuerliche Leben mehr oder minder auf den Hof selbst beschränkte.

Während der Fastnachtszeit, aber auch bei den Osterbräuchen, wurden Wechselgesänge und Lieder dargeboten; Lüers hat eine große Zahl von Liedern, Gstanzln und Schnadahüpferln gesammelt, die einen lebhaften und reizvollen Einblick in den oft deftigen und rauhen Humor der Steinberger geben. Und es kann sogar heute noch vorkommen, daß der eine oder andere Steinberger, vielleicht wenn eine Feier oder eine Trinkerei Stimmung aufgebracht haben und der Alkohol die Zunge etwas gelockert hat, sich mit solch alten Gstanzln und Schnadahüpferln produziert. Bei solchen Gelegenheiten mag man auch noch einige der alten Lieder — wie „De Bleamaln und i“ oder „Das Stutzabigsel“ — hören, deren Pflege jetzt auch von der Musikkapelle mit übernommen worden ist.

Ein Tal wie das Steinberger hat natürlich auch seinen Schatz an *Sagen*, und Lüers hatte das Glück, vor vielen Jahren noch den einen oder anderen Holzknecht oder Melker kennenzulernen, die ihm bereitwillig von alten Mären und seltsamen Beobachtungen berichtet haben.

Besonders sagenträchtig war der *Zireiner See* zwischen Rofanstock und Roßkogel; mitten durch den stillen Bergsee verläuft die „march“ (Gemeindegrenze) zwischen Kramsach und Steinberg. Auf die „march“ deuten heute noch Flurnamen, wie Marchspitze oder Marchgatterl, hin.

Es ist nicht verwunderlich, daß der etwas düstere See zu mancherlei Geschichten reizen



*„So soll ein Pfarrer aus Münster, der einen  
lockeren Lebenswandel geführt hatte, so lange als  
Geist umgegangen sein, bis man ihn  
zu den 'bösen Geistern' am See hinauf bannte.  
Foto: R. Sebald*

mußte. So soll ein Pfarrer aus Münster, der einen lockeren Lebenswandel geführt hatte, im Pfarrhaus so lange als Geist umgegangen sein, bis man ihn zu den „bösen Geistern“ am See hinauf bannte. Diese Geister haben es offenbar auch den Kramsachern schwer gemacht, ihre Fischrechte am Zireiner See immer mit Erfolg auszuüben. Der Fischreichtum des Sees ist umstritten; die Steinberger haben ihre Rechte dort niemals ausgeübt. Wenn aber die Kramsacher wieder einmal einen ihrer erfolglosen Fischzüge hinter sich hatten, waren es natürlich die Geister, die ihnen den Erfolg streitig gemacht hatten.

Ungeklärt — und daher auch rätselhaft — ist der Abfluß des Sees; die kreiselartige Strömung zur Mitte hin läßt jedenfalls auf einen unterirdischen Abfluß schließen. Angeblich will man Rindenscharten, die nach Holzarbeiten in den See geworfen wurden, nach geraumer Zeit in der tiefen Bachschlucht nahe dem Achenseehof wiedergefunden haben; gelöst wurde das Problem jedoch bis heute noch nicht.

Schließlich heißt es, man höre gelegentlich vom See her ein unheimlich klingendes, nur im Tal vernehmbares Grollen; „es grawöllt da sea, boi da wind draingeat“, sagen die Steinberger — und dies ist schon natürliche Erklärung genug; dieses Grollen tritt nämlich besonders bei sehr warmer und föhniger Witterung auf.

Hinweisen sollte man auch auf die Sagen, die die Steinberg zugewandte Seite des *Rofangebirges* betreffen. Obwohl geologisch das Vorkommen von Edelmetallen nicht nachgewiesen werden konnte, ranken sich — wie in vielen anderen Alpenregionen — mancherlei Sagen um Goldsucher und Goldfunde. Gelegentlich will man nahe der Ampmoosalm Goldkörnchen gefunden haben; man fand auch Schafe, die goldschimmernde Zähne hatten, was natürlich die Märchen von den Goldvorkommen zu erhärten schien. Nur: Anfang dieses Jahrhunderts fand Dr. Mocker, Forstrat in Innsbruck, eine recht simple Erklärung dafür; Goldschimmer auf Zähnen hochweidender Tiere, also auch von Gemsen, ist auf den ständigen Genuß von Legföhre, harten Gräsern und anderen hartblättrigen Alpenpflanzen zurückzuführen.

Und wie in vielen anderen Gegenden der Ostalpen sind auch im Rofangebirge immer

wieder „Venediger“ oder „Welsche“, also Italiener, aufgetaucht, die an den Nordwänden des Rofans nach Gold geschürft haben sollen. Ihre fremde Sprache und ihre Scheu, mit den Einheimischen in Berührung zu kommen, mögen das Geheimnisvolle um diese Menschen noch verstärkt haben. Jedenfalls sollen bis gegen 1910 regelmäßige Besuche von zwei „Welschen“ nachgewiesen sein; sie erschienen im Frühjahr vor dem Almauftrieb oder im späten Herbst nach dem Abtrieb, aber im Dorf bekam man sie nie zu Gesicht. Einheimische wollen jedoch oft unter der Hochsiss und bei der Ampmoosalm Hämmern und Klopfen im Fels gehört haben; danach entdeckte man auch stets seltsame, offenbar von Menschenhand geschlagene Felslöcher.

In den letzten Jahrzehnten aber geraten die alten Bräuche, die alten Lieder und die alten Sagen Steinbergs mehr und mehr in Vergessenheit. Nur noch selten kann man an Sonntagen oder bei Festen die wunderschönen alten Trachten der Frauen und Mädchen sehen. Die alten Sagen kennen nur noch die älteren Einwohner; am lebendigsten und nachdrücklichsten hat sich immer noch die Eigenart der Sprechweise erhalten. Doch sind gottlob die Aufzeichnungen über das alte Sprachgut, über die Bräuche und über die vielen Sagen, wenn auch ungedruckt, noch erhalten geblieben; es wäre Steinberg und der Volkstumsforschung des nördlichen Alpenraums zu wünschen, daß man sie eines Tages in anderem Zusammenhang publizieren könnte.

#### Literatur:

Ampferer, Otto: Aus der geologischen Geschichte des Achensees. (Zeitschrift des Dt. u. Oest. Alpenvereins. Jg. 1905. S. 1 ff.)

Lüers, Friedrich: Ein Erbhof-Inventarium als Quelle für Sprach- und Kulturkunde (Heimat und Volkstum. Jg. 12, 1934. S. 161 ff.)

Lüers, Friedrich: Volkskundliches aus Steinberg beim Achensee in Tirol (unveröffentlicht — um 1925)

Mocker, Ferdinand: Die Jagd zu Brandenburg in Tirol (Forstwissenschaftliches Centralblatt. Bd. 37, 1915. S. 479 ff und 547 ff.)

Widmoser, Eduard: Tirol von A—Z. Innsbruck: Südtirol-Verlag.

*Anschrift des Verfassers: Dr. Rudolf Röder, D-565 Solingen, Kasernenstraße 42*

## Zwischen Guffert und Rofangebirge

RUDOLF RÖDER

Die eigentliche Kerngruppe des Rofangebirges, dessen meiste Gipfel von Süden her un schwer erreichbar sind und schon seit urdenklichen Zeiten von weidenden Rinder- und Schafherden betreten wurden, fällt nach Osten und insbesondere nach Norden zu, in einer Breite von fast 10 km, mit bis zu 450 m hohen, teilweise auch zerklüfteten Steilwänden in Hochkare und Almböden ab, deren Abflüsse zahlreiche engere und breitere Tal-furchen nach Norden in den Talkessel von Steinberg hinein gegraben haben. Dieser weite Talkessel wird seinerseits im Norden von der Felspyramide des Guffert abgeschlossen; nach Nordwesten zu begrenzt der langgezogene Rücken des dreigipfligen Un-nützs das Tal. Blickt man von der Steinberger Seite aus hinüber zum Rofankamm und sieht die wuchtigen Bastionen, massigen Türme und kühnen Hörner, empfindet man wohl keine Überraschung darüber, daß gerade dieser Anblick von Norden her dem Rofan-gebirge den Namen „Nordtiroler Rosengarten“ eingetragen hat.

Der weite Kessel von Steinberg gliedert sich in ein unendlich vielfältiges Mosaik von Karen, hohen Böden, kuppigen Vorsprüngen, Waldhügeln, dichten Waldungen und Sied-lungslichtungen; Steinberg, in seiner Mitte, sollte sich eigentlich besser „im“ Rofan nen-nen, denn es ist d e r Stützpunkt schlechthin, Mittelpunkt eines Berggebietes, von dem aus sich die interessantesten, aussichtsreichsten Gipfel nach allen Richtungen hin ersteigen lassen. Und wer einmal von hoch oben — aus dem Angerkar oder vom Ampmoosbo-den, vom Zirbenjoch oder von der Tiefwies am Guffert aus — sich diesen Kessel genauer angesehen hat, weiß, daß Steinberg nicht nur geographische Mitte eines idealen Wander- und Hochtourengebiets ist, sondern auch echter Mittelpunkt einer Landschaft, die von der schwierigen Gipfeltour bis zur genuß-reichen Höhen-, Joch- und Waldwanderung unendlich viel an Abwechslung und Reiz zu bieten vermag.

Der *Guffert* war im Jahre 1883 erstmalig von Max Reinhard aus Egern vom Norden

her erstiegen worden. Um diese Zeit be-trachtete die AV-Sektion Tegernsee, wenn auch ohne direkte „Gebietszuteilung“, das Guffert-Gebiet noch als ihre Domäne, aber die vielfältigen Möglichkeiten, die der Guf-fert, das Steinberger Tal und das Rofan-gebirge boten, riefen schon bald die Sektion München auf den Plan, der es auch gelang, gegen die Jahrhundertwende zu ihr Interesse gegen Tegernsee durchzudrücken. Schon lange vor der Jahrhundertwende war der Guffert ein beliebtes Ziel vieler Bergsteiger, vor allem aus München, und so ist es nur verständlich, daß sich die Sektion München nachhaltig um die Erweiterung ihres Be-treuungsgebietes nach Süden bemühte. Dank dem unermüdlischen Wirken von Josef Schmiedt — man nannte ihn den Guffert-vater und gab der nie versiegenden Quelle unter der Tiefwies später seinen Namen — gelang es 1891, das Guffert-Gebiet in den Sektionsbereich einzubeziehen; in den fol-genden Jahren wurde der schon bestehende alte Nordwandsteig von der Isalm her mehrmals verbessert — erbaute man die Auf-stiegswege über die Breitlahneralm und den Guffertstein, von Steinberg aus über den Luxeckboden und Guffertstein, und dann hinüber zur Tiefwies — und legte den Steig über den Grat zum Gipfel selbst fest. Schon 1894 wurde dort oben das erste Gipfelkreuz aufgerichtet; drei Jahre später war es mit Erlaubnis des Forstärars, das auch Hilfe lei-stete, möglich, den direkten Steig von Stein-berg aus — der von einem Jagdsteig über dem Bärenwald abzweigt — durch die steilen Latschenhänge in der Falllinie der Südkante bis zur Tiefwies anzulegen. Die alpinistische Klettererschließung des Guffert begann dann 1900, als G. Pflaum die Nordwand durch-stieg.

Nach 1894 setzte dann die Erschließung des Talkessels bis zum Rofankamm ein; die Sek-tion München übernahm die Wege, die früher teilweise von Vorgängern bezeichnet worden waren — die Zugangswege zu Almen und Jagdrevieren, die sich eingliedern ließen — und sie baute dazu Steige, die Steinberg als

Ausgangspunkt auch für weitere Hochtouren interessant machen. Binnen zweier Jahrzehnte kam man durchs Schauertal hinauf zum Zireiner See, von der Schmalzklausenalm über die Ampmoosalm und Jahre später auch über die Angernalm zum Marchgatterl. Der Bettlersteig und der ältere Schafsteig boten sich als die beiden einzigen noch heute beliebten und begangenen Übergänge aus dem Steinberger Tal auf die Rofan-Hochfläche an. Von der ehemaligen Triftklausen führte bald ein Steig über die Einbergalm zum Zirmjoch — mit Anschluß von dort zur Mittleren Kotalm — und zum Köglsattel, womit auch die Verbindung zu älteren, von der Sektion Prag angelegten Wegen auf den Unnütz, zum Achensee, zu den Kotalmen und zum „Steinernen Tor“ hergestellt wurde. Vom Köglsattel und vom Einberg-Weg entstand die Verbindung über die Schönjochalm nach Steinberg; ein zweiter Steig von Steinberg auf den Vorderunnütz führte über die Hebing Mahd und die Steinberger Kotalm, während man von Achenkirch aus den Hochunnütz, den mittleren Gipfel, direkt von der Rainernalm aus erreichen konnte.

Mit dem Forstärar bestand gutes Einvernehmen; die Forstverwaltung sorgte für die Unterhaltung der meisten Wege, während dem Alpenverein die Markierungen und Beschilderungen oblagen. Im Bereich hoher Almen fiel auch den Nutzungsberechtigten eine gewisse Verpflichtung für Weginstandhaltung zu. Im Laufe der vielen Jahre bis in unsere Zeit unterstützten viele Steinberger, Forstleute und Holzknechte, die Arbeit der Wegbetreuer. Nach der Jahrhundertwende wurde der Weg über Außerberg zum Kaiserhaus markiert; man schuf auch die reizvollen Übergänge über den Wildmoossattel (der die Triftsperre der Bergklausen berührte) und über das Wimmerjoch nach Aschau.

Das vom Sturm umgerissene erste Guffertkreuz wurde 1908 wieder aufgerichtet; im folgenden Jahr führte ein Unfall in der Nordwand zu einer neuerlichen Auseinandersetzung mit Tegernsee, bis die Frage der Verantwortung und Instandhaltung endgültig geklärt werden konnte.

Die touristische Erschließung des Rofangebirges setzte vor allem mit der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein. Schon 1823 war

auf dem Vorderen Sonnwendjoch das sogenannte „Thurwieser“-Kreuz errichtet worden; dann widmeten sich die Sektionen Mittleres Unterinntal und Erfurt dem Ausbau von Wegen und Steigen. Mit der Erbauung der *Erfurter Hütte* auf dem Mauritzköpfl hoch über Maurach 1895 bekam das Rofangebirge seinen ersten wichtigen Stützpunkt; damit setzte die Erschließung nachhaltiger ein. Nachdem 1899 die Westwand des Roßkopf-Südgipfels bezwungen worden war, wurden in rascher Folge bis zum Beginn des 1. Weltkrieges die meisten Gipfelwände durchstiegen. Schon 1905 mußte die Erfurter Hütte erweitert werden; 1908 entstand neben der Bergalm unter dem Vorderen Sonnwendjoch in der privaten *Rofanhütte* ein zweiter Stützpunkt, der wohl wesentlich mit dazu geholfen haben dürfte, daß vom Jahre 1909 ab die meisten Ost- und Nordwände erstiegen werden konnten. Die Rofanhütte ging dann 1926 als *Bayreuther Hütte* in den Besitz der Sektion Bayreuth über, die auch einen Teil des dortigen Wegegebietes zur Betreuung übernahm.

Für den Grad, wie bekannt das Rofangebirge bald wurde, spricht die Tatsache, daß bereits 1900 Heinrich Schwaiger den ersten Führer herausbrachte, für den Eugen Waltenberger die erste brauchbare Rofankarte 1 : 50 000 zeichnete. Diese Karte bildete noch 1925 die Beilage zu Herbert Eichhorns völliger Neubearbeitung des Schwaigerschen Führers; man konnte die Karte, mit leichten „Abstrichen“,

*Ludwig-Aschenbrenner-Hütte. Foto: Archiv*



Rechts: die Erfurter Hütte gegen Karwendel.



Foto: Oberhaidinger

bis zum Erscheinen der österreichischen Landesaufnahme 1 : 50 000 als durchaus verlässliche Grundlage für Geländeformen, Wegführung und Flurnamen verwenden.

Sofort nach dem 1. Weltkrieg setzte eine neue Welle von Führerschließungen ein; für die Alpinisten dieser Zeit war der Brand der Erfurter Hütte 1920 ein schwerer Schlag. Erst 1924 stand der Neubau den Touristen wieder zur Verfügung.

Wie überall beschränkte man sich nach dem 1. Weltkrieg auch zwischen Guffert und Rofan auf die Erhaltung und Pflege des gut ausgebauten Wegenetzes. Die früher von der Sektion Prag betreuten Wege Köglsattel—Unnütz und zum Achensee wurden instandgesetzt; ein Gebietstausch mit der Sektion Tegernsee brachte auch das nördliche Vorgelände des Guffert bis zur Landesgrenze zum Betreuungsgebiet der Sektion München. 1925 wurde durch den Hauptausschuß die Betreuungsgrenze so festgelegt, wie sie auch heute noch gilt.

Schon vor dem 1. Weltkrieg, aber dann in den zwei Jahrzehnten danach, wurde das abgelegene, stille Dorf Steinberg immer mehr von Touristen, Wanderern und Erholungssuchenden aufgesucht; natürlich waren unter ihnen auch viele Münchner, für die Steinberg der ideale Stützpunkt für die Guffertbesteigungen war.

Der erwähnte Gebietstausch förderte auch ein lange gehegtes Projekt: am Guffert eine Hütte zu bauen. Im Frühjahr 1926 wurde nahe der Wildalm, südlich der Halserspitze — also ziemlich weit vom Guffertanstieg von der Isalm aus entfernt — die private

Guffert<sup>1)</sup> eingeweiht, die bereits im Oktober des gleichen Jahres von der Sektion München übernommen wurde. Sie entwickelte sich bald zu einem bedeutsamen Tourenstützpunkt zwischen Blaubergen und Guffert; dies zeigen auch die Besucherzahlen des Gipfels, die bis zum Jahre 1930 auf 700 jährlich anstiegen. 1957 brannte die Hütte ab; 1959 wurde ihr Neubau eingeweiht und 1960 in *Ludwig-Aschenbrenner-Hütte* umbenannt.

In den folgenden Jahren, als nach 1933 die Grenzsperrungen und dann der 2. Weltkrieg und die erneuten Grenzsperrungen danach fast alle alpinistischen Aktivitäten lahmlegten, vollzogen sich in der Forstwirtschaft des Gebietes, wie überall in den Alpen, Entwicklungen, die mit der Zeit auch das Wegenetz im Steinberger Tal in Mitleidenschaft ziehen sollten. Als zu Beginn der 30er Jahre die Fahrstraße aus dem Achental nach Steinberg gebaut und wenig später längs des Mühlbaches bis in die Schlucht der Steinberger Ache verlängert wurde, stützte sich der Abtransport des in den Wäldern geschlagenen Holzes noch weitgehend auf die Wasserwege, auf denen getriftet wurde. Arbeitskräfte gab es damals noch genügend; dann aber, vielleicht als Folge eines Arbeitskräftemangels im 2. Weltkrieg, bemerkbar schon Ende der 30er Jahre, stellte man den Holztransport auf Pferdefuhrwerke um, für die dann in den 40er Jahren Fuhrwege angelegt wurden. Auch die landschaftliche Veränderung zwischen Grundache und Gaismoos-Bach<sup>1)</sup>, durch die

<sup>1)</sup> vgl. in diesem Jahrbuch S. 33

manche Wege völlig verschwanden, begünstigte den Ausbau dieses Fuhrwegenetzes, dessen eine Haupttrasse von Steinberg über die südlichen Außenhöfe Enter und Durrer, die Küler Mahd und die Holzerhütte Tannegg zur Schmalzklausenalm führte, wohin die zweite über den Külerberg, am Gaismoos-Bach entlang und über die Holzerhütte Kornschlag kam. Auch die Schönjochalm und das Gebiet der Einbergalm wurden angeschlossen. Dies geschah nun in einer Zeit, in der der Alpenverein nicht tätig werden konnte; viele alte Steige wurden durch die Fuhrwege zerschnitten oder zerstört.

Noch ehe ab 1951 die Grenzsperrren aufgehoben und 1956 die Hütten und Wegegebiete zurückgegeben worden waren, fanden sich erste freiwillige Helfer; Anfang der 50er Jahre markierte Dr. Friedrich Lüers die verfallenen Steige auf die neuen Fuhrwege um und setzte an Stelle vieler zerstörter, verrosteter Tafeln selbstgefertigte hölzerne Wegweiser. Die dann einsetzenden Arbeiten der Sektion München zur Wiederbezeichnung ihrer Wege wurden gewissermaßen noch „überrollt“ durch neue forstliche Aktivitäten; Ende der 50er und die ganzen 60er Jahre hindurch baute der österreichische Bundesforst, gezwungen durch den Mangel an Arbeitskräften und den Trend zur intensiven Betriebsrationalisierung, die meisten inzwischen auch Wanderwege gewordenen Fuhrwege, bald schon mit Einsatz schwerer Baumaschinen, zu breiten, durchaus nicht reizvollen geschotterten Forststraßen aus, die es erlaubten, die Holzabfuhr das ganze Jahr über von den Sammelplätzen in den Wäldern und an den Hängen aus durchzuführen. Im Zuge dieser Entwicklung entstand im Tal der Grundache auch die Rofanstraße, nachdem der Bach durch umfangreiche Verbauungen wieder gebändigt worden war. Die neuen Straßen schlugen häßliche Wunden in die schöne, stille Waldlandschaft; bis 1972 erreichten die neuen Straßen, über die Ziele der Fuhrwege hinaus, die meisten kleineren Seitentäler und stießen in Richtung Wimmerjoch, Ameiskogel und bis unterhalb der Angernalm vor.

Natürlich vollzog sich eine ähnliche Entwicklung auch auf der Südseite des Rofangebirges, wo die Forststraßen inzwischen bereits die Mittelleger-Almen erreicht haben. Teil-

weise mag diese Entwicklung auch durch *Seilbahnprojekte* begünstigt worden sein. Der Bau der Rofanseilbahn von Maurach zur Erfurter Hütte 1960 öffnete die Hochfläche sommers wie nun auch winters für einen starken Strom von Besuchern; der Bau des Roßkogel-Lifts 1968/69 brachte den Massentourismus auch in die Gegend zwischen Bayerreuther Hütte und Zireiner See. Im Wintersport wurden die neuen Mittelleger-Forststraßen vielfach als Skiabfahrten genutzt.

Nach 1945 nahm die alpinistische Erschließung noch einmal einen beachtlichen Aufschwung; in den folgenden Jahren wurden außer der Direttissima durch die Hochiss-Nordwand unzählige Varianten höchster Schwierigkeitsgrade zu vorhandenen Führen neu erschlossen. 1961 mußte die Erfurter Hütte erweitert werden; zwischen dem Dalfazer-Hochleger und der Roßkogel-Schulter entstanden manche neuen Berggasthäuser.

In den letzten 10 Jahren nun mußten sich die Wegbetreuer der Sektion München mit dem nicht immer angenehmen, doch verständlichen Wunsch der österreichischen Bundesforstverwaltung auseinandersetzen, die teilweise noch bestehenden, teilweise schon verfallenen Zugangswege zu den Rofananstiegen aufzugeben und die Markierungen auf die *Forststraßen* zu übernehmen, die natürlich für den allgemeinen Motorverkehr gesperrt bleiben. Diese Wünsche waren zu erfüllen; andererseits ist es aber auch gelungen, einige seit vielen Jahren nicht mehr gepflegte und verfallene AV-Steige wieder gangbar zu machen, wie den Steig über den Luxeckboden zum Guffert, den Weg über die Hebing Mahd zur Steinberger Kotalm oder den Steig von der Schauertalalm zur Kreuzeinalm-Mittelleger. Und schließlich konnte auch noch der reizvolle Übergang von Steinberg über Zirmjoch, Kotalmen und „Steinernes Tor“ zur Erfurter Hütte im Gebiet Einbergalm—Zirmjoch wiederentdeckt und bezeichnet werden.

1962 wurde wieder einmal das Guffertkreuz vom Sturm gefällt; schon 1963 wurde ein neues Kreuz aufgerichtet. Wenig später wurde zweimal hintereinander der direkte Steig auf den Guffert, an der Abzweigung in die Latschenhänge, von einer Lawine zerstört und mußte gerichtet werden; im übrigen wäre zu sagen, daß der Guffert, vor allem im



Bayreuther Hütte mit Sagzahn (rechts).

Foto: Chizzali

späten Frühjahr und im Herbst, an schönen Wochenenden oft wahre Völkerwanderungen auf seinem Gipfel erlebt, manchmal fast so viele, wie man sie sonst nur in Nähe der Rofanseilbahnen antreffen kann. Auch der Unnützlich blieb in diesen Jahren nicht ganz unbeachtet; zuerst setzten die Achenkirchner ein Kreuz auf den Hochunnützlich; dann folgten die Steinberger mit dem Vorderunnützlich.

Als Zeichen einer sich verändernden Zeit könnte noch angemerkt werden, daß in den letzten Jahren auch die Beschickung der Hochalmen mit Vieh in stetem Rückgang begriffen ist. Diese Entwicklung setzte auf der Südseite früher ein als auf der Nordseite; Tatsache ist, daß die schönen, verträumten Hochalmen allmählich verfallen und man nur noch selten dort Senner und Vieh antreffen kann. Dagegen ist durch den Bau der Forststraßen, die vielfach an die Mittelleger heranzuführen, die Beschickung dieser Zone wieder etwas stärker geworden.

Das weitläufige Wander- und Tourengebiet zwischen Guffert und Rofankamm gehört heute wohl mit zu den besterschlossenen Gebieten, die der Betreuung durch den Alpenverein unterstehen. Steinberg gewinnt zunehmend an Bedeutung für den Fremdenverkehr; auch die stetig wachsende Zahl von Sommergästen zwang zu der Notwendigkeit, im Einvernehmen mit der Forstverwaltung das Wegenetz in den Talregionen den gegebenen Verhältnissen anzupassen und die vielen Anstiegs- und Übergangswege und -steige auch für nicht unbedingt bergsichere Wanderer gefahrlos gehbar zu machen.

#### Literatur:

Zwickh, Nepomuk: Geschichte der Alpenvereinssektion München als Denkschrift nach 30jährigem Bestehen hrsg. (1869—1899). München 1900.

Leuchs, Georg: Geschichte der Alpenvereinssektion München. Band 2: 1900—1930. München 1934.

Holzapfl, Walter: 100 Jahre Sektion München des DAV, zugleich Band 3 der Sektionsgeschichte. 1930—1965. München 1969.

Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens der Sektion Erfurt des DuOe. Alpenvereins am 16. Dezember 1907. Erfurt 1907.

Ramsauer, Franz: Steinberg, die Rofangruppe und der Guffert (in: Der Sammler der München-Augsburger Abendzeitung. Jg. 1914. Nr. 80).

Schwaiger, Heinrich: Führer durch die Rofangruppe. München 1900.

Eichhorn, Herbert: Führer durch das Sonnwendgebirge. Rofan. 2. vollständig neu bearbeitete Auflage von Schwaiger . . . München 1925.

Röder, Rudolf, und Schmid, Ernst: Rofangebirge. (3. verbesserte Auflage des Führers durch das Rofangebirge.) Alpenvereinsführer. München 1969.

#### Karten:

Freitag-Berndt. Touristen-Wanderkarte 1 : 100 000. Blatt 31: Schlierseer Berge und Rofangebirge. (Neuaufgabe 1973)

Kompaß-Wanderkarte. 1 : 50 000. Blatt 27: Rofangebirge. (Neuaufgabe 1973)

Wanderkarte (Amtliche Österreichische Karte) 1 : 50 000 mit Wegemarkierungen. Blatt 88 — Achenkirch; Blatt 119 — Schwaz.

Anschrift des Verfassers: Dr. Rudolf Röder, 565 Solingen, Kasernenstraße 42



*Wandergebiet Rofan:*

*Links Rofanspitze, rechts Hochiss, dazwischen der Roßkopf  
Nordostgipfel (wenig ausgeprägter Gipfel ganz im Schatten) und Seekarlspitze.  
Im Gratverlauf links unterhalb der Rofanspitze die Schokoladetafel;  
in Falllinie unter dem Rofangipfel die Felsbastionen  
des Roßköpfls.*

*Foto: Luftbild Thorbecke*

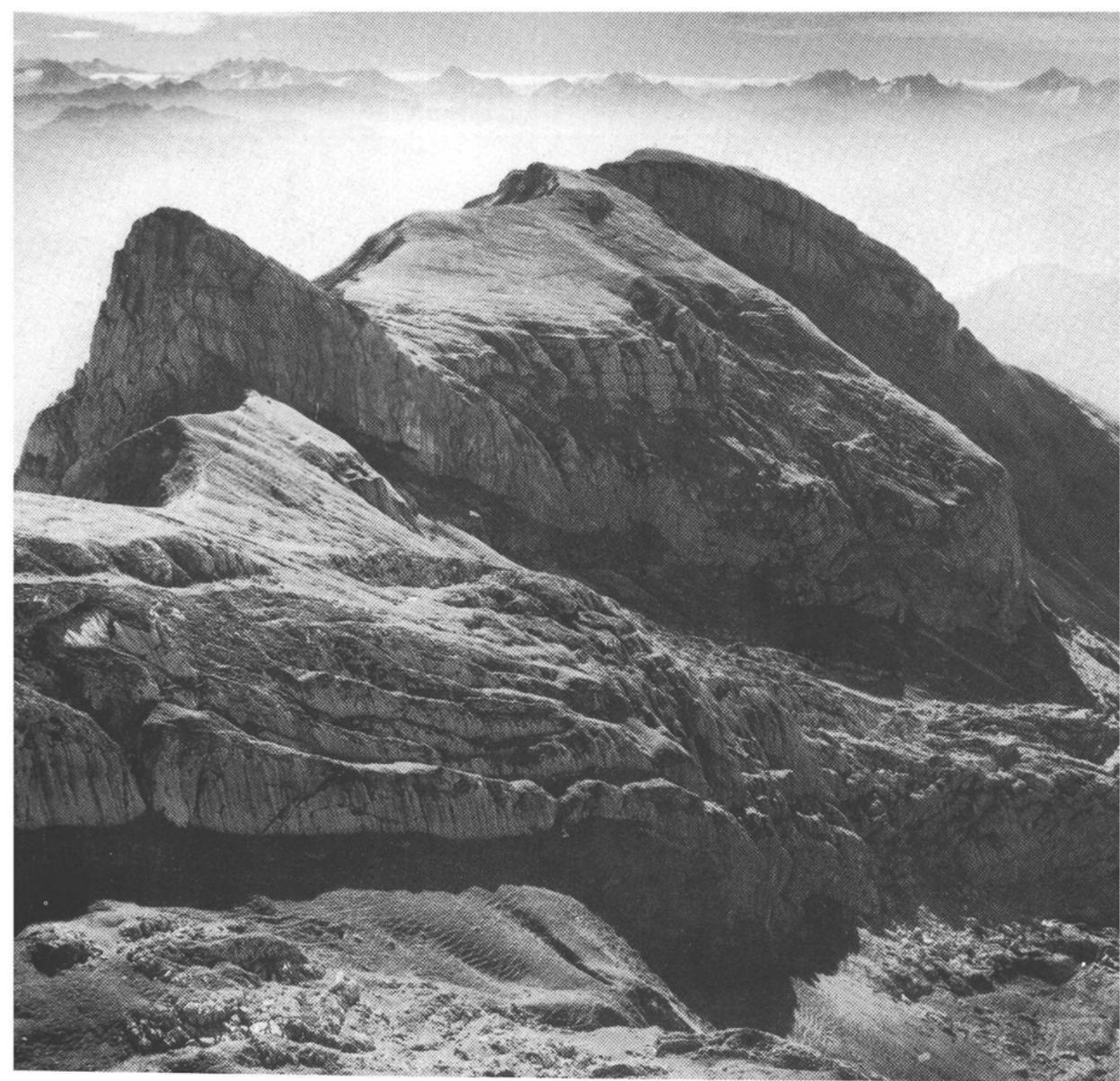


## Servus Wanderer

ERICH GRIESSL

In der kleinsten Gruppe des Alpennordkamms gibt es kaum Berge, auf die man „sonst“ nicht geht. „Sonst“ — das will sagen, daß sie entweder nur den Kletterer im Sommer oder den Skiläufer im Winter, nicht aber beide in gleicher Weise interessieren. Das Rofan ist ein geeignetes Ziel für das ganze Jahr und für jede Art von Ansprüchen. Wann es am schönsten ist, darüber könnte man streiten. Weil wir das aber nicht wollen, werden wir diese Berge zwischen Achensee und Europas bislang berühmtester Triftstrecke, der Brandenberger Ache, dem Inntal, dem Apersbach und der Weißach im Frühling, im Sommer und im Herbst besuchen.

Im Frühjahr, wenn Schneeflecken noch die Berge zieren und „Klimainseln“ infolge der Muldenstruktur beachtliche Kontraste zaubern. Hochkletternde Blumen erfreuen den Wanderer selbst auf den Gipfeln. Auch im Sommer muß man das Rofan kennenlernen, zur Sommerrönde, wenn förmlich das halbe Gebirge brennt. Das Rofan heißt auch noch Sommerröndengebirge. Mag sein deshalb, weil bei Sommerröndefeiern der vom Inntal aus gesehen klotzigste Rofangipfel, das Vordere Sommerröndjoch, in seinen Konturen durch eine dichte Kette von Feuern in der Nacht sichtbar gemacht wird. Wer nach heißen Sommerwanderungen ein abschließendes Erfrischungsbad wünscht, auch für den ist das Rofan ideal: Das glitzernde Wellentuch von Tirols größtem Bergsee zu seinen Füßen sorgt an Hitzetagen für wohlthuende Abkühlung. Romantiker werden vielleicht den Herbst vorziehen, wenn zarte Kälteebelschleier die Täler säumen und die zahlreichen rotgold gefärbten Lärchen im satten, flach einfallenden Herbstsonnenlicht in den tiefblau geföhnten Himmel ragen. Über die Vielfalt im jahreszeitlichen Wechsel hinaus sorgt auch die naturgegebene Gebirgsform für viele Unterschiede. Der floristische Bestand hat seine Schwerpunkte in den Arten der mittel- und südmitteleuropäischen Gebirge. Seltenerweise gedeiht hier die Zirbe recht oft. An schattigen Stellen findet sich sogar vereinzelt eine Weißstanne. Schmucke Almen haben sich an allen denkbaren Ecken angesiedelt. Es war



im Rofan nie schwierig, Almen im Hinblick auf den Quellhorizont anzulegen.

Seit es die Rofanseilbahn vom Achensee herauf gibt, ist es ein gemütlicher Ausflug geworden, über die Rofanhochfläche zu promenieren und die weitreichende Aussicht wie von einem Balkon aus entgegenzunehmen. Das lieblich wellige Hochplateau ist dabei zu einem Laufsteg für die Bergmode geworden. Nett zu sehen, daß zweckmäßige Wanderkleidung heute nicht mehr zopfig sein muß. Nachdem wir die 100 oder 200 Wanderfreunde bei der Rast auf der Rofanspitze ge-

sehen haben, suchen wir die stilleren Winkel auf. Dazu gehört der *Roßkopf-Gipfel*, der kein reiner Wanderberg mehr ist, ebenso wie die *Grubalackenspitze*. Unsere Augen folgen von dort aus den Wegen durch die üppigen Gräser, Zwergstrauchlatschen und Almräuschbüschel zu den Gemütwandergipfeln *Spieljoch* und *Seekarlspitze*, die beide reine Familienwanderberge sind. Ein andermal verlassen wir gleich die Hochfläche und laufen von der Erfurter Hütte aus etwas talab in Richtung zum *Ebner-Joch*, einer markant vorspringenden Pyramide. Wir überlegen uns

*Bild Seite 44: Blick von der  
Rofanspitze auf Sagzahn (im Vor-  
dergrund links) und Vorderes  
Sonnwendjoch (rechts dahinter).  
Im Hintergrund überm Inn-  
tal die Zillertaler Alpen.  
Unten: Wolkengebirge über  
der Rotspitze (Dalfazer Kamm).  
Fotos: A. Kloske, E. Griebel*





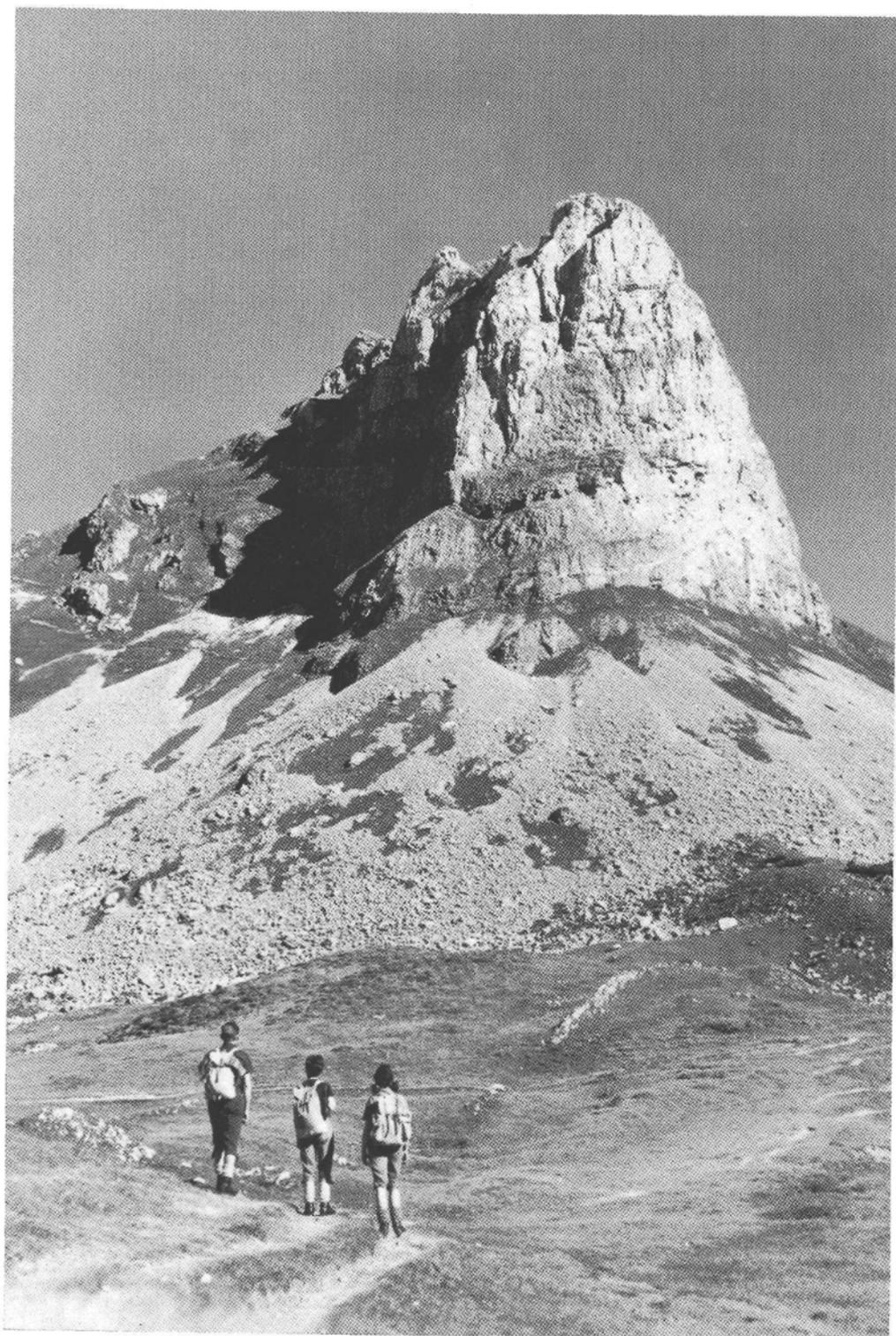
Oben: Unterwegs im Rofan; im Vordergrund die Felsbastionen des Roßköpfls, dahinter die Schokoladetafel an der Rofanspitze.

Seite 47: Wanderer unterm Roßkopf Südgipfel.

Fotos: R. Löbl; E. Griesfl

an ihrem Fuß, direkt über den Grat weglos hinaufzusteigen, doch ziehen wir bald den angelegten Steig vor und machen bei einem improvisierten Abstieg vom Gipfel in Richtung Astenau-Alm noch genügend Bekanntschaft mit dichten Latschen. Immerhin, eine Gipfelaussicht in den inneren Aufbau des Rofan läßt solche Irrwege leicht vergessen. Zurück ins Tal bleiben wir dann lieber wieder auf dem festen Weg und kommen bequem im Wallfahrtsort Eben an. Als nächstes Ziel reizt uns der *Dalfazer Kamm*. Er bildet gewissermaßen ein Gegenüber zur Haidachstellwand, auf die ein gesicherter Steig den Aufstieg erleichtert. Wieder von der Erfurter Hütte aus stapfen wir durch Blockwerk gegen das *Rotspitzl* empor. An ihm links vorbei brauchen wir etwas die Hände, wobei der Weg immer noch als Wanderung gelten kann. Ein teils schmaler Grat leitet uns dann ohne Schwierigkeiten bis zum Streichkopfgatterl. Hier lockt der Gratast

nach links zu einem schönen Höhenweg zum Kotalmjoch, hinunter zu den Kotalmen in einen Kessel mit dolomitenähnlichem Landschaftsbild. Wir gehen jedoch den Katzensprung hinüber zur *Hochbiss*, die vom kürzeren Zugang her viel Besuch erhält. Der imponierende Tiefblick in die düsteren Nordabstürze begeistert, und wir wollen dort unten vorbeiziehen und dann nach Steinberg hinauswandern. Am Fuß des Hochissgipfels durchschneidet eine Scharte die Abbrüche, Gamshals mit Namen. Weglos steigen wir über Felsplatten und Schrofen hinunter in den Ampmooskessel. Kaum jemand begeht diesen etwas beschwerlichen und steilen Abstieg. Glatte und gegliederte Steilwände grenzen den Almkessel von der Hochfläche ab und in völliger Ruhe suchen wir unsere Wanderwege und Rastplätze. Hier sagt man sich wieder Grüß Gott oder Servus, eine nette Sitte beim Wandern, die auf der Rofanhochfläche bei dem vielen Besuch verloren ging.



Von Steinberg aus zieht es uns zu einem prominenten Rofangipfel hinauf, dem *Guffert*. Prominent vielleicht deshalb, weil er tatsächlich weiter bekannt ist als das Rofan. Er gehört zur Gruppe, steht aber völlig frei und allein. Der Weg ist gut und der Besuch reichlich. Bei der Aussicht kein Wunder. Nun aber wollen wir die Schritte talwärts zur Iss-Alm lenken. Auf den Weiden der Umgebung sind mitunter noch wild weidende Pferde zu sehen. Ein weiter Talweg führt hinaus zum Kaiserhaus, von dem aus sich noch der Abstecher in die Kaiser-Klamm lohnt. Hier zwängt sich die Brandenberger Ache durch eine oft nur wenige Meter breite Schlucht und es ist zu hoffen, daß diese wilde Klamm nicht durch ein Kraftwerkprojekt trockengelegt wird.

Unsere nächste Wanderung beginnen wir in Aschau und steigen über Almflächen und Waldbestände zum *Kreuzeinjoch* und von der Kammhöhe weiter zum *Roskogel*. Eine Viertelstunde südöstlich von diesem Gipfel endet die Liftanlage von Kramsach herauf. Wir biegen nach Westen ab und ziehen am Zireiner See vorbei an die steilen Ostabstürze, durch die ein schmaler Weg zum *Schafsteigsattel* nahe der Rofanspitze hinaufführt. Nun wandern wir aber nach Süden, hinauf über den drahtseilgesicherten Weg zum *Sagzahn* und weiter zum *Vorderen Sonnwendjoch*. Von dieser Aussichtskanzel, 1700 m hoch über dem Inntal, bieten sich zwei unterhaltende Abstiegsmöglichkeiten an. Entweder über den Bergerkopf zur Bayreuther Hütte und weiter nach Münster, oder in westlicher Richtung über die Schermsteinalm hinunter nach Wiesing.

Diese Schilderungen sollen lediglich kurz andeuten, wie viele Möglichkeiten zum Wandern doch in der kleinen Rofangruppe gegeben sind. Ein gut bezeichnetes Netz von Wegen macht die bedeutendsten Gipfel der Gruppe von allen Seiten her leicht zugänglich, lediglich an den Übergängen zwischen der Hochfläche und dem nördlichen Ampmoosboden und den östlichen Zireinalmen ist etwas Trittsicherheit und Schwindelfreiheit nützlich.

*Anschrift des Verfassers:*

*Erich Griessl, D-8000 München 8,  
St.-Wolfgang-Platz 3*

## Auf Skitouren im Rofan

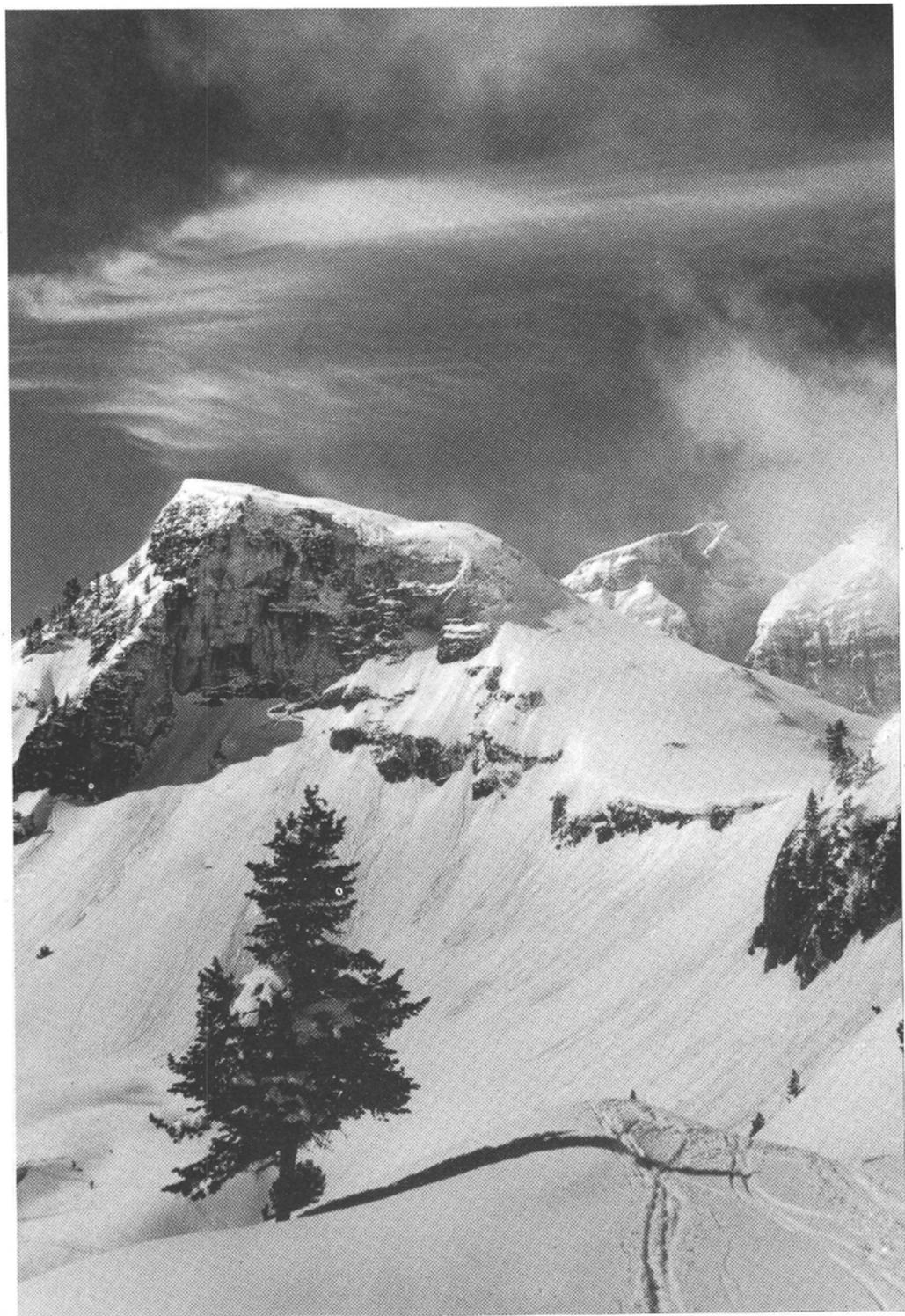
ERICH GRIESSL

Skitouren im Rofan sind nichts zum „Abhaken“ nach dem Motto: Einmal dagewesen und vergessen. Wieviele man sich von den rund 25 Rofangipfeln auf den Skitourenkalendar schreibt, hängt von den Vorstellungen und Ansprüchen ab, die man an eine Skitour stellt. Rofantouren bieten kein Parsenn-Gelände, auch nicht die Großzügigkeit von Silvretta-Fahrten. Sie sind etwas für Liebhaber von skitouristischen Finessen, von Geländevielfalt und herb-lieblicher Landschaft. Die Abfahrt entlang der Rofanseilbahn von der Erfurter Hütte nach Maurach ist abwechslungsreich, ja rassig — nicht weniger die Piste vom Roskogel nach Kramsach. Beide Liftanlagen sind jedoch auch als Starthilfe für Schmankerltouren geeignet. Den brauchbarsten Zeitpunkt dazu muß man freilich etwas abpassen, so man bestimmte Ziele im Auge hat. Obwohl Skitouren im Rofan praktisch zu jeder Jahreszeit möglich sind, eignet sich eine stabile Schneedecke mit Neuaufgabe unter 15 cm am besten.

Der höchste Skiberg im Rofan, die 2260 m hohe *Rofanspitze*, ist seit der Erschließung durch die Rofanseilbahn zu einem Spaziergang auf einer Sonnenterrasse geworden. Im flotten Schritt sprinten wir hinauf zum Grubaschartl. Die freien Südhänge zum Rofanhauptgipfel mahnen zur Vorsicht. Der Blick von dieser höchsten Rofanerhebung sagt über die weiteren Skimöglichkeiten einiges, aber lange nicht alles. Über exzellente Abfahrten sollte man nicht viele Worte verlieren: Man muß sie gemacht haben. 1700 Höhenmeter sind es bis Wiesing im Inntal. Trotz der Südseite liegt hier lange Schnee. Die Steilpassage unter den Schermsteinalmen hat es in sich und gibt dem Ganzen die Würze.

Ein andermal ist unser Ziel die *Seekarlspitze*. An diesem Tag wollen wir gleich zwei Gipfel erreichen. Auf dem ersten passen wir den geeignetsten Zeitpunkt für einen ganz zarten, butterweichen Februarfirn ab und dann gehts hinüber in die schattigen Pulverhänge

*Seite 49: Skispuren im Rofan; links Gschöllkopf, rechts hinten Hochbiss. Foto: T. Mittermayr*



der *Haidachstellwand*. Ihr Gipfel ist aus plattigen Felsfluchten aufgebaut, der Weg darüber hinweg mit Klammern und Drahtseilen gangbar gemacht. Westwind hat die Versicherung freigeblasen, so ist es ein Leichtes, die Spitze zu erreichen um den imponierenden Tiefblick ins Inntal und zu den Zillertalern zu genießen. Die Ski freilich stecken am Einstieg. Von dort geht es dann in sausender Fahrt auf dem kürzesten Weg in Richtung Seilbahn piste und nach Maurach. Unseren nächsten Rofanbesuch erleichtert wiederum die mechanische Aufstiegshilfe zur Erfurter Hütte, doch verlassen wir nach kurzer Abfahrt in Richtung Westen das erschlossene und vielbesuchte Gelände. Erster Orientierungspunkt ist das kecke Felshorn der Rotspitze. Im Vorbeiziehen erinnern wir uns an den pfliffigen, aber steilen Felsweg über ihre Südost-Kante. Dann, nach scharfem Beobachten des Geländes, flitzen wir am freien Schräghang talwärts zu den oberen Dalfazer-Almen. Nach den folgenden gut 1½ Std. Aufstieg wachsen wir unsere Ski zur Talfahrt. Diesmal zeichnen wir unsere Spuren vom *Klobenjoch* talwärts über freie Wiesen. Von Zeit zu Zeit schicken wir dabei einen

prüfenden Blick in die weiten Hänge. Bei den unteren Dalfazer-Almen verengt sich der Almkessel zu einem Trichter. Eine kurze Felsstufe ist zu überwinden, dann geht es über wellige Hänge in lichten Hochwald und zum Achensee hinunter. Der Rotwein mundet anschließend, wie er nur nach einer gelungenen Tour munden kann.

Tage später schnallen wir die Felle in der Nähe des Hotels Seehof am Achensee an. Diesmal gilt es, 1200 Höhenmeter aufzusteigen. Der Weg führt über die Kotalmen in eine weite Hangmulde mit dolomitenähnlichem Charakter. Steilwände flankieren den Aufstieg. Der Gipfelhang zum Kotalmjoch erfordert Vorsicht. Sehr verlockend wäre vom Gipfel aus die Gratwanderung zur Hochiss. Der Hochissgipfel selber kann nicht unbedingt als Skigipfel gelten. Neben verführerischen Hangmulden verbaut an allen in Frage kommenden Seiten eine kritisch steile Passage das reine Vergnügen. Wir ziehen es deshalb vor, die Abfahrt vom Kotalmjoch in vollen Zügen zu genießen. Beim Mittelleger erreichen wir den Waldgürtel und im Naturslalom sausen wir durch den lichten Lärchenwald talwärts. Auf der Forst-



*Links: Aufstieg zur Klobenjochspitze, Blick gegen Streichkopfgatterl.*

*Bild Seite 51: Abfahrt von der Klobenjochspitze.*

*Fotos: E. Griebel*



straße bis zum Achensee, die eine Felsstufe umgeht, wird es dann noch richtig schnell. Unser nächstes Rofanziel ist der *Unnütz*. Dieser Berg hat seinen Namen angeblich daher, weil er für die Almwirtschaft nicht genutzt werden konnte. Wir gehen den breitgestreckten, dreigipfeligen Berg von Steinberg an. Der Einfachheit halber lenken wir die Ski entlang dem Sommerweg über den Heimgartenkopf zum Gipfelkamm und von Süden her auf den Vorderunnütz. Wir haben gutes Wetter und gute Schneeverhältnisse abgewartet um die trichterförmige Steilrinne in südlicher Richtung im Zuge einer Skitour zu

erleben. Bei der Einfahrt ist das Ende nicht zu überblicken. Man sieht nur eine zunehmende Verengung und zunehmende Neigung. Rund 1000 Höhenmeter sind es hinunter. Dann leitet eine Forststraße nahezu eben nach Steinberg zurück. Die Abfahrt hat begeistert.

Wieder ist Steinberg der Ausgangspunkt: Wir verlassen den Ort südwestwärts und spuren über den überwiegend bewaldeten *Ameiskogel* hinauf zum *Kreuzeinjoch*. Der *Roskogel* im Süden ist bereits sichtbar und bald sind wir auf seinem Gipfel. Im Westen

die Rofanspitze. Wir schwingen hinunter zum Zireiner See und schlängeln uns über den teils schneidigen Grat zur *Marchspitze* hinauf. Freie Hänge bei herrlichem Pulverschnee bescheren uns eine Traumabfahrt ins „innere Reich“ des Rofan. Hier, auf dem Ampmoosboden, denken wir an die Worte des „Kaiserpapstes“ Franz Nieberl, der über diesen Ort schreibt: „Wer nie in diesem Tempel gekniet kennt das Rofan nicht.“ Unsere Spuren sind die einzigen hier und so genießen wir den Anblick der Nordabstürze in ungestörter Ruhe.

Man hat diesen Teil des Rofans auch die Dolomiten Nordtirols genannt. Bevor wir die Pulverhänge durch das Eselkar hinunterweden sitzen wir noch auf der *Seileggspitze* beim Gipfelsekt. Aus der direkten Sicht prüfen wir die Möglichkeit, mit Ski von der Rofanhochfläche zum Ampmoosboden abzufahren. Wir sind uns einig, die Möglichkeit besteht über den Bettlersteigsattel. Jedoch sind die Wächten am Grat ziemlich groß und völlig unberechenbar. Von der Schmalzklause aus folgen wir der vereisten Forststraße, und in schneller Fahrt erreichen wir Steinberg.

Die nächste Tour starten wir wieder von der Bergstation des Sesselliftes von Kramsach herauf. Über den schmalen, abgeblasenen Grat erreichen wir abermals den Roßkogel und fahren diesmal nach Norden hinaus über das Kreuzenjoch zum Tristenkopf und weiter nach Aschau. Der Postbus bringt uns zurück zum Ausgangspunkt.

Tags darauf stehen wir noch einmal auf dem Roßkogel und wenig später am Zireiner See. Nun biegen wir nach Süden ab und spuren zum *Latschberggipfel*. Über baumlose Alpen zeichnen wir unsere Spuren. Bei den Ludoi-almen müssen wir uns entscheiden: Man kann dem Sommerweg folgend zurück nach Kramsach oder, was wir vorziehen, nochmals in Richtung Roßkogel aufsteigen, um entlang der Piste die Abfahrt auszukosten.

Dieser kleine Rofan-Ski-Reigen entspricht nur einer Auslese. Noch manche Finesse tut sich dem auf, der selber gerne seinen Weg im winterlichen Gebirge sucht.

*Anschrift des Verfassers:*

*Erich Grießl,*

*D-8000 München 8, St. Wolfgangplatz 3.*

## Felsfahrten im Rofan

*Ein Streifzug durch die interessantesten Führungen*

ERNST SCHMID

Der besondere Reiz des Rofans liegt in seinen alpinen Formationen: Grüngoldene Oasen, umrahmt von wuchtigen Felsblöcken, buschigen Zirben; entzückende, kristallklare Seeäuglein zu Füßen gewaltiger Wände sowie eine reiche Flora und Fauna begeistern jeden Bergsteiger, der je im Herzen des Rofan den wildromantischen Ampmoosboden betritt.

Das Rofangebirge bietet mit seinen aus grünen Hochmulden entragenden Kalkwänden eine Fülle reizvoller, schwerer Felsfahrten, die mit wenigen Ausnahmen leichte Abstiege auf Alpenvereinswegen garantieren, was dem Kletterer sehr zustatten kommt. Als Bergfahrtenstützpunkte dienen ostwärts die vom Seendorf Kramsach oder von Münster leicht zugängliche Bayreuther Hütte, oder das höher gelegene, durch die Kramsacher Sonnwendjochbahn rasch erreichbare Berghaus Sonnwendjoch, während westwärts des Gebirges die mittels der Rofanbahn von Maurach am Achensee aus zu erreichende Erfurter Hütte ebensogut als Stützpunkt gilt.

Zugänge zu den Nordwänden: Von der Bayreuther Hütte bzw. vom Berghaus Sonnwendjoch auf guten Alpenvereinswegen über das Marchgatterl in den Ampmoosboden, oder von der Erfurter Hütte über den Bettlersteigsattel sowie am Wege zur Hochiss über das pfadlose Gamshalsl, wobei von einer Begehung der letztgenannten Übergänge wegen der hartschneeerfüllten und steinschlaggefährlichen Steilrinnen bis zum Frühsommer abzuraten ist!

Der nicht sehr griffige, glatt und geschlossen wirkende Kompaktfels mit seinen engen, senkrechten Rissen sowie gelbrotes, brüchiges Gestein mag wohl der Grund sein, daß die klettersportliche Erschließung des Rofan — von der unbedeutenden Leuchs-Führe auf den Roßkopf abgesehen — erst im Jahre 1908 so recht begann, als Bergführer Hans Fiechtl mit K. Stieve die Erstbegehung der rötlichen *Südwand des Roßkopfes* durchführte. (—IV) Bei dieser Kletterei bediente sich Fiechtl ge-



*Der Ampmoosboden — das  
„Allerheiligste des Rofan“ (Nieberl),  
„schönstes Ende der Welt“  
(Pause) — Ausgangspunkt für die  
ernsthaftesten Rofanklette-  
reien; über der Alm: die Hochbiss  
mit ihrer Nordwand.*

Foto: R. Obster

wöhnlicher Gardinenhaken, welche heute noch in der Südwand stecken. Durch die Unzulänglichkeit solch technischer Hilfsmittel kam Fiechtl auf die Idee des heutzutage allgemein benützten Mauerhakens (Fiechtlhaken), den er schon vor dem ersten Weltkrieg durch Meister Mühlbacher in Münster anfertigen ließ.

Die Roßkopf-Südwand führt über eine auf-fallende Verschneidung und ist im ersten Drittel sowie unterhalb des Schlußüberhan-ges brüchig. Kurze, empfehlenswerte Trai-ningsfahrt.

Wesentlich schwieriger präsentiert sich die vom Verfasser E. Schmid mit K. Müller im Jahre 1923 begangene *Südostwand-Führe des Roßkopfes* (V), über den senkrechten, von Höhlen unterbrochenen Riß. Die stellenweise enorme Brüchigkeit des roten Gesteins dürfte ausschlaggebend sein, daß die interes-sante Führe nur selten wiederholt wird.

#### Die interessantesten Nordwand-Führen

Die schönen, meist glatten und geschlossenen, 250 bis 400 Meter hohen Nordwände des Rofangebirges bieten eine Reihe eindrucksvoller Felsfahrten im Bereich der oberen Schwierigkeitsgrade. Über die fast senkrechte, 350 Meter hohe

#### Nordwand der Hochalpe, (2299 m)

dem höchsten Gipfel des Rofans, führen drei markante Kletterwege.

1. *Führe H. Dülfer, H. Fiechtl, 1911 (-IV)*. Lohnende Felsfahrt, die in der unteren Wandhälfte über zwei lange im Zickzack ziehende, versteckt liegende Bänder führt und über einen Spreizkamin am Ostgrat des Berges endet. Einstieg kurz vor dem Ende des mittleren der drei am Wandfuß befindlichen Schuttbänder (Haken). Schwierigste Kletterstellen: oberhalb des Einstiegs sowie der kleine, luftige Überhang vor dem Ende des oberen 1000m langen Bandes, fester Fels.

2. *Führe Kögl – Berger – Prey-Schmid, 1940 (V)*. Schöne Felsfahrt westlich der Gipfelfalllinie, fester Fels. Einstieg entweder bei den parallel verlaufenden Schrägrissen, westlich des großen Turmes, oder – wesentlich leichter – weiter rechts über eine Verschneidung

zur ersten, breiten Rampe, die über einen links aufwärts ziehenden Riß zur mächtigen oberen Rampe leitet, welche nach Osten hin, bis an ihr Ende verfolgt wird. Hier nähert sich die Führe dem geheimnisvollen, noch von keines Menschen Fuß betretenen Riesenkamin in der Fallinie des Gipfels. Schlüsselstelle am Rande der Rampenüberdachung (Holzkeil). Weiterweg klar vorgezeichnet, Ausstieg 30 Meter westlich des Gipfels.

3. *Direkter Weg*. Führe des erfolgreichen Tiroler Bergführer-Trios F. Kuen, A. Sager und W. Haim, 1967 (A<sub>1</sub>/V+). Moderne, teils äußerst schwierige, über seichte Risse, kurze Quergänge und einen moosigen Kamin ziemlich geradlinig verlaufende Felsfahrt, welche sich im oberen Teil der Fallinie des Gipfels nähert und schließlich über eine Variante Eichhorns zur Dülferführe zum Ostgrat führt. 90 Haken, einschließlich einiger Bohrhaken ermöglichen die Begehung. Einstieg am Ende des Schuttbandes der Route eins. Des Rofans weitaus hakenreichste Route!

#### Spleijoch Nordwand

Führe K. Kögl, E. Schmid und A. Gruber, 1940 (VI). Der Anstieg führt über die weit überdachte, dunkle Schlucht der teils kuppelförmigen Nordwand, welche von links her, über die zwei parallel verlaufenden Einstiegsrisse mit darauffolgendem Quergang nach rechts, über eine brüchige, leicht überhängende Zone an schlechten kleinen Griffen und Tritten erklettert werden muß. Kurze, mangels Sicherungsmöglichkeit jedoch sehr riskante Felsfahrt. Zweitbegehung unbekannt. In der Wand hoch links oben ein bemerkenswertes Felsgebilde in Gestalt eines Rolandbogens!

#### Seekarlspitze Nordwand

Schönste und höchste, über 400 Meter hohe Wand im Rofan! Ein gewaltiges, wie vom Steinmetz behauenes Denkmal der Natur! Drei klassische Felsfahrten:

1. *Führe J. Klammer, F. Nieberl, 1911 (IV+)*. Sehr schöne Felsfahrt zur Rechten der Fallinie des Gipfels; bis in die Zwanzigerjahre bedeutendste Kletterfahrt im Ro-

fan. Diese Route, die weitab westlich der Spitze endet, wird schon seit Jahren nur mehr bis zur sogenannten Terrasse, 100 Meter über dem Einstieg benützt, nachdem sie sich von dort vorteilhaft mit der nachfolgend erwähnten Trichterföhre verbinden läßt, wodurch ein eindrucksvoller Weg mit direktem Ausstieg zum Gipfel besteht. Der zur Trichterroute führende Weg sei kurz skizziert: Einstieg bei kleinem Felsband unweit östlich der Stelle, wo die Seekarlnordwand am tiefsten herabreicht. Vom Riß am Bandende gerade empor und nach einer Seillänge schräg links auf den Kopf einer abgesprengten Platte, 50 Meter über dem Einstieg. Kurzer, luftiger Quergang nach links, dann rechts aufwärts auf ein Band, welches zu einem Hakenstand hinabführt. Quergang nach rechts in eine Rißverschneidung, (IV) die man über einen kaminartigen Riß bis zur großen Kaminschlucht verfolgt. Die drei Überhänge (IV+) dieser Schlucht überklettert man spreizend und gewinnt so die eingangs erwähnte Terrasse. Während nun der Nieberl-Klammer-Weg in der westwärts gelegenen Seitenwand über den schönen Stemm-kamin weiterführt und hernach, schräg links aufwärts, über eine Reihe von aufeinanderfolgenden Rissen und Kaminen zur Schlußwand zieht, die links oben über ein luftiges 25 Meter langes Doppelband zum Ausstieg führt, leitet der Verbindungsweg zur Trichterföhre an der Hauptwand über einen senkrechten Untergriff-Riß empor zu einem Stand. Nun erst gerade, dann schräg links aufwärts, und über eine Rißverschneidung mit Überhang (2 Haken) auf eine Kanzel. Über eine kleine Stufe in eine Rinne, und in gleicher Richtung auf einen Felsporn. Nun südöstlich über eine Senke zum großen Band der Nordwand, das über den Trichterweg zum Gipfel führt.

2. *Trichterweg*, Föhre H. Fiechtl, E. Schmid, 1923 (V). Abwechslungsreiche Kletterei, fester Fels. Die zunächst über die gestufte, linke Flanke der wasserführenden Trichterschlucht führende Route überschreitet die Schlucht unterhalb ihrer Engstelle und verfolgt das bald breiter werdende lange Schichtenband, welches sich oberhalb der großen Kehre in einer anfangs halbtunnelförmig überdachten Plattenrampe fortsetzt. Stauend steht man da vor einem Wunder der

Natur: es ist, als hätten Steinmetze eine Mauer aus fachmännisch einzementierten, gleichförmigen Quadern errichtet! Das lange Schichtenband der Nordwand wird nach der Rampe, über eine große und eine kleine Unterbrechung hinweg, bis knapp vor seinem Ende verfolgt, wo die zwei aufeinanderfolgenden Schlußkamine zur Spitze leiten. Man meide jedoch den bei der kleinen Bandunterbrechung emporziehenden langen Riß, da dieser verlockende Abkürzungswege an großen Überhängen endet!

3. *Das Ypsilon*. Erstbegehung durch H. Fiechtl und E. Schmid, 1923 (VI-). Seichter, überhängender Gabelriß, im unteren Drittel der Seekarlnordwand oberhalb eines waagrechtten Bandes, das zum Anstieg dient. Eindrucksvolle Felsfahrt, griffarmer, hakenabweisender, unterhalb der Rißgabelung jedoch reibeisenrauer Fels! Den Anhängern der Freikletterei Prüfstein ihres Könnens. Wegen der im Frühjahr auftretenden Schmelzwasserberieselung wird von einer Begehung vor Beginn des Sommers abgeraten! Einstieg beim kleinen Wandvorsprung in der Falllinie des unteren Rißendes, Schlüsselstellen: die glatte, schmale Felsstufe nach dem Moosfleck, oberhalb des waagrechtten Bandes sowie die Rißunterbrechung unterhalb der Gabelung. Als interessanter Weiterweg empfiehlt sich der Rebitsch-Durchstieg (V-), welcher das Nordwandband, etwa 2 Seillängen oberhalb des Ypsilons, bei einer Wandeinbuchtung verläßt, wobei man über eine kurze Verschneidung hinweg zur Linken eine Abspaltung gewinnt und über einen kleinen Abbruch ein Köpfl erreicht. Vom Ende des darauffolgenden, fallenden Bandes, gelangt man in Wandkletterei in eine wannenartig umrandete Höhle, die – entsprechend ausgebaut und mit Wasserleitung versehen – jeder Seilschaft ein willkommenes, hochalpines Freiluft-Wannenbad böte, das weitweit einmalig dastünde! Nach Überkletterung des hohen Höhlenabschlusses wird alsbald der schon vom Ampmoosboden sichtbare, senkrecht ziehende Riß erreicht, der schließlich über das Nordwandband und eine Verschneidung zum oberen Schlußkamin leitet. Der Riß läßt sich aber auch – wesentlich leichter – über die große, schräg links aufwärts ziehende Verschneidung umgehen.

### **Roßkopf-Nordostgipfel-Nordwand**

Die Führe E. Schmid, Dr. S. Moser, 1926 (VI) führt direkt über den senkrechten, die glatte, geschlossene Mauer in zwei Hälften spaltenden Riß. Eindrucksvolle, rasante Felsfahrt, welche mit dem Ypsilon zu den schwierigsten alten Rofanklettereien zählt. An heiklen Kletterstellen brüchig, selten begangen, derzeit nur 5 Haken vorhanden, bei Regen Schlußriß wasserführend! Einstieg an der linken Flanke des Vorbaues, Schlüsselstelle im überhängenden Mittelstück unterhalb der Höhle.

### **Rofan-Nordwestwand**

Unter den 5 Anstiegen der langgestreckten Nordwestwand 3 lohnende Führen: 1. *Die Sepp-Nieberl-Schlucht*, erstmals begangen durch Jos. Nieberl, 1911 (IV-), führt über den tiefsten Einschnitt der Nordwestwand. Schwierigste Stelle am Beginne der Schlucht, seitdem der ehemalige Schluf durch herabgestürzte Felsblöcke versperrt wurde. Kurze, anregende Trainingsfahrt.

2. *Nordwestwandkamin (Eichhornkamin)*. Erstbegehung H. Eichhorns, 1914 (V). Tiefeingeschnittener Kamin mit Überhang, zur Linken der Sepp-Nieberl-Schlucht: ein Gustostück für großgewachsene „Kaminfeger“!

3. *Rofan-Nordwestwandverschneidung (Buhl-Dach)*. Führe H. Buhl, R. Schindl, 1947 (VI/A<sub>3</sub>). Wandhöhe 130 Meter.

Die beliebte, zu den schönsten und schwierigsten Klettereien im Rofan zählende Buhl-Route führt an der Nordwestwand gegenüber dem Rofanturm über die große Verschneidung, die in Höhe des Rofanturms durch ein breites, weitausladendes Dach abgeschlossen wird. Einstieg etwa 10 Meter südlich des Turmes bei einem Riß, welcher

nach einem Überhang bis zu braunem Fels verfolgt wird (V+). Fallender Quergang nach links in den Parallelriß und über ihn bis unter ein gelbes Dach (V). Über Leisten nach rechts auf eine graue Platte und über diese zum großen Dach (VI). Unterhalb des Daches Quergang nach rechts zu einer Höhle (VI). Über den glatten Höhlenüberhang an der Schlußwand etwas nach rechts und schräg links zum Bohrhaken. Kurzer Quergang zur Linken über eine grifflose Platte zum Haken über dem Dach und über eine kleingriffige Platte sehr luftig zu einem Stand (VI), worauf man über gestuften Fels den Gratrücken erreicht, der zum Gipfel führt. Extremen Kletterern läßt diese Felstour keinen Wunsch offen. Interessanterweise entstand unmittelbar am Buhl-Dach, infolge eines Druckfehlers in einer alpinen Zeitschrift eine Variante, nachdem dort eine Seilschaft, anstatt nach rechts, nach links querte, und hierauf nur mit Bohrwerkzeugen das Dach samt Schlußwand überklettern konnte.

### **Rofanturm**

Der steilwandige, 100 Meter hohe Felsturm an der Nordostecke des Rofanstockes, bietet alpinen Feinschmeckern sieben reizvolle Kletterfahrten des vierten bis sechsten Schwierigkeitsgrades. Der infolge seiner interessanten Führen öfters besuchte Rofanturm wurde bis zum Jahre 1972 laut Gipfelbuch von 238 Kletterern erstiegen.

Als erste erreichten H. Eichhorn, G. Schmidt und Dr. Gretschmann im Jahre 1914 den Turm; allerdings nur von oben aus, durch Abseilen an der Rofannordwand und kühnen Sprung auf das vorspringende Südosteck des Turmes unterhalb der Gipfelplatte. Die erste direkte Ersteigung des Rofanturmes, über den engen Spalt der Ostwand, (V+) gelang 1923 dem Verfasser mit K.

*Bild Seite 56: Der östliche Nachbar der Seekarlspitze (deren Gipfel gerade noch am rechten Bildrand zu erkennen ist), der Nordostgipfel des Roßkopfs. Seine Nordwand — ebenfalls eine Schmidführe — gilt neben dem „Y“ an der Seekarlspitze als die ernsthafteste Rofankletterei. Ihre Linienführung ist klar bestimmt durch die Rampe und den gebogenen Riß im linken Wandteil. Ganz rechts die Trichterschlucht zwischen Roßkopf und Seekarlspitze, am unteren Bildrand die Ampmoosalmen.*  
Foto: R. Obster



Müller, der zwei Jahre später die erste Besteigung der Westwand (IV+) mit Dr. H. Hörtnagl folgte. Die Westwandföhre (auch Quergang – oder Spiralweg genannt), zählt zu des Rofans schönsten und interessantesten Klettereien. Leider forderte diese beliebte, am häufigsten begangene Föhre an ihrer Schlüsselstelle (dem Quergang in die Nordwand) ein Todesopfer. Unfallursache: Der mißglückte Versuch einer freien (unangeseilten) Erklammerung wegen eines zu kurzen Seiles!

#### Rofan-Nordwand

*Alter Weg, Föhre H. Eichhorn, P. Naderer, und S. Dafner, 1923 (V+).* Der Anstieg führt über die große Verschneidung der schmalen Nordwand, Einstieg am Fuße der Ostschlucht zwischen der Rofannordwand und dem Rofanturm. Die steile, glatte Platte fast in Höhe des Rofanturmgipfels und der mangels an Griffen besonders schwierige Überhang des Schlußrisses kennzeichnen die schwierigsten Stellen.

*Neuer Weg, Föhre M. Rebitsch und R. Berger, 1947 (VI–).* Schwieriger, jedoch interessanter als die Föhre Eichhorns. Einstieg 20 Meter westlich der Rofan-Nordostkante bei markantem Felszapfen, dessen Untergriff-Riß sofort eine zünftige Kraftprobe bietet! Schöne, rasante Felstour, fester Fels.

#### Rofan Nordostkante

(V). Schöne, luftige Felsfahrt. Die Route der Erstbegeher H. Eichhorn und Dr. Gretschmann aus dem Jahre 1913 wird seit 1931 viel direkter über den hohen Stemmkeim und die folgende Kantenstufe erklettert, wobei an der Begradigung der alten Föhre der Verfasser, E. Schneider und M. Rebitsch beteiligt waren.

#### Rofan-Ostwand

*Föhre E. Schmid, K. Müller, 1923 (IV).* Beliebte, schöne Trainingsfahrt, fester Fels, Wandhöhe 120 m. Einstieg beim Schrägriß wenige Meter südöstlich der Rofan-Nordostkante, Schlüsselstelle 30 m über dem Einstieg: Hangelquergang in den nach unten zu abgebrochenen Kamin. Weiterweg klar vorge-

zeichnet. Am Latschenband zwei Ausstiege: Entweder über einen Riß, das folgende Band zur Rechten und durch einen Schluf an der Rofan-Nordkante zum Ausstieg, oder leichter, über den steilen, begrünten Riß zur Linken.

*Ostwandkamin, Föhre H. Eichhorn, 1912 (IV–).* Schöne Trainingsfahrt, fester, sehr rauher Fels zur Linken obiger Route.

#### Rofan-Ostwandrisse

*1. Spiegl-Riß, Föhre S. Spiegl, M. Rebitsch, 1947 (VI), 25 m südlich des Ostwandkamines.* Enger, glatter, oben überhängender Riß. Ein Prüfstein für extreme Kletterer. Mit dieser rasanten Föhre schuf der felstechnisch vollendete Alpinist Mathias Rebitsch im Verein mit dem Kraftmenschen Sepp Spiegl ein Meisterstück der Kletterkunst! Schlüsselstelle im überhängenden Schlußriß.

*2. Habeler-Riß, Föhre P. Habeler, H. J. Stops, 1962 (V).* Einstieg eine Seillänge südöstlich des Spiegl-Risses. Fester Fels.

#### Sagzahn

*Südostwand (Südostkante), Föhre E. Schneider, P. Hardegg, 1927 (V).* Kurze schöne Rißkletterei, die vorwiegend über den linken der beiden Risse, oben im rechten, engen und überhängenden Riß verläuft. Der Weiterweg führt über einen Überhang und grasige Steilrinnen zum Bockkar und über die Ostflanke des Sagzahns zum Gipfel.

*Ostwand.* Langgestreckte, 220 bis 350 m hohe Wand, die durch ein begrüntes Schichtband in zwei Hälften geteilt wird.

*1. Pfeilerweg, Föhre E. Schmid, Dr. S. Moser, 1926.* Untere Wandhälfte (V–), obere Wandhälfte (III+). Abwechslungsreiche Felstour mit Riß-, Wand-, Quergang- und Reitgrat-kletterei sowie einem langen Kriechband in der oberen Wandhälfte.

*2. Sagzahnspfeiler (Adi-Gastl-Weg), Föhre S. Schneider, H. J. Stops, 1967 (VI).* Rasante Felsfahrt über extrem schwere Risse und eine leicht überhängende, große Verschneidung zu großer Höhle. Weiters über den linken Rand der Höhle auf den Kopf des Pfeilers und am Pfeilerweg zum Gipfel. Einstieg unter dachartigem Überhang, fast in der Falllinie der

großen Höhle. Trockenste Führe im Rofan, teilweise etwas brüchig.

3. *Dachverschneidung, Führe H. Buhl, F.*

*Stadler, 1947 (VI)*. Extrem schwerer Kletterweg etwas links der Gipfelfallinie, über die auffallende, mit zwei Dächern versehene Verschneidung. Etwas für Dachspezialisten!

4. *Direkter Weg, Führe M. Rebitsch, S.*

*Spiegel, 1947 (VI)*. Sehr schöne, extrem schwierige Wand- und Rißkletterei fast in der Fallinie des Gipfels über einen engen Kamin und eine glattwandige Verschneidung. Fester Fels. Schlüsselstelle in der ersten Seillänge. Einstieg etwa 50 m rechts oberhalb der Dachverschneidung.

### **Dalfazer Kamm**

Von den weniger reizvollen, begrünten Gipfeln und Wänden des Dalfazer Kammes ist allein der südliche Eckberg, das schroffe, rötliche Felshorn der *Rotspitze* dem Kletterer von Bedeutung. Von sämtlichen Gipfeln im Rofan weist die schöne, kleine Rotspitze die meisten Kletterwege auf. Die höhere Ostwand besitzt zwei, die nur 80 bis 90 m hohe Südwand hingegen nicht weniger als neun Anstiege, wozu noch die beiden rasanten Kletterwege an der Südostkante von M. Rebitsch, 1931 (V) und H. Kogler, 1959 (VI), kommen. Von den Sechser-Führen ragen die von W. Brandmayr und A. Danzl im Jahre 1964 eröffneten Neuanstiege über die Direkte Südwand, der Dachweg und der Pfeilerriß hervor.

### **Guffert-Südkante**

Obwohl der Guffert bei Steinberg (als nördlich vorgelagerter Randberg des Rofangebirges) geologisch nicht mehr zum Rofan gehört, erscheint er stets in den Führern über dieses Gebiet. Von Süden betrachtet thront der Guffert mit einer schönen Südkante als deutlich erkennbare Sphinx hoch über Steinberg. Die aus festem Wettersteinkalk bestehende Südkante bietet mit ihren beiden Aufschwüngen (V und IV) eine herrliche Kletterei, die zu den schönsten im Rofan zählt.

Das benachbarte Gegenstück, die senkrechte *Südkante des Guffert-Westgipfels*, (VI-), wurde im Jahre 1972 durch Hakenjois und Dünisch neuerdings erklettert, nachdem die

Routenführung der Erstbegeher A. Moeller und Breitmoser, 1936, unbekannt blieb.

### **Schokoladetafel**

Zu den beliebten Trainingsfahrten im Bereiche der Bayreuther Hütte bzw. des Berghauses Sonnwendjoch zählt schließlich noch die rund 90 m hohe Schokoladetafel, südöstlich des Schafsteigsattels, die zwei schöne Rißklettereien (III bzw. V) bietet und über den Zireiner Schafsteig leicht erreichbar ist. Zum Normalanstieg dient der enge, neben der Kante verlaufende Kamin, welcher vom tiefsten Punkt der schönen, eigenartig geschweiften Felstafel in Wandkletterei erreicht wird. Den originellen Namen „Schokoladetafel“ für diese schöne, geradezu zum Anbeißen reizende Plattentafel prägte der Verfasser, der sie nach einem Mittagessen mit Dr. S. Moser zum Dessert erkletterte.

Die steilen (dolomitenähnlich), grünen Hochmulden entragenden Rofanwände sind wie die meisten Gebirgszüge der Kalkalpen fast restlos erschlossen. Weitere Neutouren scheinen ohne Bohrhakenbenützung fast ausnahmslos unmöglich. Obwohl — nach modernen Begriffen — bei extrem schwierigen Neutouren gegen die Verwendung von Bohrhaken nichts einzuwenden ist, wird das Bohren von den Anhängern der idealen Freikletterei als unfair abgelehnt. In der Tat hat die Fortbewegung im Fels durch Bohrhakenleiterbauen mit reiner Kletterei nichts mehr zu tun. Bei dieser mechanischen Art des Kletterns, wo die Begehbarkeit einer Wand nicht mehr von Griffen und Tritten, oder vom Vorhandensein geeigneter Hakenritzen abhängt, gibt es praktisch kein Unmöglich. Damit aber geht ein wesentliches Element des Felskletterns, die Spannung um die Gangbarkeit problematisch erscheinender Kletterstellen völlig verloren! Mag man auch geteilter Meinung sein, eines steht jedenfalls fest: Wer auf alten Routen mit Bohrwerkzeugen arbeitet, setzt deren Schwierigkeitsgrad herab und gibt sich selbst ein Armutszeugnis!

*Anschrift des Verfassers:*

*Ernst Schmid,*

*A-6233 Kramsach, Nr. 419*

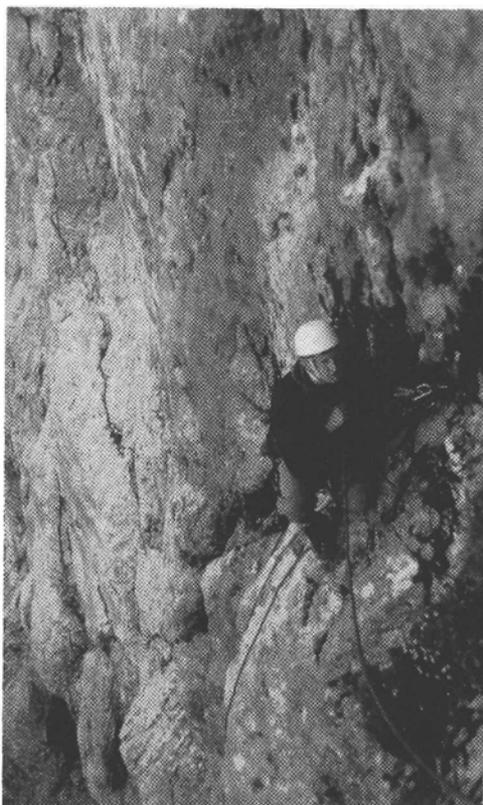
## Bergerleben im Rofan

*Seekarlspitze Nordwand: Erstbegehung des Ypsilons in memoriam Hans Fiechtl*

ERNST SCHMID

*Seite 61: Die Seekarls-Nordwand; im unteren Wand-drittel deutlich erkennbar das „Y“, darüber ebenso deutlich das große Nordwandband und — etwa in Wandmitte rechts — die Kehre, wo das Nordwandband in die schräg links ansteigende Rampe durch die Gipfelwand übergeht. Ganz links die Trichterschlucht zwischen Roßkopf und Seekarlspitze. Unten: Im „Y“-Stand am Beginn des 45-Meter-Risses unterhalb der Rißgabelung.*

*Fotos: M. Sturm, H. Huber*



Hans Fiechtl aus Münster im Unterinntal war ein begeisterter Bergsteiger; kein Führer, dem es in seinem Beruf nur um Geldverdienste ging. Er verband sich bereitwillig auch ohne Lohn mit Führerlosen, vor allem dann, wenn irgendwo in den Alpen eine pfundige Erstbegehung winkte!

Hans Fiechtl galt in den Zehner- und Zwanzigerjahren als der erfolgreichste Ostalpenführer. Als Meister der Freikletterei gelangen ihm zahlreiche Neutouren des vierten bis sechsten Grades: Zsigmondyspitze Nordostwand und Ostnordostgrat, Predigtstuhl-Nordgipfel-Westwand (Fiechtl-Weinberger-Führe), Fiechtlkamin, U-Weg und Eggersteig am Totenkirchl, Guffert Südkante, Roßkopf- und Hochiss Nordwand sowie das zu seinen schwierigsten Felsfahrten zählende „Ypsilon“ an der Nordwand der Seekarlspitze.

Nach meiner Versetzung zum Bahnhof Brixlegg hatte ich durch eine Zeitungsanzeige einen Klettergefährten für den Wilden Kaiser gesucht. Acht Tage später erschien ein älterer, hagerer Mann bergbäuerlichen Typs im Schnürsamtgewand und mit einer Tiroler Kaiserjägersmütze. Im Zweifel um die bergsteigerischen Fähigkeiten des unscheinbaren, seinen Namen verschweigenden Unbekannten, fragte ich nach seinen alpinen Erfolgen, mit leichteren Sachen beginnend. Als ich zu meinem Erstaunen mit meinen stets bejahten Fragen bei der Fleischbank Ostwand angelangt war, bereitete der Einsilbige dem ihm wohl Spaß bereitenden Spiel ein Ende, indem er sich als Bergführer Hans Fiechtl vorstellte. Ebenso erfreut wie bestürzt meinte ich hierauf, daß die Bezüge eines jungen Beamten zur Zahlung von Führerlöhnen kaum reichen dürften. „Das macht nix,“ entgegnete Fiechtl wohlwollend, „ich führe demnächst einen Herrn in den Wilden Kaiser und werde wegen Ihrer Teilnahme mit ihm reden. Ein Beweis für seinen obenerwähnten Charakterzug.

Es folgte gute Nachricht. Gemeinsam ging's zur Predigtstuhl-Nordkante, und so wurden wir bald gute Freunde.

Ältere Bergsteiger dürften sich noch erinnern, wie Hans Fiechtl auf Strips (Stripsenjochhaus) inmitten einer sangesfrohen Schar feucht-fröhlicher Kletterer mit seiner kurzen Pfeife bedächtigt beim Roten oder einem



Schnaps saß. Um Hans sah man da oft die zünftigen Felsgeher aus dem Nachbarlande, wie Toni Leis aus München, Leo Rittler, Franz Solleder und Fritz Wiesner; ferner Roland Rossi (Innsbruck) und mit „Janko“ die erfolgreichsten Kufsteiner Kletterer Peter Aschenbrenner (der Himalaya Peter), Franz Weinberger, Franz Ploner, sowie den wiesel-finken Quergang-Spezialisten Fritz Röhr, der mir an der Fleischbank-Ost die Seilquer-gänge vorturnte.

Fiechtl litt an den Nachwirkungen einer Erkrankung, die er sich im ersten Weltkrieg zugezogen hatte. Dies und der in schwerer Nachkriegszeit geringe Verdienst mochte dazu beigetragen haben, daß Hans gelegentlich über den Durst trank und seine Sorgen mit Hilfe selbstverordneter, alkoholischer Medi-kamente in bewährter Dosis hinwegzuspülen trachtete. Daher gehörte nun einmal das Schnapsfläschl, samt der stets unter Dampf gehaltenen, kurzen Pfeife zu seinen unent-behrlichen Requisiten auch beim Klettern. . . Ober den kristallklaren Seeäuglein des Amp-moosbodens steht die schönste, über 400 Me-ter hohe Wand des Rofan, die Nordwand der Seekarlspitze, wie ein vom Steinmetz gehauenes Monument. Ihr unteres Wand-drittel, das oben ein großes waagrechtes Band abgrenzt, bildet eine 130 Meter hohe, fast senkrechte Wandflucht. Inmitten dieser glatten, teils überhängenden Mauer haben Schmelzwasser zwei seichte Risse eingemei-ßelt, die mit ihrer Gabelung ein deutliches Ypsilon bilden. Ein Wunder der Natur: der Schlüssel zur direkten Besteigung der See-karlnordwand!

Ein eigenartiger Zauber geht von diesem be-rühmt-berüchtigt gewordenen Riß aus, der schon manchen Rückzug und Stürze sah. Der weltbekannte, erfolgreiche Alpinist Mathias Rebitsch hat seine Eindrücke folgendermaßen geschildert: „Selten habe ich in anderen Wänden einen Kletterriß gesehen, der so ab-schreckend, so entmutigend, aalglatt und un-heimlich steil aussieht!“

Die Überkletterung des heute noch teilweise als äußerst schwierig geltenden „Ypsilons“ war damals für mich, den auf Beute erpich-ten „Rofantiger“ (wie Rebitsch mich taufte), das vornehmste alpine Ziel. In jugendlicher Begeisterung fand ich den abschreckenden Gabelriß gar überwältigend schön, lockend

und herausfordernd! Zweimal hatte ich mit Karl und Toni Müller vorgearbeitet, und über ein Band den Riß erreicht. Unsere Ver-suche mußten berufshalber abgebrochen wer-den. Monate vergingen. Da lenkte ich nach Saisonschluß Hans Fiechtls Interesse auf das Problem. Als bedächtiger Tiroler opferte er einen Tag, um sich die Sache erst einmal an-zusehen. Gespannt erwartete ich sein Urteil. Es klang kaum verheißungsvoll und nicht gar schmeichelhaft: „Du bist ja ganz a var-ruckts Luada, dös geht vielleicht nur mit viel Haken — wenn mans hineinbringt — oder überhaupt nit!“ Dies bedeutete allerdings nicht, daß der erfolgreiche, Erstbeghungen schätzende Fiechtl auf den offenbar äußerst schweren Gabelriß verzichten wollte. So kam es, daß ein paar Tage später zwei verrückte Luder mit einem stattlichen Mauerrhakenigel, schweren Karabinern und drei langen Hanf-seilen zur ehemaligen Rofanhütte zogen, um dem „Teufels-Ypsilon“, wie Hans es nannte, zu Leibe zu rücken, nachdem uns vor kurzem die Erkletterung der Seekarlnordwand auf neuem Wege mit direktem Ausstieg zum Gipfel gelungen war. Da just am folgenden Tage der Hüttenschluß bevorstand, sollte zum Abschied der restliche Wein getrunken werden, welch' feierlicher Anlaß Fiechtls Durst erhöhte. Als aber Fiechtl, nach erfolg-reichem Abschluß der gemeinsamen Bemü-hungen, zu schärferen Dingen griff, sah ich schwarz für das Ypsilon! Doch Hans vertrug was.

Als wir morgens eilenden Schrittes den Fuß der Wand erreichten, war unser Alkohol-pegelstand durch reichliches Schwitzen so weit gesunken, daß wir bergfahrttüchtig schienen. Vorsichtshalber unterzog sich Fiechtl eines Alkoholtests und blies zur Kontrolle mangels Tüte ins Pfeifenröhr! Die Analyse der dem Röhr! entlockten „Fahne“ ergab einwandfrei: Nikotingehalt hochprozentig, Alkohol — vom Winde verweht — kaum wahrnehmbar! Demnach konnte nichts schiefgehen —, oder doch? Stand nicht düster und drohend über uns in geheimnisvollen, schwarzen Runen das Ypsilon wie ein mah-nendes Menetekel? Aber der Begeisterung Schwung erlaubte keine Bedenken, verlieh ungehemmten Auftrieb. Mit dem Hochgefühl der Sicherheit im Bunde eines verlässlichen Seilgefährten, ging ich die erste Seillänge an.

Am Rande eines Wandvorbaues — unweit der Falllinie des unteren Reißendes stieg ich ein, und die in herbstlicher Kühle bald klammen Finger mußten sich erst an den kalten Fels gewöhnen. Nach ein paar Metern querte ich fast waagrecht nach rechts, worauf eine kleingriffige Wand zügiges Höherkommen bot, bis ein langgestreckter, glatter Wulst den Weiterweg sperrte. Mittels einer Leiste zur Linken gelang die Überlistung dieses besonders schwierigen, zweieinhalb Meter hohen Hindernisses womit wir nach 30 Metern ein langes Band gewannen. Hier beginnt der Ernst des Unternehmens, denn oberhalb der Bandüberdachung zieht das Ypsilon mitten durch die glatte, überhängende Wand. Hier banden wir uns zusätzlich an das schwere 40 Meter-Hanfseil und wechselten die Führung.

Vom Ostende des Bandes spreizt Hans mit Hilfe des an der Dachbegrenzung steckenden Sicherungshakens nach links, überklettert den hinausdrängenden Überhang und steigt zum Reiß neben dem senkrechten, rotgelben Wandfleck, den ich schon mit Müller erreicht hatte. Dort steht mein Gefährte unter mehreren kleinen Überhängen, doch 10 Meter höher winkt ein bemooster Absatz. Mit Hilfe mehrerer Haken, die allerdings nur moralischen Halt gewähren, kommt Fiechtl höher. Plötzlich reißen zwei als Griffe dienende Haken, doch Fiechtls blitzschnelle Reaktion, seine katzenartige Gewandtheit verhindern einen Sturz. Endlich erreicht er den grünen Fleck, aber der vermeintliche Standplatz entpuppt sich als trügerisches Gebilde: loses, auf abschüssiger Platte lagerndes Moos, dessen Überkletterung ein gewagtes Spiel bedeutet! Im folgenden, schrägen Verlauf des Risses — der mit einer glatten, grifflosen Stufe beginnt — ringt sich Hans in zäher Verbissenheit langsam aber sicher höher. Nirgends ein das Klettern erleichternder Stand. Nach etwa 25 Metern kommt er an glatter Reißunterbrechung zur schwierigsten Stelle. Da stockt das Seil. Der schwere, kringelnde 14 mm Hanfstrick, der in großem Halbkreis durch 7 Karabiner läuft — vereitelt jedes Höherkommen. „Nachlassen!“ schreit Hans, doch das nur lose in Händen gehaltene Seil rührt sich nicht, soviel er auch zerrt und über das bockige Seil schimpft. Fiechtl muß in freier, äußerst schwieriger Kletterei zum letzten

Haken zurück, wo er etwas rasten und das Seil befestigen kann. Am gestrafften Hanf hangelt er dann zu mir herunter, um seine Pfeife zu stopfen; setzt sie unter Dampf, genehmigt sich noch einen aufpulvernden Schluck „Feuerwasser“, und auf gehts zum zweiten Male. Am gespannten Seil erreicht er bald wieder den obersten Haken, wobei Hans zur Verringerung der Seilreibung mehrere Karabiner aushängt. Glücklicherweise überwindet er hierauf nach wiederholten Versuchen die Reißunterbrechungsstelle, die frei erklettert werden mußte. Ein Kraft- und Balanceakt in großer Ausgesetztheit: Fiechtls Meisterstück an der Schlüsselstelle! (Eine dort entstandene Hakenritze erleichtert jetzt die Schwierigkeiten). Langsam, stockend läuft nun das Seil durch meine Hände. Fiechtl hat die überhängende Zone überwunden, er entschwindet meinen Blicken, und ich höre nur mehr von Ferne das Schlagen von Haken. Es mochten etwa 35 Meter Seil abgelaufen sein, als es Hans abermals nicht mehr einzuholen vermag. Wiederum heißt's zurück. Hans befestigt oben das Seil, und hangelt daran zu mir herab.

Wir sehen auf die Uhr: Schon 16 Uhr und höchste Zeit zum Rückzug! Was tun? Fiechtl schlug eine Übernachtung in Steinberg vor, um anderntags die Tour mit frischen Kräften zu vollenden. Vom sechsständigen Stehen am Sicherungsplatz steifbeinig wie ein alter Droschkengaul, willigte ich gerne ein in sein Vorhaben.

Am Einstieg vermißten wir mit Bedauern unsere beim Marchgatterl als überflüssigen Ballast zurückgelassenen Bergschuhe. So machten wir uns mit alten Kletterpatschen auf den weiten Weg über die Schmalzklause nach Steinberg, wo wir in dunkler Nacht eintrafen. Vor dem Essen gestanden wir der freundlichen Kirchenwirtin unsere durch die Abschiedsfeier auf der Rofanhütte entstandene Ebbe in den Börsen. Als sie Fiechtl erkannte, der einst mit Hans Dülfer, gelegentlich der ersten Erkletterung der Guffert-Südkante zu Gaste weilte, gewährte sie gerne Kredit.

Infolge der Anforderungen des Tages verbrachten wir eine fast schlaflose Nacht: die Reaktion nach schwerer, nervlicher Belastung! Während Hans einmal, lebhaft vom Ypsilon träumend, die Arme streckte und

– stöhnend – verzweifelt nach Griffen rang, gelang es mir noch im letzten Moment, seinen Absturz aus der Bettstatt zu verhindern. Auf meine Frage, ob ich ihn anseilen sollte, lallte er etwas und träumte weiter.

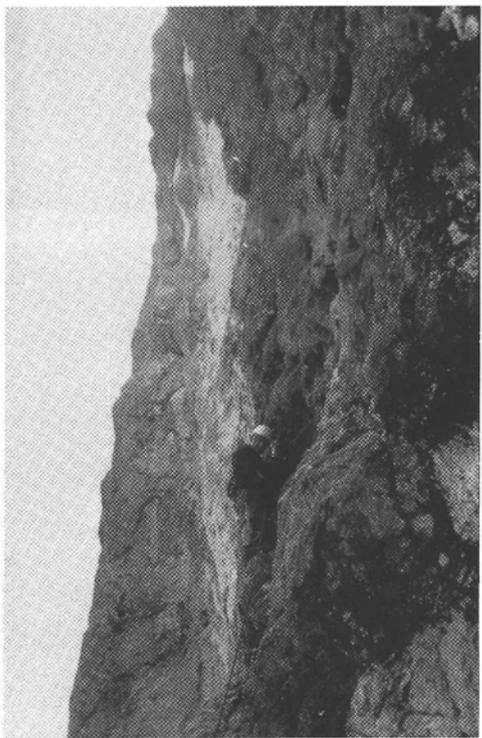
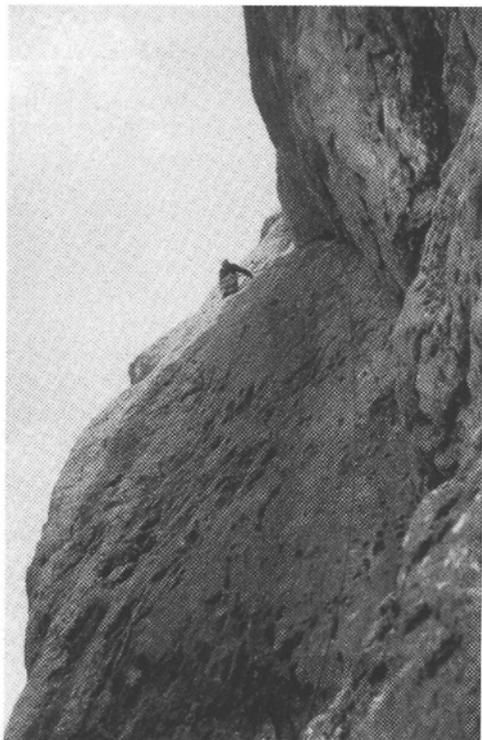
Trotz allem standen wir morgens, nach dreistündigem Gang, wieder am Fuße der Wand. Nach einer Seillänge aber war unser Auftrieb infolge der schlecht verbrachten Nacht zu Ende und wir machten daher am überdachten Bande kehrt. Nach kurzer Überlegung ließen wir die Seile hängen, um tags darauf, von Brixlegg aus, das Ypsilon mit frischer Kraft und ergänzter Ausrüstung anzupacken. Das Vorhaben verzögerte sich indes aus dienstlichen Gründen. Glücklicherweise erhielt ich drei Tage später einen freien Tag. Es war höchste Zeit, stand doch bei Wettersturz der Verlust unserer Seile am Spiele!

Am 31. Oktober 1923, 5 Uhr früh, zogen wir frischen Mutes abermals dem heißersehnten Ziele entgegen. Kein Wölkchen trübte das farbenfrohe, herbstliche Bild. Feierliche Ruhe lag über den verlassenen Almen. In philosophische Betrachtungen versinkend, schritten wir schweigend durch die Stille der Bergwelt. Nach fünfstündiger Gehzeit war der Fuß der Wand erreicht, unverzüglich ging's an den Angriff. Da wir ohne Rucksack klettern wollten, fand in unseren Taschen kaum der nötigste Proviant Platz. Rasch erklimmen wir wieder das abschüssige, lange Band, auf dem ich mich schon heimisch fühlte. Hans übernahm die dünnen Reserveseile, wovon eines für ein Seilgeländer bestimmt war.

Noch ein tüchtiger Schluck aus dem Schnapsflaschl, das Kletterpfeifchen gestopft, und auf geht's. Rasch dringt Hans, mit Benützung des hängenden Seiles, an die Umkehrstelle vor. Ich vernehme seine Stimme nur mehr schwach, bald muß er bei der Rißgabelung sein. Aber nach wenigen Metern gesellen sich zur schweren Kletterei wieder die Schwierigkeiten des Seileinholens. Verzweifelte Rufe: „Nachlassen, nach . . !“ Ich schwinde das Seil in wellenartigen Bewegungen, ruckweise gelingt so das Einziehen. Endlich tritt nach etwa 55 Metern eine Atempause ein. Fiechtl muß glücklich an der Rißgabelung angelangt

*Oben: Die Plattenrampe (linke Zinke des Gabelrisses); Unten: Die Seillänge zum Rißansatz.*

*Fotos: H. Huber*



sein. Ich höre noch das Eintreiben zweier Haken, dann den erlösenden Ruf: „nachkommen!“ Aufatmend greife ich ins dünne Seil, welches 15 Meter oben, bei einem Haken, mit dem Hauptseil verbunden ist und frei herunterhängt. In kräfteraubender Kletterei arbeite ich mich unter Benützung des federnden Seiles bis zum erwähnten Haken. Hier muß ich mich an das dicke, knapp herabreichende 40 Meterseil binden, was Zeit und Mühe kostet. Ich verbinde dann mittels Karabiner das dort befestigte Geländerseil mit dem Hauptseil, ringe mich unter großen Schwierigkeiten höher und schlage fast alle Haken heraus. Ziemlich erschöpft erreiche ich die Schlüsselstelle, wo es damals noch keine Hakensicherung gab. Der Kraft- und Balancakt Fiechtl's mißlingt. Ich fühle meine Kräfte schwinden, ohne das Kommende! Beim nächsten Versuch gleite ich mit den glatten Manchonsohlen ab und pendle in die glatte, lotrechte Wand hinaus. Faß' das Seilgeländer und schwing' dich in den Riß zurück“, rät Fiechl. Da dieses aber infolge Vorgeleitens des verbindenden Karabiners außer Reichweite ist, bin ich mangels Reepschnur und Prusikknoten (die waren damals noch kaum in Gebrauch), in gefährlicher Lage, nachdem das 40 Meterseil zum Rückzug auf das rettende, lange Band nicht reicht! „Am Ypsilon darf man im schrägen Verlauf des Risses nicht stürzen, sonst baumelt man hilflos in der Luft“, schrieb Hias Rebitsch! Fieberhaft suchen meine Augen einen Halt, der ein Höherkommen ermöglicht, sonst scheint mein Schicksal besiegelt; müßte ich doch bis zum Eintreffen einer Rettungsmannschaft mindestens 24 Stunden hilflos am Seile hängen!

Doch das in ausweglosen Situationen erforderliche Glück ist mir hold!

Ich entdeckte eine winzige, außer Reichweite scheinende Felspore die mich retten sollte! Ich dehnte mich wie ein Aal; aber erst nach wiederholten Versuchen gelingt es mit Mühe den rettenden Halt zu fassen, der lediglich zwei Fingerspitzen Platz bot. Ein Klimmzug mit aufeinandergepreßten Fingerspitzen unter „Seil-ein“ Rufen, ein Aufzug am Seil, dann war zum Glück das Seilgeländer erfaßt und – spreizend – der Riß gewonnen.

Nach Überkletterung des folgenden Plattenwulstes legt sich der durch die Erosion des

Tropfwassers reibeisenraue Fels etwas zurück, und ich erspähe Hans, der mich dank musterhafter Sicherung mit Leichtigkeit gehalten hat. Auf die Frage, was er von meinem Sturz verspürt habe, entgegnet er: „Nur das tönende Straffen des Seiles verriet, das etwas g'schehn sein mußte!“

Endlich stehe ich vor dem letzten Überhang. Hier gilt es über ein glattes Wandl nach rechts zu queren, um einen Spalt zu gewinnen, der in eine tiefe Rinne übergeht. Die erste gute Sicherungsmöglichkeit ober dem langen Band! Nach Überwindung dieser Kletterstelle bin ich nach dreistündiger, heißer Arbeit bei Hans.

Wir treten zur Linken an die breite, steile Plattenrampe die den Weiterweg vermittelt. Halbsechs Uhr abends! Schon beginnt es zu dämmern. Wir stehen vor dem unvermeidlichen Biwak, auf das ich mich heimlich gefreut hatte; weniger begeistert ist Hans hingegen, dem zwei schwere Freinächte noch in übler Erinnerung sind.

Hart an der Steilrampe, in der Verschneidung, die jene mit der Wand bildet, findet sich im abschüssigen Fels ein dürftiger Platz zum Sitzen. Zur Sicherung fahren noch zwei Haken singend in die Ritzen. Mittlerweile meldeten sich knurrend unsere Mägen. Wir mustern mit langen Gesichtern den kargen Proviant, da wir mit einem Biwak nicht gerechnet hatten. Ein paar Feigen, eine Rippe Schokolade, einen Schluck Schnaps, sowie als eisernen Vorrat ein winziges Fläschchen Likör. Ich erinnere an die große Wurst, die ich scherzhalber vor dem Aufbruch wegen Platzmangel hinten anhängen wollte. Fiechl findet solch' nutzlose Erinnerungen nicht ergötzlich und gluckelt mit den Worten: „Ist dös s'ganze“, das köstliche Naß des eisernen Vorrats bis zur Neige. Brüderlich wird das Eßbare geteilt, für morgen bleibt fast nichts mehr übrig. Glücklicherweise hat Hans genügend Tabak und stopft sich ein Pfeifchen, während ich eine verstümmelte Zigarette aus der Tasche angle; niemals hat mir eine „Ägyptische“ so gut geschmeckt wie damals! Rasch bricht die Nacht herein. Emsig arbeite ich mit dem Hammer an der Ebnung unseres Platzes, was leider nur schlecht gelingt. Zur Bewegungsfreiheit will Hans ein Seilgeländer spannen. Mit dem Feuerzeug leuchtend, versucht er Haken zu schlagen, doch alle

Mühe ist vergebens. Endlich nehmen wir auf den Seilen Platz und rücken mangels Biwakzeug, eng aneinander. Wir sehen in die sternklare Nacht, zählen die Lichter der Umgebung und können nur drei entdecken. Es sind jene von Steinberg, sonst überall dunkle Wälder, tiefes Schweigen! Träge verrinnen die Stunden, es ist empfindlich kalt geworden und an Schlaf kaum zu denken. Zeitweils machen wir Gelenkübungen, um uns zu erwärmen und nehmen alle möglichen Stellungen ein, da uns das Sitzen auf der schiefen Ebene nicht behagt. Trotz der Kälte muß ich einmal ein Weilchen eingenickt sein, denn plötzlich weckt mich mondscheinerhellter Fels. Die Phantasie wird rege. Gebannt starre ich auf eine riesige Felsnase, die sich im Profil scharf von der Umgebung abhebt; darüber wölbt sich eine mächtige Stirne — Ist es das versteinerte Antlitz des Berggeist's? Mählich fällt durch den riesigen Großen Trichter zwischen Seekarlspitze und Roßkopf das Mondlicht in immer spitzerem Winkel, es beginnt zu dämmern und leise in den Wänden zu spuken. Ein geheimnisvolles Hüsteln umweht den Bergleib, zuweilen schwirrt ein Steinchen zur Tiefe. In das starre Gestein tritt Leben. Es tagt. Frohlockend grüßen wir den ersten Sonnenstrahl, der den Gipfel des Guffert in Rotlicht taucht, während zu unsern Füßen der Rauhreif den Ampmoosboden in eine Winterlandschaft verzaubert hat. Wir harren bis es etwas wärmer wird, und verzehren gelassen den kärglichen Rest unseres Proviant's.

Um neun Uhr klettert Hans, zitternd vor Kälte, die Steilrampe hinan, doch sind wir voll Zuversicht! Ofters Haken schlagend, von denen die meisten nur dürrtigen Halt gewähren, kommt Fiechtl unter Benützung des Risses langsam höher. Nach einer halben Seillänge entschwindet er meinen Blicken. Es geht nun rascher vorwärts, dann schlägt er noch einen Haken und läßt mich nachkommen. Es ist halbelf. Freudig lege ich Hand an den Fels. Es geht, trotz Biwak, wider Erwarten gut. Rasch füllen sich meine Taschen mit Haken und Karabinern. Ich hämmere kräftig drauflos, bis der Hammer bricht, und in tollen Sprüngen klingelnd ins Kar fällt. „Teuff“, sag ich nur, den Stiel dem Entflohenen luftpostwendend nachsendend. Als Ersatzhammer dient nun ein schwerer Karabi-

ner, und mancher Stift wird damit noch herausbefördert. Nach kurzer Zeit bin ich schon bei Hans und wünsche den Wechsel der Führung; brannte ich doch darauf, die durch den Flug am Vortag erlittene Schlappe auszugleichen. Fiechtl, dem das harte Biwak — mangels stärkender Medikamente — mehr zugesetzt hatte, stimmt gerne zu.

Mit unbändiger Begeisterung kletterte ich den letzten, noch vom Nordwandband trennenden Wandgürtel hinan.

Auf fast waagrechtter Leiste quere ich erst etwa 12 Meter nach rechts, strebe dann links hinan und gewinne hierauf über eine kurze, glatte Verschneidung mit Hilfe zweier Haken das große Nordwandband.

Vor Freude über den Erfolg errichten wir am Ausstieg einen großen Steinmann.

Nagender Hunger und quälender Durst treibt zum Abstieg. Wir überschreiten das Bächlein der Trichterschlucht und schlürfen mit gierigen Zügen das lang entbehrete Naß! Am Rande der Schlucht seilen wir uns über eine Wandstufe ab und verfolgen ein langes, begrüntes Band, das an der Nordwand des Roßkopfes aus dem Fels führt.

Gegen 15 Uhr sitzen wir wieder beim Einstieg und sind vor allem um die restlose Verteilung unseres Proviantes bemüht. Zur Einholung des am Rißbeginn befestigten Gelanderseiles heißt es dann nochmals 40 Meter hinauf.

Als wir schließlich nachts — mit eintägiger Verspätung — heimkehren, muß noch rasch die alarmierte Bergrettung abgesagt werden. Die ausführliche Schilderung dieser denkwürdigen, vor Jahrzehnten mit primitiver Ausrüstung vollbrachten Erstbegehung sei eine frohe Erinnerung an den berühmten Tiroler Bergführer Hans Fiechtl.

Als Erfinder des nach ihm benannten Mauerkakens, lebt Fiechtl in der Geschichte des Alpinismus fort; nicht allein als ein erfolgreicher Führer, vielmehr noch als beliebter Bergkamerad und uneigennütziger Bergrettungsmann!

Die schöne Seekarlnordwand mit dem Ypsilon ist und bleibt den Anhängern der Freikletterei ein Prüfstein ihres Könnens.

*Anschrift des Verfassers:*

*Ernst Schmid*

*A-6233 Kramsach Nr. 419*

## Rofanwände

— Erlebt  
durch die Epigonen —

HERMANN HUBER

*Rechts: Blick  
vom Roßkopf-  
Nordostgipfel auf  
die Rofan-Nord-  
abstürze und  
den Rofanturm.*

*Foto: H. Huber*



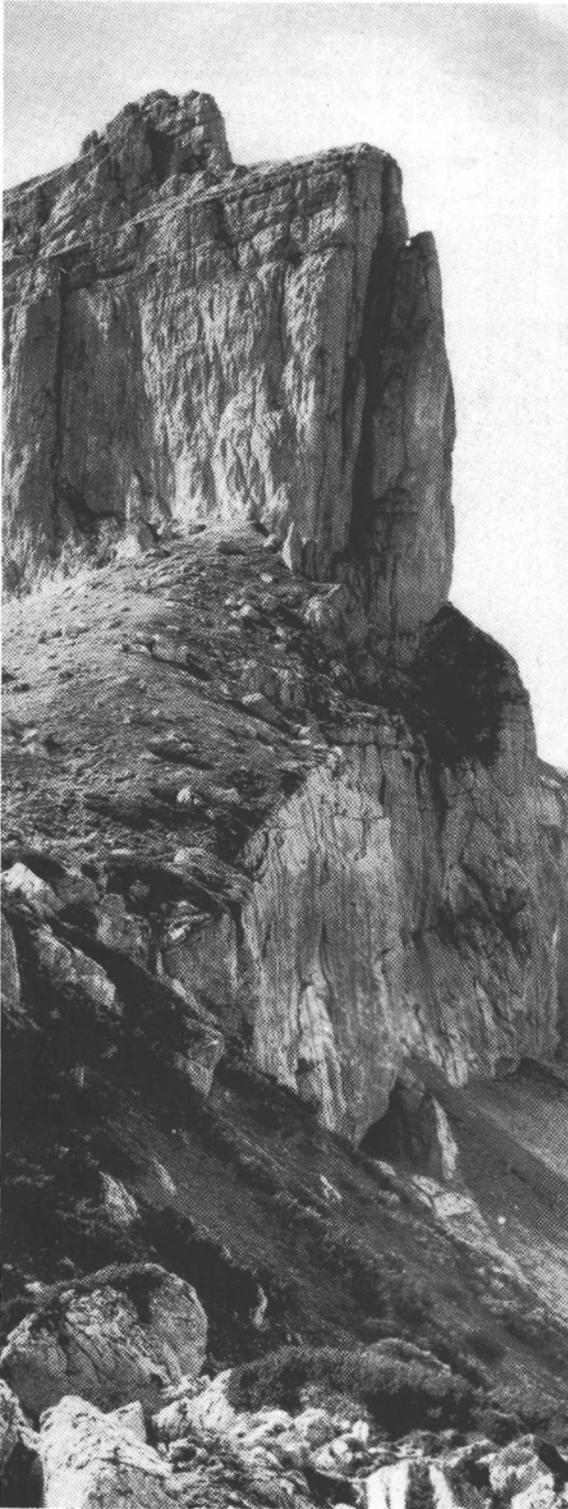
Rofan — der Name hatte immer etwas geheimnisvoll-anziehendes für mich. Er löste ein Gefühl aus, vielleicht mit einem Hauch „verstaubter“ romantischer Sehnsucht. Möglich, daß Altmeister Nieberl mit seiner Schilderung des Ampmoosbodens nicht ganz unschuldig war daran, oder Maduschkas knapper Bericht eines Versuchs am sagenhaften Y-Riß der Seekarl-Nordwand.

Heute fährt man von München in gut einer Stunde nach Steinberg oder Maurach, man schlägt den Wander- und Kletterführer auf — und weiß Bescheid. Man hat es jetzt dort bequem durch die Existenz der Rofan-Seilbahn von Maurach und des Sessellifts von Kramsach. Aber die „Rache“ ist gleichsam in die Stahlkabel mit eingebaut: Das Rofan ist nicht mehr einsam.

Manche seiner Kletterwege sind es trotzdem noch, und es sieht so aus, als ob es eine Wand im benachbarten Kaiser um vieles leichter hätte, zur Modetour zu avancieren — oder abzuleiten.

Niemand in München, der mir erreichbar ist, weiß etwas über das „Yplison“. So komme ich im Sommer 1952 mit einem Freund, der bereits ein Motorrad besitzt und ein guter Sportsmann, jedoch kein Kletterer ist, zur Schmalzklausenalm und ins Ampmoos, um die Sache zu besehen. Groß und düster stehen die Nordwände über den von Alpenrosen und Latschen bedeckten, vorgelagerten Muggeln, dazwischen ein paar winzige Bergseen. Schwarz, wasserübertonnen die Seekarlwand: alles andere als einladend steht der Y-förmige Riß in der Wandmitte. Nach einer noch nicht besonders schwierigen, aber splitt-rig-unfreundlichen Seillänge haben wir genug gesehen und kehren um. Hans wäre zwar auch weiter mitgegangen, vorläufig wenigstens. Aber nicht nur die Ausrüstung in Form eines 10-mm-Seiles war für das über uns zu mager.

Ernst Schmid/Hans Fiechl, 1922 — solchen Mut muß man erst haben!

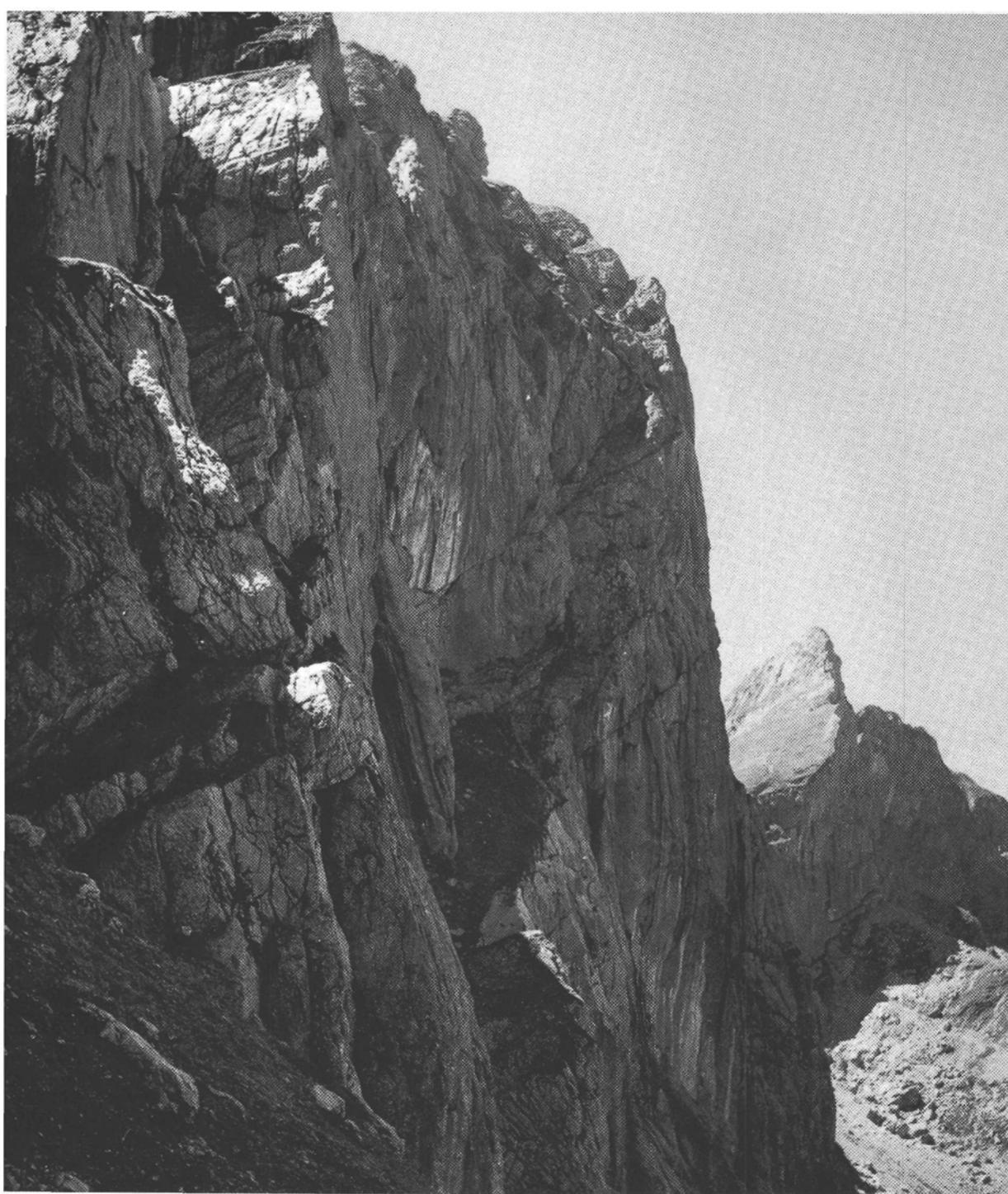


Am selben Tag klettern wir noch über die Rißreihe der Nordostkante des Rofan-Hauptgipfels, freuen uns über den prächtigen Zireiner See da drunten und den schönen Felsgang hier heroben. Schon 1920 wurde dieser rassige Kletterweg von den Meistern des Freikletterns Emil Gretschmann und Eichhorn mit spärlichsten Hilfsmitteln eröffnet. Hans Dülfer besuchte das Rofan vor dem 1. Weltkrieg. Der alte Weg durch die Nordwand der Hochriß stammt von ihm. Man sieht die markante dreieckige Wand von den meisten Gipfeln des Alpenvorlandes aus als westlichen Kulminationspunkt der Nordwandkette des Rofan. 1954 durchstiegen wir diese Wand nach einer Woche gewaltiger Regenfluten und Hochwasser. Die Bänder, die einen erstaunlich leichten Weg durch die fast senkrechte Wand ermöglichen, sind ebenso schlammig wie der dann folgende Abstieg über die Grasrampe des Gamshals.

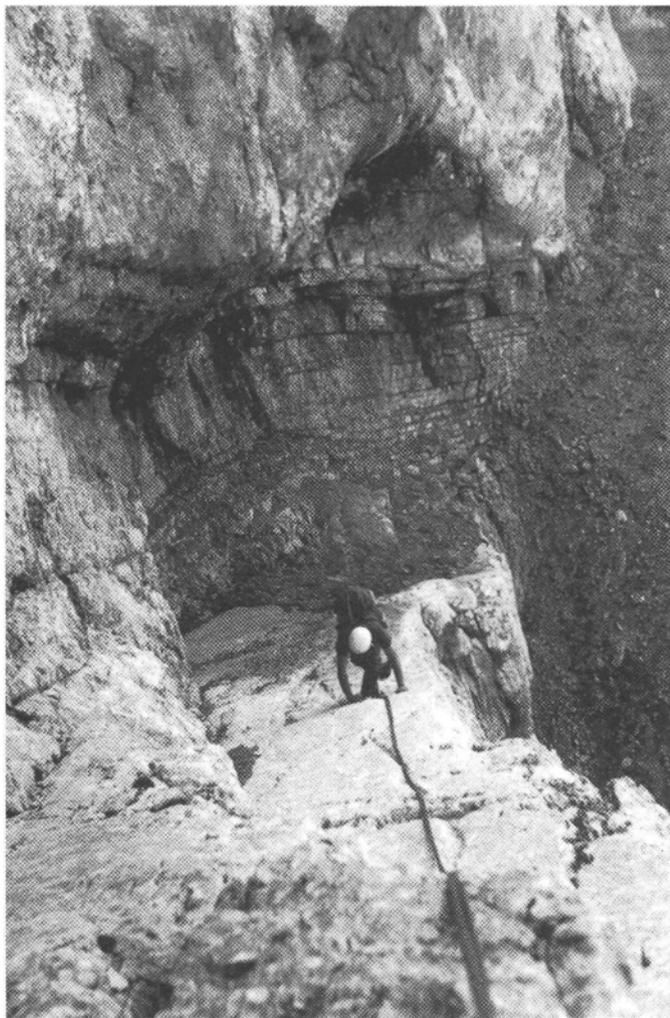
Von der Guffert-Südkante aus — ebenfalls eine elegante Dülfer-Fiechtl-Kletterei von 1911 — schauen wir später mehr als einmal zum „Ypsilon“ hinüber. Ob das nochmal was wird? Trocken sollte die Wand halt sein, vielleicht mal im Herbst. Aber mancher Herbst vergeht ohne Ypsilon. Im Sommer 1963 sind wir wieder da, mit Dieter Hasse im Bunde. Aber es regnet. Der schräge Riß muß wohl „wild“ sein. Bei diesem Wetter sieht er noch schlimmer aus. Haken soll man dort angeblich kaum schlagen können, so haben wir ein paar Holzkeile dabei, die wir am Einstieg deponieren, für's nächstmal.

In einer Regenpause klettern wir über den Schmid-Müller-Weg der Rofan-Hauptgipfel-Ostwand und freuen uns darüber — in bescheidenerem Rahmen. Hat denn dieser Ernst Schmid das ganze Rofan erschlossen? Ja, ein alpines Lebenswerk könnte man es nennen. Da ist (neben vielem anderen) noch etwas: Der geschweift ansetzende und dann schnurgerade die Roßkopf-Nordwand durchziehende, markante Riß!

Dieter meint, das wäre doch eine Sache. Für ihn als Sachsen wohl die Tour schlechthin hier. Ob der Riß überhaupt gemacht ist? Mich interessiert aber vorläufig nur das Ypsilon. 1964, ein schöner Sommer, lockt uns wieder ins Ampmoos. Diesmal stimmt alles, die Wand ist sogar fast trocken. Die Kletterei selbst erscheint uns zwar schwer, aber prächt-



*Bild Seite 68: Der Rofanturm mit seiner Ostwand, angelehnt an die schattige Rofan-Nordwand, links davon Rofan-Nordostkante und — besonnt — Rofan-Ostwand.  
Oben: Rofan-Nordabstürze — im Hintergrund die Hochbiss.  
Fotos: A. Kloske, R. Löbl*



*Links: die halbtunnel-  
förmig überwölbte Platten-  
rampe im oberen Teil der  
Seekarl-Nordwand.*

*Foto: H. Huber*

*Bild Seite 71: Der  
Dalfazer Kamm mit der  
markanten Rotspitze; dem  
Betrachter zugekehrt die  
Ostwand, links im Pro-  
fil die Südostkante:  
„... verkörpern als Ge-  
genpol der ernsten Nordab-  
stürze das leichte, heitere  
Element“.*

*Foto: R. Löbl*

*Blick von der  
Ampmoosalm  
nach Norden  
zum Guffert mit  
seiner deutlich  
ausgeprägten  
Südkante.*



*Foto: H. Huber*



tig! Es ist doch fast immer so: Wenn man mit einer gehörigen Portion Respekt hingeht, läuft's gut. Nimmt man dagegen eine geplante Tour nur mit einer Art „Konsum-Einstellung“ aufs Korn, rächt sich die Wand mitunter während der Durchsteigung ganz empfindlich.

Unter anderem müssen wir im schrägen 45-m-Riß — wo ein „normales Seil“ nicht bis zum nächsten Standplatz reicht — recht konzentriert freiklettern, aber wir finden einige meisterhaft aus schwieriger Kletterposition heraus geschlagene Haken, die nach Hias Rebitsch aussehen. Und die gefürchtete, glatte Steilrampe, die nach der Y-Gabelung nach links führt, entpuppt sich gar als Genußklettere im oberen vierten Grad! Wir sind begeistert. Die Felsstruktur am großen Band wäre eine Fundgrube für Geologen. Gelber Kalk mit Bruchlinien wie die Fugen einer Ziegelmauer bildet eine Verwerfungsschicht, die in den oberen Wandteil leitet. Noch die

letzten paar Meter zum Gipfel sind pikante Plattenklettere! 350 m Wandhöhe, mehr als mancher Weg im Kaiser, liegen unter uns. Jetzt mag das Hitzegewitter losbrechen, das uns, wie es dem heutigen Tag angemessen ist, in der Wand verschont hatte.

Wie es manchmal geht, jahrzehntelang rührt sich kaum etwas in so einer Wand, jetzt plötzlich ist das Ypsilon „in“. Verschiedene Seilschaften haben ihr Interesse dafür entdeckt. Gewiß nicht durch unsere Begehung. Ein paar Wochen vorher durchstiegen Rudi Berger und Alfred Koch die Wand. Der sagenhafte Ruf des Ypsilon ist Vergangenheit, was bleibt, ist eine prächtige Felsfahrt. Der Ruf aber kam nicht von ungefähr: Mit den Mitteln der Erstbegeher und ersten Wiederholer muß das ein wildes Abenteuer gewesen sein.

Ernst Schmid selbst aber schreibt im Rofanföhrer, daß der Roßkopf-Nordwandriß die längste und schwierigste Kletterfahrt im Ro-



*In der Roßkopf-Nordwand am Beginn der Schwierigkeiten beim Rißansatz. Foto: H. Huber*

fan ist. 1965 endlich darf ich diese Schmidtsche Qualitätsschöpfung aus dem Jahre 1926 kennenlernen, gemeinsam mit Helmut Schmidt, dem bewährten Gefährten so mancher Fahrt. Der Roßkopf-Riß bietet schöne, aber doch ernste Kletterei in vorwiegend festem Fels. Hakengespickt ist er gewiß nicht. Nicht nur der Doppelüberhang, als „hängebäuchiges Gebilde“ in der Beschreibung erwähnt, hinterläßt uns einen Eindruck. Diesmal sind die Sennersleute auf der Hochalm, im Ampmoos. Als wir beim Abstieg dort vorbeikommen, erzählen sie uns bei einem Glas Milch, daß „wohl vor zwei Jahren den Riß da auch mal Bergsteiger hinaufgestiegen sind“. Vielleicht hat sich diese Frequenz inzwischen etwas geändert?

Die größeren Wände des Roßkopf kann man leicht an einer Hand aufzählen. Sie führen trotz aller „Erschließung“ bis heute im Bewußtsein der Bergsteiger eine Art Randdasein. Was eine größere Schar von Kletterern hier schätzt, sind die kurzen, schnell erreichbaren Führer wie am Rotspitzl oder am Roßkopf-Hauptgipfel. Sie vermitteln Kletterfreuden zu fast allen Jahreszeiten und verkörpern als Gegenpol der ernsten Nordabstürze das leichte, heitere Element.

*Anschrift des Verfassers:  
Hermann Huber,  
D-8025 Unterhaching, Fasanenstraße 151*

## Heitere Tiroler G'schichten

ERNST SCHMID

Folgende Erzählungen stammen vorwiegend aus dem Roßkopf, wobei Naturmenschen, Almleute und Bergsteiger für Heiterkeit sorgen.

### Klaus Einberger

Wer vor Jahren von der Brixlegger Innbrücke den Fußweg über die Hagau ins Roßkopf nahm, konnte zuweilen ein schallendes Lachen hören. Der Ortskundige wußte, es kam vom Klaus, der aus Steinen sein Brot verdiente – vom Kalkofenbesitzer Klaus Einberger.

Einst traf ich den Vollbärtigen am Heimweg vom Roßkopf. Er ging auf die Jagd. „Hast koane Gams g'segn?“, seine Frage. Nach Aufklärung plauderten wir ein wenig. Dem unverwüstlichen Kramsacher Barbarossa mit den Naturlocken vermochte man zeit seines Alters nicht anzusehen. Als diesem stets heiteren, allseits beliebten Naturmenschen die Bomben des 2. Weltkrieges sein schmuckes Heim, den Vogeltennhof, zerschlugen, wurde er zwar etwas wortkarger, aber sein unverwundbarer Humor kam beizeiten immer wieder zum Ausdruck, besonders, wenn's um die holde Weiblichkeit ging. Am Sterbebette erklimmte er die höchste Sprosse der Stufenleiter des Humors mit folgender Äußerung an seinen Sohn: „Anderl, geh' gib mir a Geld auf die Roas!“

Klaus ist Junggeselle geblieben, obwohl sich nicht nachweisen läßt, daß er ein Kostverächter war.

Als ich Klaus einmal fragte, warum er ledig geblieben sei, meinte er schlagfertig: „Ja, i hab ma denkt, i mach ma's nit besa!“

### Der Meixner Toni

Geduckt unter einem Riesenblock lag die finstere Sennhütte von Ampmoos. Drinnen hauste einst der scheinbar ebenso finstere Meixner-Toni. Die rauchgeschwärzte Hütte ist verbrannt, der Toni hat das Zeitliche gesegnet, allein die köstliche Erinnerung an ihn ist wachgeblieben.



„Geduckt unter einem Riesenblock lag die finstere Sennhütte von Ampmoos.“

Foto: M. Sturm

Jeder Mensch hat seine Schwächen. Der alte bärtige Meixner nicht ausgenommen. Eines Sommermorgens sollte ich darauf kommen.

Schwitzend vom schnellen Gehen trete ich mit meinem Gefährten in die finstere Hütte. Wir wollen noch über die Seekarl Nordwand und haben es eilig.

„Hast a Milch da?“, frage ich. Der Toni nickt nur und bringt wortlos eine Schüssel Gute. „Zuerst a Schnapsl, denke ich, da verkühlst dich nicht.“

Ich ziehe aus meinem Rucksack ein Flascherl. Der Toni sieht dies, seine Züge erhellen sich und seine Augen werden so rund wie die Zwetschgen auf der Flaschenetikette.

„Magst a oan?“, frage ich. „Ja gern“, meint er lebhaft und greift sehnsüchtig mit beiden Händen zu. Tut einen andächtigen Schluck, stellt grinsend die Flasche nieder, schleckt

sich behaglich die Mundwinkel und sagt: „Teifl ist der guat, dös is a Tröpfpl“, und wird auf einmal gesprächig.

„Mögs eppa an Kas und an Butta?“ Da haben wir nichts dagegen und greifen tüchtig zu. „Kemmts bald wieda“, meint er schließlich beim „Pfüatn“.

Und wir kamen wieder. Toni empfängt mich mit schmerzverzerrter Grimasse. Lebhaft jammert er über schreckliches Bauchweh, reibt sich die entsprechende Gegend und sieht erwartungsvoll auf die Medizin, die ich ihm in Gestalt des „Zwöschbelters“ kredenze.

Zur schnelleren Wirkung nimmt er natürlich nicht einen Löffel, sondern gleich ein „Maul“ voll. Oh, das tat gut. Und das Wehdam war wie weggeblasen!

Wenn alle Medikamente mit so staunenswerter Geschwindigkeit wirkten, stünde es gut um die Kranken.

Da aber der schlaue Toni bei meinem Erscheinen stets sein chronisches Bauchweh bekam, schlug ich ihm ein Schnippchen.

Wieder einmal ging ich auf Ampmoos. Das Vieh war schon abgetrieben und die Sennhütte stand leer. Diesmal trank ich aus der Schnapsflasche allein, leerte sie bis auf ein paar Tropfen und verschloß sie. Dann schrieb ich auf das Flaschenschild: Lieber Toni! Da hast a frische Bauchwehmedizin. Der edle Spender S.

Im nächsten Sommer war ich schon lebhaft auf Meixners Empfang gespannt. Weinerlich ist seine Begrüßung. „Na, denk da, habn ma nit dö Lumpen den ganzen Schnaps gsoffen, denst' ma spendiert hast. Ganze drei Tröpfln hab i no dawischt!“

Da konnte ich das Lachen kaum verbergen, zog ein Fläschchen hervor, das noch ganz war, nahm einen tiefen Bedauerungsschluck und Toni tat desgleichen.

Die trostreiche Trauerfeier fand erst nach Versiegen des „Zwöschbelers“ ein Ende.

#### Falsch ang'seilt

Eine linde Bergsommernacht. Der Jochwind zaust die mondscheinüberspülten Weidebö-

den. Von der Bergalm dringen die abgetrisenen Klänge einer Zugin und das rhythmische Gepolter eines „Gstampfn“ zur Bayreuther Hütte.

Drüben geht's lustig zu. Junge Madln sind da und der fesche Konrad spielt zum Tanz. Der Pascha ist in seinem Element und fühlt sich als Sultanus. Wilde Juchezer ertönen, der gute Hüttenrötel hat wieder einmal alles rebellisch gemacht.

Der Walter hört's, ihn juckt das Tanzbein, er möcht hinüber. Aber der Wirt sperrt so um 1/211 Uhr die Hütte, er kann doch nicht aufbleiben bis die Gaudi aus ist. Das weiß Walter, der schon einmal vor der Tür stand. Was tun? Da kommt dem Schlaunen die rettende Idee. Er geht ins Klettererkammerl und holt ein Seil. Tritt ins Madlzimmer, befestigt dort den Strick an einem Pfosten und läßt das Ende zum Fenster hinunter. Sein Rückzug scheint gesichert! Dunkel ist's und in seinem Dusel merkt er nicht, daß er statt dem Bettfuß den Waschtischhaxn angeseilt hat. Dann rennt er zur Bergalm hin und „draht“.

Der Hüttenwirt hat fesche Töchter. Da ist's kein Wunder, wenn ein Jüngling Feuer fängt.

*„Der Wirt hat fesche  
Töchter. Da ist's kein Wunder,  
wenn ein Jüngling Feuer  
fängt.“*



Zeichnung A. G. Pauli



„Es war einmal ein Kletterer, der bei dieser brenzlichen Geschichte die Hauptrolle spielte“.

Zeichnung: A. G. Pauli

Und sein Wein ist gut, so daß junges Blut leicht in Wallung gerät, besonders, wenn wie heut, aus dem offenen Fenster der Madlkammer ein Seil hängt!

Dies merkt zu vorgerückter Stunde ein Entflammter. Er betrachtet den verführerischen Strick als Fügung des Himmels und liebkost schon im Geiste die bildschöne Rosl.

Begierlich greift er ins Seil, wie Adam im Paradies nach dem verbotenen Apfel. Doch die Strafe folgt urplötzlich auf dem Fuß. Ein kräftiger Klimmzug — und schon ist der Teufel los!

Der Waschtisch brummt, stellt sich wie ein dressierter Gaul auf die Hinterbeine und will zum Fenster hinaus. Das volle Waschgeschirr bunnst mit Getöse zu Boden. — Still ruht der See!

Der Lärm alarmiert im Nu die Hütte und in die Küche tropfts von oben. Die energische Wirtin — einen Überfall ungestümer Liebhaber auf ihre Töchter witternd — eilt zornentbrannt mit einem Knüttel bewaffnet nach oben, während der verliebte Kater behende das Weite sucht und am Heulager der Bergalm mißgelaunt über des Rätsels Lösung grübelt.

### Eine brenzlige Geschichte

Es war einmal ein Kletterer, der bei dieser brenzlichen Geschichte die Hauptrolle spielte. Aber die Geschichte ist kein Märchen, sondern eine wahre Begebenheit.

Jener Bergsteiger empfand gegenüber tierischen Exkrementen, die sich in Almregionen häufen, eine heftige Abscheu. Erspähte er einen mehr oder weniger frischen Kuhfladen, oder geriet er unversehens an ein Rind, das im Begriffe stand sich zu entleeren, sprang er entsetzt zur Seite, oder umging die gefährliche Drohung.

Eines Tages naht dem erwähnten Fladenfeind das Verhängnis!

Nach einer gelungenen Kletterfahrt passierten wir die Zireinalm. Um die Hütten war es reichlich bekleckert, und unter tarnenden Blattpflanzen lauerte manch frisches „Omelett“. Unser Freund — jetzt die Vorsicht selbst — entschloß sich zu einer Umgehung. Er wagte sich „unangeseilt“ auf allen Vieren über die glitschige Umrandung einer offenen Jauchegrube. Auf einmal: ein Platsch, ein Schrei — und mein Freund stand tief in der Brühe. Da stand er nun wie ein der Kanzel entragender Prediger und stöhnte: „Alfons, Alfons, was soll ich tun?“ Der aber brachte kein Wort hervor, er hielt sich den Bauch vor Lachen. „Steig außa“, rief ich, „oder willst drin übernachten?“ Triefend entstieg der Gestürzte dem scheußlichen Brei, einen Duft verbreitend, den wir nur mit zugehaltener Nase ertrugen. Immer wieder bogen wir uns vor Lachen und ließen am Heimweg den von weitem Stinkenden eine Seillänge voraus. Beim Gamsbründl kniete der Verzweifelte auf meinen Rat in den Trog. Aber es half nichts, er stank weiter!

Als sein Einzug auf der Hütte „ruchbar“ wurde, ergab die Entkleidung des Bedauernswerten erneut schallendes Gelächter, denn ohne Pinzette schien das Lösen des Schuhwerks ein Problem; schließlich gelang's mit Papier. Dann erhielt er frisches Zeug, und Schuhe, Hos' und Strümpfe wanderten ins Wasser.

An den Balken des ehemaligen Hüterhüttls unweit des Pletzachgatterls stand einmal ein vielsagender Spruch: „Hier passierte unserm lieben Fräulein aus München ein großes Malheur!“

Ich empfahl meinem Freunde zu seinem „Fall“ eine ähnliche Inschrift auf der Zireinalm.

## Die Badenixen

Am idyllischen Gestade des Zireiner Sees im Rofan sitzen zwei fesche Innsbruckerinnen. Schwül ist's, sie möchten gerne schwimmen, haben aber keine Badcanzüge mit.

Kein Mensch ist weit und breit sichtbar, nur das Almvieh weidet friedlich in ihrer Nähe. „Ach was“, meinte die eine, „gehen wir baden. Die dummen Kühe sind nicht neugierig, und bei der Hitze kommt doch niemand.“

Gesagt getan. Die hübschen Evastöchter entkleiden sich und springen ins Wasser.

Da tauchen aus latschenumrahmtem Blockwerk ein keckes Melkerhütl und zwei Späheraugen. „Teifl“, denkt der Melker, „dö tolln Madln muaß i mir do eppas nächna anschagn, denn so was kriegst in natura nit alleweil z'söchn!“ Und der Neugierige kriecht ganz stad auf allen Vieren näher. Die lustigen Nixen pritscheln, scherzen und merken nichts. Jetzt ist der Schleicher hinter einem Block nur mehr ein Dutzend Meter von ihren Gwandln weg. Weiter gehts nimmer, sonst sehen sie ihn. Da paßt er nun! Endlich nähern sie sich dem Ufer. Da springt er auf, rennt zu den Kleidern, packt sie mit einem „Jucheza“ und läuft damit weg. Die überraschten Mädchen tauchen unter und verlangen schwimmend ihre Sachen. Da lacht der Melker nur und fordert ein hohes Lösegeld. Die Verhandlungen ziehen sich in die Länge, und der Lump weidet sich an der peinlichen Lage seiner Opfer. Den Nixen wird es schon zu kalt, und nachdem sie durch Drohungen nichts erreichten, verlegen sie sich aufs Bitten. Endlich gibt er's billiger und ist mit Busseln zufrieden. „Zuerst die Kleider, dann umdrahn“ verlangen sie. Er gehorcht, die Feen entsteigen im Rückwärtsgang dem Wasser, während der Melker „ein Äugl riskiert“. Als er aber später das Lösegeld kassieren will,

verweigern die handfesten Amazonen unter Androhung von „Watschn“ die Zahlung und der boshafte Spitzbub hat das Nachsehen.

## Der Geist

„Mit dem Hütteng'schäft ist's ein Kreuz“, denk ich, „regnet's, kommt niemand, ist's zu warm, kommt auch niemand. An so einem heißen Sonntag in den Hundstagen könntest eigentlich ruhig zusperren; da sind die Leute doch alle im Wasser, und am Krumm- und Raintalersee haben's Hochbetrieb, besonders, wenn, wie heut, so ein Seefest ist.“

So steh und sinniere ich schon lange vor der Hüttentür und schau zum Hohlweg hinunter, ob sich nicht doch ein Gast zu mir verirrt.

Auf einmal rührt sich da unten was, etwas Weißes taucht auf. Das Weiße wächst, erscheint fast überlebensgroß.

Ja, was kommt denn da daher, bei hellichem Tag ein Geist? Ist's vielleicht ein Schemenläufer aus Imst, der seinen Kopfputz verlor? Aber der Fasching ist längst vorbei. Oder hat gar die Schwiegermutter den Erzengel Michael bestellt, um mit mir wegen einstiger Liebessünden abzurechnen? Wie ich aber sehe, daß er anstatt des feurigen Schwertes nur einen Mordstrumm Stecken hat, ist mir schon leichter.

Der Geist im wallenden Bart tritt näher, sein weites Gewand wachelt, dann wendet er sich der Alm zu. Ich kenn' mich nicht aus, reib' mir die Augen und bitte die Maria ums Glas. Da bringt der Gucker des Rätsels Lösung: Der mysteriöse Geist war nichts anderes als ein Bauer, der wegen der großen Hitze im langen weißen Nachthemd bergauf ging!

*Anschrift des Verfassers:*

*Ernst Schmid,*

*A-6233 Krumsach, Nr. 419*



*Zeichnung: A. G. Pauli*

## Mit Kajak, Seil und Ski in die peruanischen Anden

*Erstbefahrung des Amazonas-Oberlaufes*

RAIMUND MARGREITER

Was für den Bergsteiger die Erstbesteigung eines schweren Gipfels oder einer steilen Wand, das ist für den Paddler die Erstbefahrung eines rassigen Wildwassers. Nachdem uns 1971 die Durchquerung des Himalaya-Gebirges mit dem Paddelboot sowie die Befahrung von 8 verschiedenen Flüssen des Himalaya und des Hindukusch gelungen war, stellte die Befahrung des Oberlaufes des Amazonas das vielleicht größte noch verbliebene Problem im Wildwassersport dar.

Fast so lang wie der Nil, doch an seiner Mündung 60mal so breit wie dieser, ist der Amazonas der mit Abstand größte Fluß der Welt. Er führt allein ein Viertel allen fließenden Wassers, das ist mehr als die 8 nächstgrößten Flüsse zusammen und wird deshalb auch als Flußmeer bezeichnet. Sein Einflußgebiet ist so groß wie ganz Europa. Der Amazonas entspringt ganz nahe der Pazifikküste hoch oben in über 4000 m in den peruanischen Anden, fließt dann dem Andenhauptkamm folgend durch eine tausend Kilometer lange, etwa 2000 m tiefe, zum Teil unerforschte und malariaverseuchte Schlucht nach Norden, um in etwa 300 m Meereshöhe nach Osten umzubiegen und sich als träger Urwaldfluß ins Amazonasbecken zu verströmen. Er überwindet also auf den ersten 1000 km einen Höhenunterschied von 3700 m, während er auf seiner langen Reise quer durch den ganzen südamerikanischen Kontinent nur mehr 300 m fällt!

Schon 1938 hat H. Rittlinger versucht, den Marañon — so heißt der Quellfluß des Amazonas — zu bezwingen, mußte aber schon nach wenigen Kilometern aufgeben. „Mit dem Marañon war ich endgültig fertig. Für einen allein ist er völlig unmöglich“ schreibt

*Daß die Gebirge Asiens zum „playground“ der Weltbevölkerung werden, so wie die Alpen einmal einer für Europa waren, haben wir im Jahrbuch '72 eben an dieser Stelle vermutet. Dr. Margreiters Schilderung, mit der wir den Teil der Kundfahrten- und Expeditionsberichte einleiten, scheint diese Vermutung zu bestätigen. Sie dokumentiert jedenfalls den — kühnen und erfolgreichen — Versuch, alle alpinen Betätigungsmöglichkeiten auch in überseeischen Gebirgen zu erproben.*

er in seinem Buch „Allein zum Amazonas“. Es war mir klar, daß diese Befahrung nur mit einer kleinen, dafür aber um so mobilen Mannschaft mit nur minimalster Ausrüstung erfolgreich durchgeführt werden konnte. So habe ich mich sorgfältig mit meinem Freund Dr. U. Schwabe auf dieses Unternehmen vorbereitet, als dieser eine Woche vor der geplanten Abreise an Malaria erkrankte, die er sich im Himalaya anlässlich unserer Paddelexpedition geholt hatte. Ich war also gezwungen, mich in der kurzen noch zur Verfügung stehenden Zeit um einen neuen Begleiter umzusehen.

Einen solchen fand ich dann in Wolfgang Nairz, Leiter der Österr. Himalaya-Expedition 1972. Nairz, selbst kein Paddler, sollte mich im obersten Abschnitt zu Lande begleiten, weil ich dort die größten paddeltechnischen Schwierigkeiten und damit die größte Gefährdung für das Boot und die meisten unbefahrbaren Stellen erwartete.

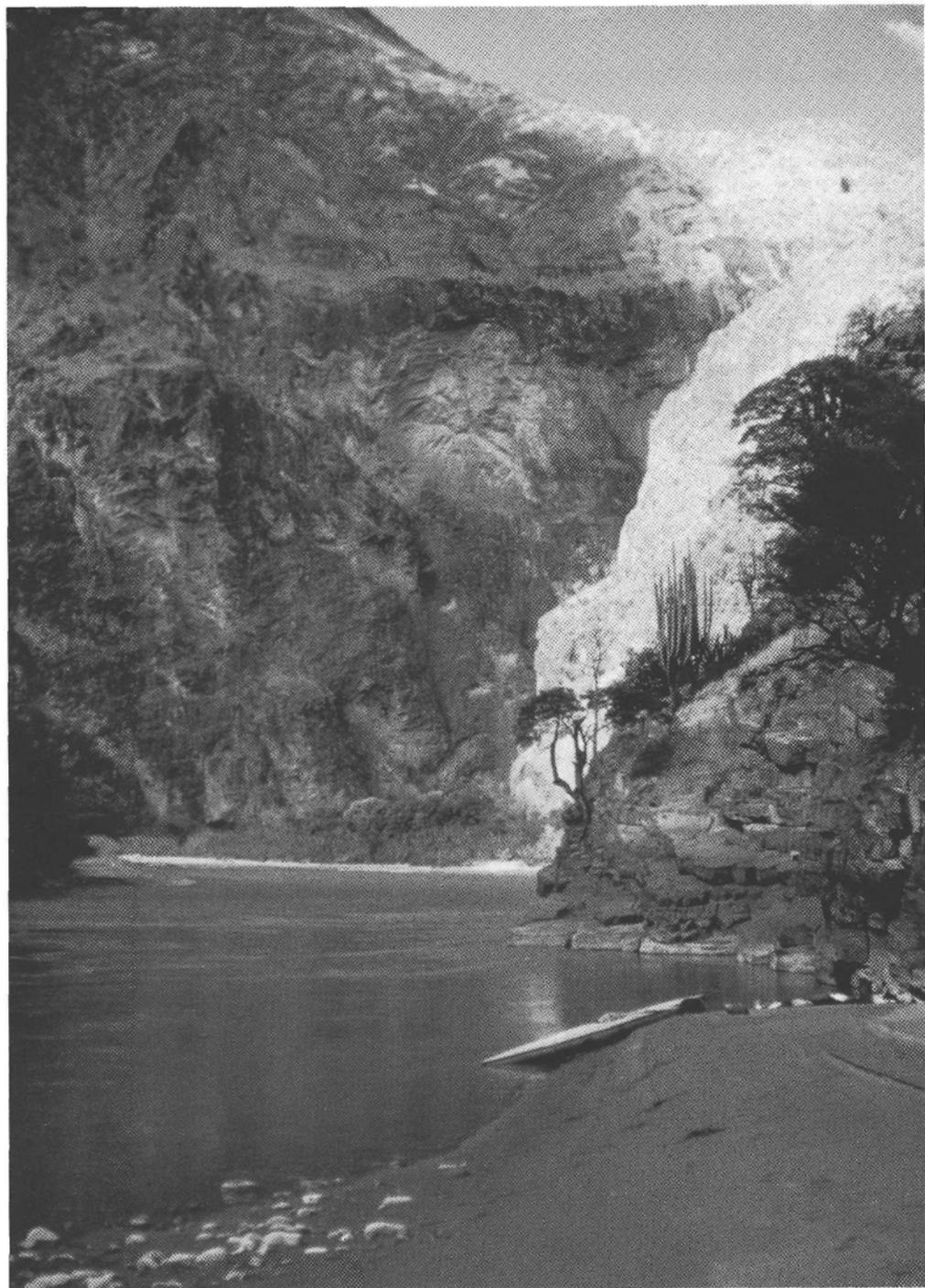
Nach recht abenteuerlicher Fahrt erreichten wir Anfang Juli 1972 von Lima aus Huarin, einen kleinen Ort hoch oben am Hang des tief eingeschnittenen V-Tales des obersten Marañon. Von dort marschierten wir mit zwei Trägern und einem Esel weiter flussaufwärts, da mir der Fluß hier noch gut befahrbar schien. Nach einigen Stunden erreichten wir den Zusammenfluß von Rio Lauricocha und Rio Nupe. Seit Jahrhunderten galt die Laguna Lauricocha und ihr Abfluß, der Rio Lauricocha als Quelle des Amazonas. Wir aber sahen, daß der Rio Nupe wesentlich mehr Wasser führte und überdies beim Zusammenfluß seine Richtung beibehielt, so daß die wesentlichen Kriterien zur Bestimmung eines Quellflusses erfüllt waren. Wir mußten

also annehmen, daß nicht der Rio Lauricocha sondern der Rio Nupe der wahre Quellfluß des Amazonas ist. Somit entspringt der Amazonas nicht in der Cordillera Raura, sondern in der um 1 000 m höheren Cordillera Huayhuas! Diese Nachricht wurde später in Peru mit größtem Interesse aufgenommen und mittlerweile von peruanischen Wissenschaftlern anerkannt.

Dementsprechend folgten wir dem Rio Nupe aufwärts, so lange er genügend Wasser zum Paddeln führte. In 3 700 m, wo der junge Amazonas nur 5—6 m breit ist, setzte ich mein Boot erstmals ins glasklare, grüne Wasser. Die Padderei ist gleich zu Beginn recht abwechslungsreich und bewegt sich im III.—IV. Schwierigkeitsgrad mit einigen Stellen V. (Im Wildwassersport gibt es wie beim Klettern 6 Schwierigkeitsgrade) Noch am selben Tag erreichten wir die Stelle, wo der Fluß mit Getöse im Berg verschwindet und nach 500 m wieder herauskommt. Diese Stelle muß umtragen werden: mehrere hundert Meter hinauf und dann auf der anderen Seite die steilen Hänge wieder hinunter zum Fluß.

Müde errichten wir neben dem Fluß unser Lager. Die Nächte sind in dieser Höhe empfindlich kalt, das Thermometer sinkt auf einige Grad unter Null ab. Wir haben ein leichtes Biwakzelt dabei, das uns vor der ärgsten Kälte schützt. Meine extraleichte Luftmatratze, die ich eigens für diese Fahrt gekauft hatte, war bereits während der Anreise undicht geworden und ließ sich nicht mehr reparieren, so daß ich in der Folge auf diese Annehmlichkeit verzichten mußte. Wenn wir auch streng darauf bedacht waren, möglichst wenig Ausrüstung mitzunehmen, so kamen doch gut 40 kg zusammen, von denen ich nun 15 kg im Boot verstauen mußte. Überraschenderweise wurde die Manövrierfähigkeit des Bootes dadurch kaum beeinträchtigt, was ich darauf zurückführte, daß das Gepäck knapp hinter der Sitzluke völlig stabil verpackt war und so den Schwerpunkt nicht wesentlich veränderte. Sachen, die auf keinen Fall naß werden durften, wie Filme, Photoapparat, Medikamente und Landkarten, kamen in einen wasserdichten Photobeutel. Dieser wurde mit den Kleidern in einen wasser-





*Links: Extremes Wildwasser am oberen Marañon in ca.  
3000 m Höhe.*

*Oben: Schlucht im mittleren Abschnitt in etwa 1800 m  
Meereshöhe. Zu beiden Seiten des Flusses senkrechte, mehrere  
hundert Meter hohe Felswände.*

*Fotos: R. Margreiter*

dichten Kleidersack gesteckt, der wiederum wurde in einen eigens für diese Fahrt angefertigten und der Bootsform angepaßten Perionsack, der mit Traggurten versehen war, gesteckt. Obendrauf packte ich dann Gaskartuschen, den Kocher und ähnliche Dinge, die ohne weiteres naß werden durften. Wollte ich photographieren, so mußte ich alles auspacken. Dieses Manko wurde aber durch immer trockenes Photomaterial wettgemacht.

Meinem Begleiter blieben immer noch gut 25 kg, was nicht wenig ist, wenn man bedenkt, daß er damit am weglosen Ufer auf- und absteigen, sich durch meterhohes Gebüsch schlagen und teilweise klettern mußte. Manchmal war er auch gezwungen, den Fluß zu durchwaten und wo das nicht möglich war, mußte ich das Gepäck in mehreren Fahrten übersetzen — man glaubt gar nicht, wie schwierig das Paddeln mit einem auch noch so leichten Rucksack ist — und dann zum Schluß meinen Begleiter durchs eiskalte Wasser hinüberziehen. Da wir außerdem mehrmals am Tag kurze, unbefahrbare Stellen übertragen mußten und sich die Schwierigkeiten von Tag zu Tag steigerten, war unser Tempo nicht gerade enorm. Zwischen 20 und 30 Kilometer legten wir am Tag zurück.

Nach fünf Tagen und mehreren dramatisch verlaufenen Zwischenfällen erreichten wir Quivilla, einen kleinen Ort am Fluß. Dieser liegt laut Landkarte etwa 60 km von unserer Einbootstelle entfernt, wir hatten aber in diesen 5 Tagen sicherlich mehr als 100 km zurückgelegt. Also entspricht ein Flußkilometer auf der Karte  $1\frac{1}{2}$ —2 tatsächlichen Flußkilometern. Deshalb sind es bis hinunter ins Amazonasbecken nicht 650, wie wir uns vorher ausgerechnet hatten, sondern gut 1 000 km. Da das von uns vorgelegte Tempo trotz größter Bemühungen von Seiten Wolfs nicht groß genug war, um in der zur Verfügung stehenden Zeit das uns gesteckte Ziel zu erreichen und sich außerdem für ihn hier die letzte Gelegenheit bot, mit einem Fahrzeug zurück nach Huanuco und weiter nach Lima zu kommen, entschloß ich mich, von hier ab allein weiterzufahren. Dieser Entschluß sollte sich als goldrichtig erweisen, denn der Schluchtcharakter des Marañontales nimmt immer mehr zu und weiter unten gibt es zu Fuß kein Durchkommen mehr.

Nun galt es vor allem, die Ausrüstung sorgfältig auszuwählen und auf das Allernotwendigste zu reduzieren. Verzichtet habe ich auf das Reservepaddel, Polyesterharz zum Ausbessern von Bootsschäden, auf das Zelt usw. Nicht verzichten aber wollte ich auf unsere Pistole und 50 Schuß Munition, lagen doch an die 1 000 km teilweise unerforschter Schlucht vor mir. Passieren durfte von jetzt ab nichts mehr: Weder dem Boot, dem Paddel noch mir selbst. Mit einem etwas flauen Gefühl im Magen verabschiedete ich mich von meinem Begleiter.

Unglücklicherweise nahmen die paddeltechnischen Schwierigkeiten schon nach 30 km beträchtlich zu. Bald machten mir längere Übertragungen das Leben sauer. Anfangs halfen mir noch die Indios beim Tragen, ab Chuquibamba mußte ich mich allein abplagen. Der Flußcharakter war nun so, daß jedem gerade noch befahrbaren Kilometer mindestens ein unbefahrbarer folgte. Ein sportlicher Wert ist kaum mehr gegeben. Am vierten Tag meiner Alleinfahrt kam ich zum Beginn einer absolut unbefahrbaren Schlucht, die auch zu Fuß nicht passierbar sein soll. Wie mir die Einheimischen versicherten, sollte es mindestens 30 Meilen so weitergehen.

Nach Tagen anstrengender Fußmärsche und verwegener Autofahrten — ich war gezwungen, große Umwege zu machen — erreichte ich 70 km weiter nördlich in etwa 1 800 m wieder den Marañon. Der Fluß war inzwischen auf eine Breite von 30—40 m angewachsen, seine grüne Farbe hatte er gegen ein schmutziges Grau vertauscht. Waren es oberhalb dieses unbefahrbaren Abschnitts vorwiegend verblockte Gefällstufen, so machten mir jetzt wuchtige Schwallstrecken arg zu schaffen. Leute wohnen nur mehr dort, wo ein Seitenbach einen Schotterkegel aufgeschwemmt hat. Dieser wird bebaut und gibt gerade soviel her, um eine Familie zu ernähren. So konnte ich dann stundenlang paddeln, ohne auch nur einen Menschen zu sehen. Und bekam ich einmal eine dieser unheimlichen Gestalten zu Gesicht, so war eine Verständigung kaum möglich, da diese Leute nur Ketchua, die Sprache der Indios sprechen.

Das Paddeln selbst war ungemein anstrengend. Von 8 Uhr bis 17 Uhr — um 18 Uhr geht in diesen Breiten schon die Sonne unter, am Schluchtgrund schon um 17 Uhr — war

ich im Boot. Meine Hände und Lippen waren schon nach wenigen Tagen aufgerissen und wund, am Nachmittag begannen sich dann Finger und Unterarme zusammenzukrampfen, so daß ich nur mit Mühe das Paddel halten konnte. Dazu kam noch, daß ich mich auf der südlichen Halbkugel von Süden nach Norden bewegte und so den ganzen Tag über die Sonne im Gesicht hatte. Gegen 2 Uhr setzte jeden Tag ein Sturm ein, der mir den feinen Flußsand ins Gesicht warf und so das Paddeln auch nicht gerade angenehmer machte. Um die überanstrengten Muskelpartien zu entlasten und dem Sandsturm zu begegnen, paddelte ich im leichteren Gelände längere Strecken mit dem Gesicht flußaufwärts. Mein Lager baute ich immer an einer Stelle auf, die man nur mit dem Boot erreichen konnte. So war ich wenigstens vor Menschen sicher. Und doch war mein Schlaf unruhig, nervös: Schon beim leisesten Geräusch, wie dem Flügelschlag der Fledermäuse schreckte ich auf. Abends kochte ich mir einen Liter Suppe, zum Frühstück gabs einen halben Liter Tee mit reichlich Zucker, gegen Mittag machte ich mir aus Amazonaswasser, Vitamin-C-Tabletten und reichlich Zucker eine stärkende Limonade. Am Oberlauf bereicherten manchmal Kartoffeln und Mais, weiter unten dann Bananen und Orangen das Menü. So habe ich mich drei Wochen fast ausschließlich flüssig ernährt. Wenn ich auch in dieser Zeit 11 Kilogramm an Gewicht verloren habe, so reichte diese Ernährung doch aus.

Aber all diese Dinge machten mir weit weniger aus als das Wissen um die Tatsache, daß weder mir noch dem Boot oder Paddel etwas passieren durfte. Auf fremde Hilfe konnte man in dieser unheimlichen, einsamen Schlucht nicht rechnen. Schon ein Beinbruch hätte wahrscheinlich das Ende bedeutet! Oftmals wurde der Fluß zu beiden Seiten von mehrere hundert Meter hohen senkrechten Felswänden begrenzt. Fuhr ich dann in eine solche Schlucht ein, mußte ich mich immer vergewissern, ob es im Falle eines unbefahrbaren Abbruches noch eine Rückzugsmöglichkeit gab. Und gab es einmal kein Zurück mehr, so fuhr ich trotzdem weiter: Was blieb mir denn schon übrig?

Ganz ohne Zwischenfälle ging es auch am unteren Teil nicht ab: Zweimal bin ich in

schwierigstem Wildwasser gekentert, konnte jedoch wieder aufrollen. Einmal wurde das Boot gegen eine Felswand geschleudert. Das Unterschiff hat dabei keinen Schaden genommen, am Verdeck waren jedoch drei größere Risse aufgetreten, die ich aber mit einem Klebeband gut reparieren konnte. Ein anderes Mal lag ich nach einem Insektenstich 24 Stunden im Dämmer Schlaf, und auf der Suche nach einem geeigneten Lagerplatz krachte einmal keine 20 Meter neben mir ein Schuß in den Sand!

Am 17. Tag meiner Alleinfahrt erreichte ich den kleinen Ort Balsas in 900 Meter Höhe. Hier überspannt eine Brücke den Fluß, die einzige auf einer Strecke von 600 Kilometern! Um mit dem Pferd, der Straße (sprich Schotterweg) folgend, von einer Talseite zur anderen zu kommen, braucht man mehr als einen Tag. So tief ist das Tal hier eingeschnitten. Die Wassertemperatur ist jetzt schon auf über 20 Grad gestiegen. Die Nächte sind schwül, die lästigen Moskitos (ein Gutteil der Schlucht ist malarieverseucht) lassen mich kaum Schlaf finden. Wenn die Wände und Berge zu beiden Seiten des Flusses auch nicht niedriger werden wollen, so merke ich doch, daß ich mich meinem Ziel nähere. Die Vegetation wird tropisch, Bananenstauden und Orangenbäume säumen jetzt manchmal die schmalen Ufer. An ruhigen Stellen setzen hier die Indios mit ihren plumpen Balsaflößen über den Fluß und blicken verwundert und neidvoll auf mein schnittiges Boot.

Froh bin ich, als sich am Ende der dritten Woche die Schlucht weitete: Die Berge der Sierra liegen hinter mir, vor mir der Urwald des Amazonasbeckens. Und bald taucht auch schon die Brücke von Chamaya, angeblich die größte Perus, vor mir auf. An die 200 m ist der Fluß hier breit. Auf den letzten ruhigen Kilometern nach Bellavista begleiten mich typische Urwaldgeräusche. Als ich in 280 m in Bellavista neben zwei Eingeborenenbooten anlege, weiß ich, daß ich das mir gesteckte Ziel erreicht habe: Der Oberlauf des Amazonas ist befahren, der Anschluß an die Flußschiffahrt hergestellt!

Im Anschluß an dieses Unternehmen bestiegen Wolfgang Nairz und ich in nur vier Tagen den 6173 m hohen Nordgipfel des Nevado de Copa in der Cordillera Blanca erstmals über die direkte Westflanke. Lager I er-



*Blick von L I am Nevado de Copa gegen den Gletscherbruch, durch den der Aufstieg führte. Am rechten oberen Bildrand Ende des Bruches und Beginn des Plateaus, auf dem in 5 100 m L II stand. Der Berg am linken oberen Bildrand ist nicht der Nevado de Copa, sondern ein etwa 5 300 m hoher Vorgipfel.  
Foto: R. Margreiter*

stellten wir in 4650 m, Lager II in 5100 m. Am 31. Juli um 14 Uhr erreichten wir den Gipfel. Da wir auch unsere Ski dabei hatten und bis auf 4700 m abgefahren sind, gelang uns nicht nur der direkteste Anstieg auf diesen herrlichen Andengipfel, sondern auch die erste Skibesteigung und -befahrung eines Sechstausenders in Südamerika. Außerdem

konnte ich einen alten Wunschtraum verwirklichen: Die Kombination der drei klassischen alpinen Sportarten: Bergsteigen, Skifahren, Paddeln!

*Anschrift des Verfassers:  
Dr. Raimund Margreiter,  
A-6020 Innsbruck, Sternwartestraße 4 c.*

## Ein Tag in der Tundra

*Österreichische Lapplandfahrt 1972*

PETER BAUMGARTNER

Wir kommen aus dem Mückensumpf in einen lichten Birkenwald, wo der Boden hart und tragfähig ist. Der kühle Wind aus dem Sattel zwischen Alep Kierkau und Kaska Kierkau tut meinem verschwitzten und zerschundenen Körper wohl. Ich hebe den Blick und sehe vor mir einen unförmigen Rucksack, an dessen Seitentaschen zwei Paddel geschnallt sind. Unterhalb des aufgeblähten Sackes bewegen sich zwei Beine, die in verwaschenen roten Jeans und schwarzen Gummistiefeln stecken. Nun bleiben die Stiefel stehen. Der Rucksack nähert sich langsam und vorsichtig einem großen, flechtenbewachsenen Felsblock, der neben dem Weg liegt. Aus dem Gewirr von Rucksack, Flechten, Felsen und Zwergbirken erhebt sich Lilo, rückt den verrutschten weißen Leinenhut zurecht und ordnet ihre kurzen Zöpfe.

Von weiter vorne, wo er seinen riesigen Sack abgelegt hat, kommt Rudi Brandstötter zurück und hält mir einen Zigarettenstummel unter die Nase: „Schau, was ich gefunden habe.“ Ich habe seit fünf Tagen keine Zigarette mehr geraucht und Rudi weiß das. Er ist etwas enttäuscht, daß ich mich nicht sofort auf seinen Fund stürze. Aber vom Kierkau-Sattel, den wir in einer halben Stunde erreicht haben werden, kann ich schon zum blauen Wasser des Luleju-jaurc hinunter sehen. Jenseits dieses Wassers liegt Stora Sjöfallet, der Ausgangspunkt unserer Lapplandfahrt. Dort wartet der Proviant, das Dosenbier und eine Stange französischer Zigaretten. In dieser Situation kann ich Rudis Fund nicht mehr so schätzen wie etwa heute früh, als wir von unserem Hauptlager beim Sarek-massiv abmarschiert sind. Dort freilich würde Rudi nur Zigarettenstummel finden, die ich selbst fortgeworfen habe — ausgenommen jene, die ich wieder eingesammelt habe, um sie in der Pfeife zu rauchen.

Ich lege mich ins Gestrüpp, strecke die Beine weit weg und schaue den drei Freunden entgegen, die nach und nach eintreffen. Als er-

ster kommt Franz Matscheko, vergraben unter seinem hochbeladenen Rucksack, dem er ganz zuoberst noch ein Rentiergeweih aufgepackt hat. Er legt seine Last ab, öffnet eine Seitentasche und entnimmt ihr jene Überraschung, die er uns seit nunmehr fünfzehn Stunden ankündigt, und die aus einer Dose Olsardinen besteht. Der nächste ist Rudolf Klute. Er schlüpft aus den Tragriemen, beäugt mißmutig das auf seinen Sack geschnallte Fotostativ, dessen Zweck er nie recht einsehen konnte, wendet sich dann dem nahen Kierkau-Sattel zu und sagt: „Nun gibt es wohl keinen Zweifel mehr, daß wir es heute noch schaffen.“ Franz Österreicher, der unmittelbar nach Rudolf kommt, und dem wir es hauptsächlich verdanken, daß wir den Rückmarsch an einem Tag geschafft haben — weil er uns fünfzehn Stunden lang immer wieder gesagt hat, daß wir es schaffen können — Franz hört diese Worte, lächelt zurückhaltend und schlägt eine Stehmücke tot, die eben sein linkes Ohr anzapfen wollte. Es ist fünf Uhr nachmittags. Wir werden hier noch einmal kochen. Etwas ProntOvo haben wir noch. Und die Olsardinen sind tatsächlich eine angenehme Überraschung.

Ich nehme den Kessel und stolpere müde zu einem der vielen kleinen Seen hinunter, die unterhalb des Sattels liegen und das Land sumpfig und den Weg beschwerlich machen. Am Ufer des Sees falle ich nieder und trinke mich satt. Dann fülle ich den Kessel und gehe hinauf zu den Freunden. Es ist trotz der Sonne empfindlich kalt. Während wir warten, bis das Wasser heiß wird, ziehen wir alle das Perlonzeug an.

Vor zwei Wochen sind wir diesen Weg in umgekehrter Richtung gegangen. Wir hatten zehn Traglasten, und was noch schlimmer war, wir hatten ein Ziel. Wir wollten die Überschreitung des Sarek-Hauptkammes machen, und der Weg zum Sarek-massiv war nichts weiter als das Mittel zum Zweck, eine unerfreuliche Arbeit: Man schleppt einen Rucksack durch die Tundra, sucht mühsam den Weg durch das Gewirr zimmergroßer Felsblöcke, zieht den Gummistiefel aus einem Sumpfloch, das sich zufrieden schmatzend wieder schließt, ganz so, als wäre es erfreut, einmal einen österreichischen Gummistiefel gekostet zu haben, schlägt sich durch einen

Gebüschurwald aus Zwergbirken und Weiden, in dem man in Minutenschnelle durchnäst ist, weil auf den Blättern noch das Wasser vom letzten Regen hängt, und man kann bei all dem nicht einmal die Zunge heraushängen lassen, weil sich sonst die Stechmücken draufsetzen. Dann geht man zurück und holt den nächsten Rucksack.

Wandern in Lappland ist nicht schön für einen, der als Kuli unterwegs ist, weil er irgendwo weit hinten in der Tundra auf Berge steigen will, die so aussehen, als wären sie aus dem Zillertal exportiert.

Wandern in Lappland ist unsagbar schön für einen, der als freier Mann unterwegs ist, der kein anderes Ziel hat, als irgendwo hinzugehen, um von dort den Wolken zuzuschauen und der Sonne, die im Sommer über diesem Land nie untergeht.

Nun liegt das alles hinter uns, die Kulitage des Anmarsches und das Schlechtwetter im Hauptlager, das auf einem Tundrahügel stand, von dem aus man eine Reihe anderer Tundrahügel sehen konnte, die so unendlich reizlos waren, daß es schon wieder aufreizend wirkte. Einen Nachmittag lang hatten wir gebraucht, um vom Lager aus den Grenzfluß des Sarekmassivs, den Kukkesvage zu überwinden. Knapp unterhalb einer Stromschnelle war der Fluß so schmal, daß man mit einem Dreißig-Meter-Seil ein Seilgeländer herstellen konnte. An diesem Seil rutschten wir mit unserem kleinen, roten Schlauchboot über den Fluß, sorgsam darauf bedacht, das Boot immer gegen die Wellen zu steuern, damit es nicht Wasser schöpft. Das Wasser des Kukkesvage kommt von den Glétschern der Sarekberge. Es ist grün und kalt.

Ein erster Versuch, den Hauptkamm zu überschreiten, erstickte im Schlechtwetter. Den zweiten Versuch unternahmen wir nur, weil Rudolfs Höhenmesser Hochdruck anzeigte und weil unser Proviant zu Ende ging. Die Wolken, in denen die Gipfel der Sarekgruppe steckten, berechtigten eigentlich nicht zu dem Optimismus, mit dem wir loszogen.

Unsere Strategie war der hoffnungslosen Proviantlage angepaßt. Rudi Brandstötter und Franz Matscheko wollten über die Ostwand der Spika — eine Eiswand mit einem Spaltensystem in Gipfelnähe — auf den Spikagipfel gehen. Franz Osterreicher und ich wollten den Hauptgipfel über den Nordrük-

ken und den Verbindungsgrat vom Nordgipfel her versuchen. Für den Fall, daß uns die Überschreitung nicht gelungen wäre, hätten wir immerhin die Spika-Ostwand und die Ersteigung des Hauptgipfels als „Erfolge“ heimbringen können.

Der Gedanke, mit solchen „Erfolgen“ nachhause zu kommen, war nicht erfreulich. Zahlreiche Leute hatten Vertrauen in unsere Pläne gesetzt und uns mit guten Ratschlägen, Geld und Ausrüstung versorgt. Von diesen Leuten zu hören: „Hauptsache, daß ihr alle gesund wieder da sein“, ist ein magerer Trost für die Teilnehmer einer erfolglosen Expedition.

Als wir am 23. Juli 1972 um Mitternacht auf dem Sarekjäkkå-Hauptgipfel zusammenkamen, die Freunde nach ihrem langen Marsch von der Spika her über den Buchttoppen und den Südgipfel, wir nach dem Nordgrat, auf dem wir den Fels stellenweise aus dem Eis graben mußten, da war mir mit einem Mal bewußt, daß wir zu den Teilnehmern einer erfolgreichen Expedition zählen würden. Was ja beruhigend ist. Glücklicherweise aber war ich an jenem Tag, an dem ich mit meiner Frau und meinen Freunden sechzehn Stunden durch die Tundra ging.

Ein Erfolg ist Zufall, oder Gnade, wie man es ansieht; und nur manche, die von ihren Expeditionserfolgen leben müssen, behaupten, derlei wäre Verdienst.

An diesem einen Tag in der Tundra waren wir nicht mehr verpflichtet, Erfolg zu haben. Das Fjäll, wie die Lappen die Hochfläche der Tundra nennen, lag vor uns. Wir konnten gehen, wie es uns beliebte. Wir konnten rasten, solange wir wollten, und solange es die Mücken zuließen. Und wir hatten keine andere Aufgabe, als den Weg durch die Tundra zu finden oder zu fluchen, wenn wir ihn verloren hatten.

Ich weiß, daß diese große Freiheit auf dem Fjäll nur in meiner Einbildung existierte. Selbstverständlich mußten wir versuchen, sobald wie möglich nach Stora Sjöfallet zu kommen. Wir hatten fast nichts mehr zu essen, und auch unser Urlaub war nicht beliebig dehnbar. Trotzdem denke ich gerne an diesen Tag auf dem Fjäll. Er war es, der mir den wunschlosen Frieden dieser letzten Rast am Kierkau-Sattel brachte.

*Anschrift des Verfassers: Peter Baumgartner, A-1238 Wien, Corvinusgasse 4/115*



Oben: Akkamassiv vom Nordgipfel des Sarektjåkkå. Der See rechts des Bergmassivs gehört zum System Lulejujaure-Kartjejaure-Suorvajaure, das rings um die Nationalparks verläuft.  
Unten: Übersetzen des Kukkesvage mit dem Schlauchboot.

Fotos: P. Baumgartner

## Im Land der Fjells und Fjorde

### *Auf Bergfahrt in Nordnorwegen*

RICHARD GOEDEKE

In gewisser Weise war unsere Fahrt eine Antitexpedition. Sie wurde ohne Industrie- und Behördenbettelei, ohne großes Geld von Freunden und Bekannten und überhaupt, auch ohne Rückgriff auf langjährige Ersparnisse finanziert. Sie blieb deshalb auch frei von jenem Erfolgswang, der bei großen Zuwendungen oder persönlichen Opfern wohl kaum vermeidbar ist und der tiefere Grund für mehr Unfälle und Unstimmigkeiten sein dürfte, als man sich gewöhnlich eingestehen mag. Unsere Fahrt hielt sich im Rahmen dessen, was man sich auch als normaler Bundesbürger leisten kann und führte dennoch für einige Wochen zu Bergsteigerzielen, die Einsamkeit und Neuland in reicher Auswahl boten.

Begonnen hatte alles mit einer Frage von Wolfgang, kurz vor Weihnachten 1971: Wann fahren wir denn nun nach Norwegen? Das Thema war schon öfters mal aufgetaucht, aber doch immer wieder unverbindlich geblieben. Ich dachte an alte Erlebnisse am Skagastöltind und Trollryggen und sagte spontan: Nächstes Jahr? Wolfgang schlug ein. Die Idee war da.

Wie fahren wir? Mit Auto, wegen Gepäck und Beweglichkeit. Wer fährt mit? In Gedanken gingen wir durch, wer Interesse haben könnte. Es wurden dann noch mehr, als wir gedacht hatten, insgesamt 28 Interessenten aus dem ganzen norddeutschen Raum. Weil es verschiedene Möglichkeiten der Betätigung geben würde — vom geruhsamen Hauptlagerurlaub über Bergwanderungen bis zu extremen Anstiegen — sagten wir niemandem ab. Auch unsere Kinder (3 und 5 Jahre), die wir nicht so lange anderswo unterbringen konnten und wollten, nahmen wir kurzentschlossen mit, nachdem wir bei der Durchsicht der Wetterkarten der letzten drei Jahre für das Zielgebiet in Meereshöhe für Juli und August keine Temperaturangabe

unter 8 Grad fanden. Dem zu erwartenden Niederschlag trugen wir durch reichlich Zelt- raum Rechnung, um uns an Regentagen nicht allzusehr gegenseitig auf die Nerven zu fallen.

Die Organisation wurde dezentralisiert: Verpflegung und Ausrüstung waren nach einer Checkliste jeweils auf Auto-Einheiten von den Besatzungen zusammenzustellen. Die Verantwortung sollte während der Fahrt beim jeweiligen Fahrer des Autos, später bei Bergfahrten für die Jugendlichen beim jeweils erfahrensten Mitglied der aufbrechenden Gruppe liegen. Die Dezentralisation setzte pädagogisch wertvolle Initiativen frei, bereitete jedoch gelegentliche nicht geringe Koordinationsschwierigkeiten, die aber immer in freundschaftlicher Atmosphäre gelöst werden konnten.

Das Auswählen der Ziele fiel schwer, auch nachdem uns rasch klar wurde, daß wir diesmal in die wirklich menschenleeren Gebirge des hohen Nordens wollten. Aber wohin dort? Die Wahl ist kaum leichter, als wenn man beschlossen hat, im Urlaub in die Alpen zu fahren! Wir entschieden uns für die südliche Lyngen-Halbinsel, die mit dem Jaekkevarre (1883 m) den mächtigsten so weit nördlich gelegenen Berg besitzt („Montblanc des Nordens“) und für die Gebirge um Narvik. Diese Gebiete sind noch relativ gut über Straßen erreichbar, zugleich landschaftlich und alpinistisch sehr reizvoll. Die Engländer haben hier in den fünfziger Jahren in einer Serie von Expeditionen erschließungsmäßig abgegrast. Diese Erschließung richtete sich jedoch vor allem auf Besteigungen der Gipfel und Überschreitungen, kaum auf die schwierigeren Wandprobleme. Dann geriet Lyngen in den Ruf, nicht allergrößte technische Schwierigkeiten zu bieten und wurde deshalb für die jungen Engländer uninteressant, die statt dessen lieber Romsdalen weiter erschlossen. Die Großzügigkeit und der landschaftliche Reiz der Probleme Lyngens gerieten etwas in Vergessenheit. In den letzten Jahren wurde vor allem die Jaekkevarre-Südwand von Schweden und Engländern vergeblich versucht und dann 1971 von einer Salzburger Gruppe (A. Precht und Gef.) durchstiegen. Letztere hatte auch in einer langen Schönwetterperiode weitere schöne Erfolge an der Nordflanke des Vestre Jaekkevarre,



Nordnorwegen/Lyngen: Südliche Lakselvtinder vom Lakselv-Gletscher.

Foto: R. Goedeke

am Balgesvarrinebba und an den südlichen Lakselvtindern.

Am Abend des 23. 7. 72 treffen die ersten drei Wagen in Lyngen ein. Wir schlagen bei Holmbukt am Ullsfjord unser Hauptlager auf. Es liegt auf einer buckligen Kuppe zwischen Birken, dicht bei einem Bach, wenige Minuten vom Fjordufer entfernt. Ringsum gibt es Heidelbeeren und Pilze. Ein Lagerblock bietet Überblick und Aussicht. Der Himmel ist wolkenverhangen, ab und zu regnet es etwas. Oben am Eisbruch des Blåisen, in 700 m Höhe, gehen alle paar Stunden Eislawinen ab.

In den nächsten Tagen treffen nach und nach die anderen ein, Einrichtungsarbeiten wie Bau von Wasserstelle, Donnerbalken, Abfallgrube und Regendächern werden erledigt. Letztere sind recht beliebt, zumal es oft, wenn auch fast nie stark regnet. Aber all-

mählich gewöhnt man sich daran. In Gummistiefeln und Gummijacken merkt man ja auch kaum etwas davon. Über Mittag reißen die Wolken meist etwas auf, eine Ahnung von der Erhabenheit der Landschaft wird spürbar. Eine erste Erkundung führt uns zu dritt bei schlechtem Wetter auf den *Skarvknusen* (1668 m), einen der Randgipfel des Jaekkevarre-Massivs. Öde Blockhalden, kaltschmutziger Gletscher unter vereisten Wänden, ein sturmgepeitschter Blockgrat, zuletzt ein Eisgang. Sicht gleich Null. Weitergehen wäre selbstmörderisch. Volker und Jürgen sind nach uns noch zum *Hundetind* (1200 m) aufgebrochen, den sie über die Südwestflanke besteigen. Es ist doch nicht ganz die schöne geschlossene Plattenklettere, als die sie von unten erschien. Beeindruckt von den Dimensionen der Berge, die eher westalpinen Charakter haben, kommen wir zurück.

Mehrere Tage halten uns tiefliegende Wolken im Tal. Wir haben Respekt vor den Orientierungsschwierigkeiten im Nebel und mit den groben Karten, versuchen im Fjord zu angeln, erkunden die Umgebung und die benachbarten Täler. Ein bisher in dieser Schärfe unbekanntes Koordinationsproblem ergibt sich aus dem Fehlen der Nacht: Der Tagesrhythmus der Leute ist unterschiedlich konstant, läuft auseinander. Wenn die einen schlafen wollen, kommen die anderen gerade am Lagerfeuer in Stimmung oder stehen gerade auf. Eine Auslagerung der Feuerstelle wird auch als unangenehm empfunden. Es dauert eine Weile, bis sich hier ein Ausgleich einpendelt. Entsprechend ist es mit dem Aufbruch auch immer so eine Sache — bloß gut, daß der Polartag zugleich vor Zeitnot verschont. Um besser den Überblick zu behalten, wird ein Buch ausgelegt, in dem jede aufbrechende Gruppe Abgangszeit, geplante Route und voraussichtliche Rückkehrzeit einträgt. Als am sechsten Tag immer noch keine Wetterbesserung in Sicht ist, haben sich die Ansprüche an das Wetter genug reduziert und die Bereitschaft, schlechtes Wetter hinzunehmen, genug gesteigert, daß wir für Touren bereit sind. Ein Trupp geht los, um noch einmal den Hundetind zu besteigen, ein anderer, um zwei Täler zu erkunden. Am ehrgeizigsten ist der Plan, den wir uns zu viert vornehmen: Wir wollen den 8 km langen Kamm des *Sennedalsfjellet (1385 m)* in seiner ganzen Länge überschreiten. Nach unseren Unterlagen ist der Südwestgipfel vermutlich noch nicht bestiegen, möglicherweise auch nicht der gleich hohe Nordostgipfel. Wir hoffen, daß der Grat genug Richtpunkte für die Orientierung im Nebel bietet. Von Sjursnes am Westufer des Ullsfjords brechen wir gegen Mittag auf, steigen durch triefnassen Birkenschungel, Rinnen und Blockwerk zum Nordgrat auf, dem wir im Nebel über Gneistrümmer und Grattürme mit gelegentlich geahnten Blicken in Eisrinnen und Gletschertiefen folgen. Die Kletterei ist nicht allzu schwierig, führt nach Stunden auf die Gipfelabdachung. Am höchsten Punkt ein Riesensteinmann — hier sind wir nicht die ersten. Plötzlich jedoch, wie durch gelungene dramatische Regie, bricht die Sonne durch, die Nebel reißen auf, die Eiskappen der Lynge-Halbinsel stehen wie futuristische Kup-

peln jenseits des Fjordes gegen das fahle Blau des Himmels. Nach einer Woche Nebel ist das wie eine Offenbarung. In Hochstimmung setzen wir über der Weite eines leuchtenden Wolkenmeeres unseren Weg fort am langen Verbindungsgrat zum Südwestgipfel, der sich allmählich aus dem Nebel schält. Der Zauber der Farben überspielt die Müdigkeit. Gegen 21 Uhr betreten wir den Südwestgipfel, finden ihn ohne menschliche Spuren. Ein Ort am Ende der Welt, bei dem die Freude darüber, hier die ersten zu sein, sich mit der Traurigkeit mischt, daß wir zugleich diesen Bergen ein Stück ihrer Unberührtheit nehmen. Der Weiterweg über den vom Licht der tiefstehenden Sonne flammendrot angestrahlten Zackengrat, wesentlich luftiger und schwieriger als bisher, beschäftigt uns noch viele Stunden. Abstieg durch das herbe, taufrische Sennedal, über Blockwerk und Heidelbeeren, nach zehn Kilometern im Haupttal Durchwaten des hüfttiefen Wildbaches. Unter ungewohnt blauem Himmel steigen wir am morgendlich verträumten Fjord wieder ins Auto, um zum Lager zurückzufahren. Während wir uns hundemüde in die Schlafsäcke hauen, bricht eine Fünfergruppe unter Leitung von Reinhard Nies auf zum *Skarvknansen-Südgrat*. Siebzehn Stunden später kommen sie wieder, begeistert: „Das ist eine Visitenkarte!“ 900 m Felshöhe, IV+ und IV, eine Linie direkt über die Gratschneide zum Gipfel. Sie erzählen vom lawinenwerfenden Bläsen, den sie unter sich hatten, von der schönen Kletterei und dem schwierigen Riß, von dem heiklen Übergang über die ausgeaperte Scharte und die faulen Schneebrücken des in diesem Sommer extrem ausgeaperten Gletschers zum Jaekkevarre-Hauptgipfel, von dem verzaubernden Blick bis zur Weite des Meeres . . .

In den nächsten Tagen bauen wir im Goverdalen an der Baumgrenze ein weiteres Lager auf. Einige hausgroße Kletterbrocken liegen dort herum, es gibt noch Pilze und Heidelbeeren, die große Bachschleife bietet mit Eiswasser und Glimmerschlick einen herrlichen Platz für Kurzbäder und Schlamm Schlachten. Ringsum ragen eindrucksvolle Berggestalten mit bis 1000 m hohen Wänden und Flanken. Der Platz gefällt uns so gut, daß es ohne Mühe gelingt, hier alle für eine besonders gründliche Lösung des Müllproblems zu ge-

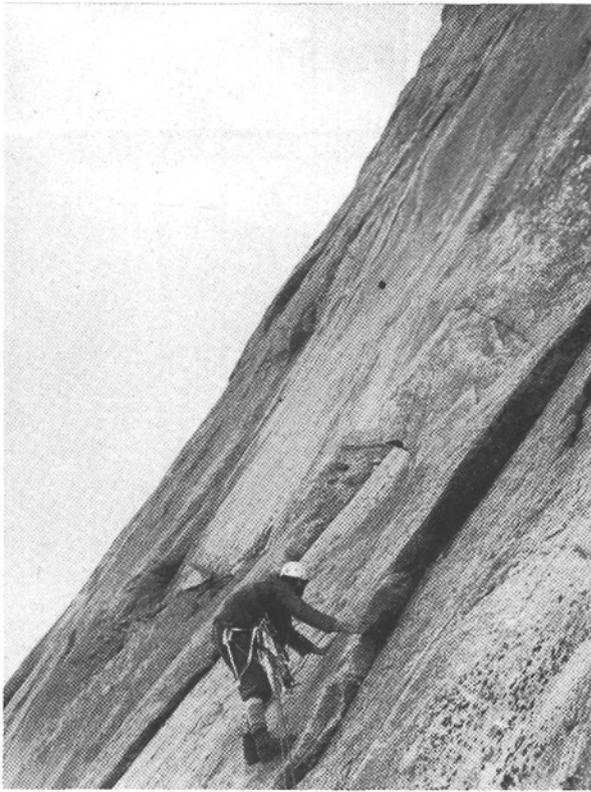


Blick vom oberen Ende des Balgesvarinebba-Westpfeilers zu den Lakselvtindern. Foto: R. Goedeke

winnen: Sämtliche nicht brennbaren Abfälle werden zusammengepackt und mit hinab in die Müllgrube am Hauptlager gebracht. Das „Komprimieren“ der Dosen zum besseren Transport wird ein richtiger Sport und die ganze Sache bewährt sich besser, als die Skeptiker zuerst meinen (eventuellen Nachfolgern — in Lyngen wie überhaupt — wird das gleiche Verfahren herzlich weiterempfohlen). Zunächst gehen Cockie, Tarzan und Herwig die 900 m hohe *Ostkante des Titind* (1388 m) an, die sich eindrucksvoll über den Schotterflächen des Talbodens erhebt. Wir sichten die drei noch im geneigten Vorbau, einem langen Labyrinth von Rinnen und Platten. Oben im Steilaufschwung finden sie herrliche Verschneidungs- und Rißklettereien, immer wieder mit gemütlichen Terrassen dazwischen für Komfortstandplätze. Das Wetter macht mit. Sie sind in Stimmung und über-

winden alle Schwierigkeiten in freier Kletterei, in zwei Passagen fast extrem. Vom leichteren Schlußgrat bieten sich Einblicke in die Nordostwand, wo im vorigen Jahre die Österreicher aufstiegen. Kurz nach Mitternacht stehen sie am Gipfelgrat, steigen im Regenguß über den Nordwestgrat ab und treffen am Vormittag geschlaucht aber begeistert wieder im Tallager ein.

Wolfgang, Mani und ich sind inzwischen von einem weiter vorgeschobenen Lager zum *Nordostgipfel des Tagtoppen* (ca. 1480 m) unterwegs. Der kühne Felszahn im Hauptkamm der nördlichen Lakselvtinder erinnert in Form und Position an den Ago di Sciora, jedoch mit schrofferen Wänden. Sein Pfeiler fasziniert in der Geschlossenheit und Wucht der drei Aufschwünge, in denen er sich von der Randkluft zum Gipfel aufbaut und einen wahrhaft klassischen Ausstieg verspricht.



*Nordnorwegen/Skjomen: In der Rundtind-Ostwand (700 m, V und IV+) in den Platten unter der Rampe. Foto: K. v. Gramatzki*

Langer Anmarsch über Moränen und Gletscher, dann mit voller Ausrüstung über den Pfeiler, der in seiner großen Steilheit beträchtliche anhaltende Schwierigkeiten bietet. Die anfänglichen Zweifel am Durchkommen und am Wetter weichen wachsender Zuversicht, die sich fast zur Euphorie steigert, als die Bollwerke sich von unserer eingespielten Seilschaft immer wieder in idealer Freikletterei nehmen lassen und die gleißenden Eisbrüche und das wallende Nebelmeer des Tales mehr und mehr in der Tiefe versinken. Besonders die Kletterei in der senkrechten Gipfelwand ist unvergeßlich in ihrer Luftigkeit, ihren Fern- und Nahblicken und ihrem begeisternd festen griffigen Gabbrogestein. Der Gipfel ist noch lange nicht das Ende der Tour — man wählt nicht ungestraft sein Ziel in der Mitte eines hohen Riesengrates. Erst nach sieben Stunden Odysse über Grate, Rippen, Eis, Schutt und immer wieder Gratabbrüche entläßt uns der Berg in leichtes Gelände.

Diese in den Gesamtanforderungen ernsteste und anspruchsvollste Unternehmung der Fahrt endet auf dem Flatsteinfjell, einem Vorberg, der für uns in anderer Weise denkwürdig ist, wenn wir es auch zu dem Zeitpunkt noch nicht wissen: Einen Tag zuvor haben meine Frau, Moni und Feli mit den Kindern diesen Berg bestiegen — 700 Höhenmeter vom Tallager. Es hat den ganzen Tag gedauert, bis sie sich rauf und wieder runter gespielt haben . . .

Inzwischen hat es am Hauptlager auch Aufregung gegeben. Eine Seilschaft war am Skarvknausen-Südgrat zehn Stunden überfällig. Der Suchtrupp hat sie wohlbehalten im Abstieg gefunden.

Tage mit Baden, Angeln und Schlauchbootsfahren, Familienausflug zum oberen Lager, bei dem Dagmar schon sehr selbständig und ausdauernd ist, während Astrid der Weg etwas lang wird, bei dem wir aber auch lernen, wie unermüdlich unsere Dreijährige ist, wenn es bloß etwas zu klettern gibt. (Von wem sie das wohl haben mag) . . . Mittlerweile ist bei den frischgebackenen Autobesitzern doch die Faszination des Autos durchgebrochen. Sie sind zum Nordkap gefahren, verschenken die letzten schönen Tage in der Gegend für Autotourismus. Als sie zurückkommen, gibt es wieder viel zu erzählen. Von den Nordkapfahrern über genauso schlechte Straßen wie bei Narvik und Skarberget, über einen langen Tunnel, einen farbenprächtigen Nordkap-Sonnenuntergang, andenkenverkaufende Lappen und eine zerschlagene Windschutzscheibe. Von den Zurückgebliebenen über den 1000 m hohen *Balgesvarrinebba-Westpfeiler*, seine knackige Schlüsselstellen-Platte und seine luftige Gratkante, von der Eiskappe des Balgesvarre (1626 m) und dem Weg über V-tind Südgrat und Südlichen Jaekkevarre (1656 m). Und von Klaus und Wolfgang, die, kaum von dem letzteren zurückgekehrt, mit großem Auftrieb gleich wieder zur *Balgesvarrinebba-Nordkante* aufgebrochen sind und jetzt eigentlich schon zurück sein müßten. Wieder bricht ein Suchtrupp auf, entdeckt sie schließlich, wie sie sich über die Moränenhügel herabmühen, müde, aber unverseht.

Das Wetter mag nicht mehr so recht und macht den Abschied von diesen einsamen Bergen leichter. Ein Teil der Gruppe fährt



*Rundtind-Ostwand: 1. Beg. am 14./15. 8. 72 durch R. Goedeke, K. v. Gramatzki und W. Troester in 15 Stunden. Foto: R. Goedeke*

über Finnland und Schweden zurück. Die anderen folgen wieder der Küstenstraße und siedeln um nach *Skjomen* südlich von Narvik. Nach den Wochen in Lyngen ist das dicht besiedelte Landschaft, durch neue Straßenbauten im Zuge intensiver Stromversorgungsprojekte zwar gut zugänglich, jedoch auch nicht gerade schöner geworden. Die Berge haben hier einen anderen Charakter. Die Gletscher sind kleiner, meist nur ornamentaler Zusatz, die Berge plattiger, glatter, aus massigem, grobkörnigem Augengneis. Nach einigen regnerischen Tagen geht für Wolfgang, „Tarzan“, Manni und Herwig der Urlaub zu Ende. Bedauernd sehen sie zu, wie wir anderen glücklicheren uns zum *Rundtind* (1460 m) aufmachen. Ein hoher Gipfel, bis vor kurzem weit abgelegen, jetzt durch eine Straße geradezu klettergartenmäßig erschlossen, nur eine halbe Stunde zum Fuß der 700-m-Wand. Ich werde an den Trollryggen erinnert: Riesige, gletscherschliffene kompakte Plattenschüsse, nicht sehr

steil, aber an der Reibungsgrenze, in der Wegsuche spannend, ganz auf Details angewiesen, arm an Sicherungsmöglichkeiten, fast ohne jeden Flechtenbewuchs, ungemein genußvoll im mühelosen Plattenschwindel der Kletterei. Der Tag ist zum ersten Male wieder sonnig. Wir tasten uns höher, gewinnen in verzwickter Linienführung die geneigtere Zone mit aufliegenden Blockpackungen, dann die steiler werdende Rampe des oberen Wandteils. Wir kommen nicht nur wieder ohne Steighilfen durch, sondern können auch die vorsorglich mitgenommenen Bohrhaken unbenutzt lassen. Die typische Situation ist der von zwei oder drei guten Haken gesicherte Stand, das zwanzig, dreißig Meter ausgegangene Seil und die dauernde Frage nach den nächsten Metern, wobei lächerlich geringe Neigungswinkel der Platten einen immer wieder zum Schwitzen bringen, sobald man sich von einem Riß oder einer Plattenschuppe lösen muß. Die Ausgesetztheit hat fast etwas von der, die man in einer Eiswand erfährt. Jetzt um Mitte August wird auch die nächtliche Dunkelheit schon wieder intensiver, zumal sich der Himmel bezieht. Wir steigen trotzdem weiter, knabbern uns durch die letzten Reibungsstellen – bloß hier keinen Regen. Endlich der stärker geneigte Teil der Rampe, streckenweise ein Trümmerhaufen, aber nicht mehr schwierig. Nach 15 Stunden Kletterzeit endet die dreiunddreißigste Seillänge auf der Gipfelkuppe. Wir sortieren wieder Seile, starten das Gipelfestessen und wenden uns dem erfreulich unproblematischen Abstieg zu. In den Alpen könnte das eine Pause-Tour werden . . .

Noch einige Tage zum Abgewöhnen, einmal auf den *Gulliktind* (1019 m), natürlich wieder mit Kind und Kegel, um die weite Aussicht von dieser ebenmäßigen Granitkuppel zu genießen. Dann werden das regnerische und stürmische Wetter und das an den oberen Hängen schon rotgefärbte Laub der Heidelbeeren und Zwergbirken zum Signal für die Rückfahrt. Zu Hause ist doch noch gar nicht Herbst!

*Anschrift des Verfassers:  
Dr. Richard Goedeke,  
D-33 Braunschweig,  
Liebermannstraße 4.*

## Über dem Meer die weißen Gipfel

*Skitouren in Griechenland*

HELGA UND RUDOLF LINDER

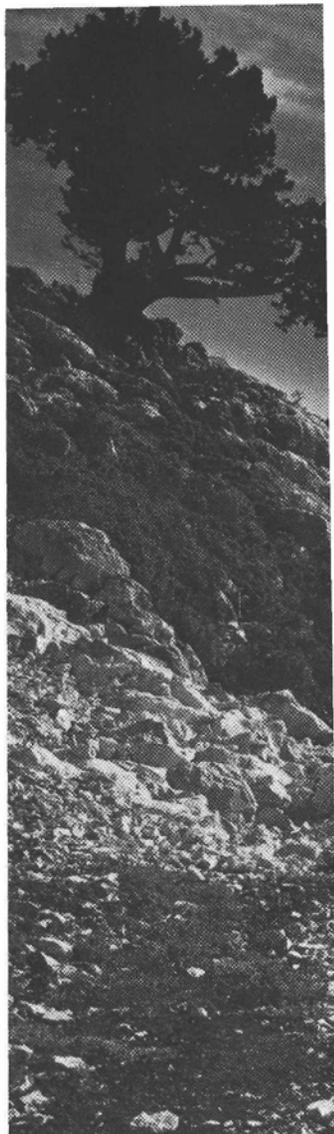
### Mittelgriechenland

Die Berge dieses Landesteiles sind eigentlich die südliche Fortsetzung des mächtigen Pindosgebirges. Die Vardousia, Giona, Öta und der Parnaß — jedes für sich ein großes, eigenständiges, in sich abgeschlossenes Massiv — bilden die Berglandschaft von Roumeli. Ähnlich wie im Epirus, haben sich auch hier während der Türkenzeit Gemeinschaften von Bergdörfern gebildet, die sich gegen das Joch der Eroberer behaupteten. Auch heute noch ist das Gebiet, besonders um die Vardousia, schwer zugänglich. Urweltlicher Tannenwald, tiefe Schluchten, stets in Bewegung befindliche Bergflanken (Flyschgestein), schneereiche Winter, sperren dieses Bergland von der Außenwelt ab. Aus der Zeit der alten Griechen sind Giona und Vardousia kaum bekannt. Der Öta ist als Verbrennungsstätte des Herakles und für seinen Reichtum an Heilkräutern überliefert. Der Parnaß aber nimmt eine Sonderstellung ein. Neben dem Olymp ist er wohl der bekannteste Berg Griechenlands. Seine beherrschende Lage — auch leicht zugänglich — hat ihm von Anfang an eine besondere Rolle zugeteilt: in Mythos, Geschichte und Kunst. Heute ist der Parnaß für den Skibergsteiger wohl eines der lohnendsten und bestens erreichbaren Ziele in Hellas. Wer aber in das im Winter so schwer zugängliche Reich der Giona und Vardousia eindringen kann, wird noch den ganzen Zauber einer ursprünglichen Gebirgswelt erleben. Man wird Berge von einem Formenreichtum und einer Großartigkeit finden, wie man sie hier fernab der Alpen nicht erwartet. Die drei Gebirgsstöcke haben recht verschiedenen Charakter. Der Parnaß ist das kleinere Massiv und weist relativ wenig ausgeprägte alpine Formen auf. Eine riesige Kuppe mit freien, steilen, herrlichen Skihängen über einem dicht bewaldeten Karstvorgebilde. Die Giona ist ebenfalls ein Plateaugebirge, hat aber eine

*Der Parnaß vom Eingang der Korykischen Grotte (Kultstätte des Dionysos). Im Bild der Westhang, mehrere Kilometer breit, 800 m hoch, im Wolfstal (Lyakoura) fußend. In der Tiefe die Karstsenke Kalivia mit der neuerbauten Straße von Arachowa.*

*Foto: R. Lindner*

große Längsausdehnung. Ihre Hochfläche — weites, schönes Skiterrain — bricht besonders nach Westen mit riesigen Wänden ab. Tiefe Schluchten schneiden in das Gebirge ein, das Vorgebilde im Osten ist sehr ausgedehnt, der Zugang recht kompliziert. Die Vardousia endlich hat große Ähnlichkeit mit einem Gebirgsstock der nördlichen Kalkalpen. Wald, freies Almgelände und darüber ausgeprägte Gipfformen. Weite Hänge und einige außerordentlich steile Kare bieten ganz besonders schöne, hochalpine Abfahrten. Die Nähe des Meeres, der Tiefblick auf den Golf von Korinth, bietet letztlich den besonderen Gegensatz und Reiz der Berge von Sterea Ellas.





### *Parnaß*

Die Skitour auf den Berg der Musen begann für uns im Olivenhain zu Krisa. Dieser liegt am Golf von Itea und da war einst der Hafen des antiken Delphi. Hier, über die ganze Ebene, dehnt sich der größte Ölgarten Griechenlands, mit uralten Ölbäumen – manche zweitausendjährig und mehr. Wir waren am Abend hier angekommen, breiteten unsere Schlafsäcke in das frühlingsfrische Grün unter den knorrigen Stämmen, und nachts fiel ein wenig Regen. Am Morgen weckte uns Vogelzwitschern und später sahen wir die Landleute auf ihren Eseln reitend kommen.

Sie legten weiße Tücher unter den Ölbäumen aus und ernteten die schwarzen Oliven.

Delphi und der Parnaß ist in Mythos und Sagen, in Kunst und Geschichte ein Ganzes. Einmal fiel ein Meteor vom Himmel, schon in der Zeit vor den Griechen. Der Stein wird auch später mit der Geburt des Zeus in Verbindung gebracht. Rhea täuschte damit den Kronos, der seine Kinder – aus Eifersucht auf die Weltherrschaft – zu verschlingen pflegte. Omphalos, der heilige Stein, der Ort, wohin er fiel, wo Quellen und Dämpfe aus dem Fels traten, wurde zur Kultstätte der Erdgöttin Gaia. Ihr Sohn Python, ein Drache, bewachte sie. Die Sagen sind oft ein

Gleichnis. So auch, daß Apollon das Ungeheuer mit Pfeilen und Feuerbrand tötete. Sieg der lichten Götter über dunkle Dämonen. Und daß Zeus den Omphalos als Zeichen der Geburt eines neuen Menschentums setzte. Im Sinne humanen Denkens und des freien Individuums. In Delphi, zwischen den Säulen des Apollontempels, wo jetzt Anemonen aus den Ritzen der steingepflasterten heiligen Straße blühen und die Kastaliaquelle immer noch fließt, zwischen schlanken, dunklen Zypressen und goldenem Ginster, lebt das Abendland seit tausenden Jahren. Wer könnte sich dem entziehen, auch wenn er mit Ski zum Parnaß hinaufsteigt?

Von Kalivia (ca. 1100 m), einem Sommerdorf über dem Weberdorf Arachowa, steigen wir hinauf zum Parnaß. Steinige Felder, dichter Tannenwald, kleine Lichtungen, deren steiniger, nackter Boden übersät ist von Leberblümchen, Szilla und zartem Krokus in Safran, Weiß und Violett. In 1500 m Höhe tritt der Wald zurück, wir erreichen einen freien, steinigen Rücken. Vor uns breitet sich ein Tal mit Dolinenmulden, Felskuppen und Blockwällen, bewachsen von dichtem Tannenholzwirrwald, Wacholderhecken, Zypressenspindeln und kugeligen Prinoscichenkronen auf schlanken Stämmen. Schnee liegt im Tal und lange Schatten wirft der Nachmittag, es ist wie in einem verzauberten Park. Über dem Tal steht makellos weiß, weit und hoch der Gipfelhang des Parnaß.

Im Schutz einiger Felsquadern und beschirmt von zwei Tannen bauen wir unser Zelt auf. Und während wir den Boden ebnen, Tannennadeln aufschütten und die Schnüre zwischen Steinen und Wurzeln verspannen, fällt langsam der lähmende Druck von unseren müden Schultern. Unsere Rucksäcke waren sehr schwer gewesen. Abends sitzen wir dann vor dem Zelt und schauen hinauf zum Riesenhang des Gerontovrachos. Rotgoldenes Licht liegt darauf und über dem Gipfelkamm stehen hohe Schneefahnen in den Himmel. Still und düster liegt das Tal von Lyakoura vor uns, und jeder Baum und jedes Dickicht ist ein Stück schweigender, geheimnisvoller Wildnis. Zwischen den Tannen habe ich vorhin eine tiefeingedrückte Fährte entdeckt. Aber ich bin nicht sicher und sage nichts. Nachts ein tiefes uuuu, uaah aus unbestimmbarer Richtung.

Morgengrauen, langsam kommt der Tag. Glock, gaglock — der Glockenschlag eines Steinhuhns, und dann singt die Wacholderdrossel. Wir gehen. Wir wandern das Wolfstal hinein, eine Mulde hinauf, ziehen eine Spur in unberührtem Schnee. Ein Schuttwall, vielleicht eine Moräne aus der Eiszeit. Hier fußt der hohe, steile Westhang. Beinhardter, verglaster Harsch, sehr steiles Gelände; mit den Schuhkanten bringt man kaum eine Kerbe an. Wir wären froh, Steigeisen zu haben. Von Süden trübt sich der Himmel ein, auf das tiefe Morgenrot, das die ganze Landschaft übergoß, war es zu erwarten. Föhnstimmung. Bleierner Himmel, dunkelblaugraue Wolkenbänke im Süden, vorausseilende, silberne Wolkenfische, hellgelbe Streifen am Horizont. Das Meer ist mattglänzend, wie ein großer Spiegel, und jenseits über dem Golf sind die Berge des Peloponnes unglaublich nah. Weißschimmernd wie Perlmutter stehen sie über dem blauschwarzen Vorgebirge. Wind kommt auf, in heftigen Böen, wir müssen vorsichtig sein, nicht den Halt zu verlieren. Der Hang wird noch steiler. Wir halten auf eine Felsrippe zu, hier ist etwas Schnee angeweht; ohne Steigeisen wärs sonst nicht mehr möglich. Gelbes, diffuses Licht — über uns die Kammwächte, bizarr von Rauhreifgebilden behangen. Wir stehen auf dem Plateau des Parnaß, ringsum Gipfelkuppen: Gerontovrachos, Kotroni, Tsarkas usw., im Norden der höchste Punkt, Lyakoura, 2457 m. Gerontovrachos; nach der Sage hat man hier einst die Greise über eine hohe Felswand hinabgestoßen. Tsarkos; in der Mulde darunter landete die Arche des Deukalion nach der Sintflut. Vorsichtig fahren wir in eine Mulde ab, völlig konturlos das gelbe Licht, es ist nicht zu beurteilen, ob es zehn oder hundert Meter hinabgeht, ob steil oder flach. Ein Gefühl der Schwerelosigkeit, und im Glauben noch zu fahren, fallen wir im Stehen um. Über die Gionagipfel flattern die Wolkenfetzen, höchste Zeit abzufahren. Der Sturm jagt mit schneidenden Stößen über den Gipfel, reißt die Anraumgebilde, die wir mit den Ski brechen, davon wie Papier. Wir stehen wieder am Abbruch des großen Hanges und haben Angst vor seiner Steilheit. Haltlos der Blick hinab ins Wolfstal, 800 Höhenmeter. Tief unten das Meer, gerade schießt wie ein Pfeil ein silberner Sonnenstrahl durch

das metallidunkle Blau. Wir gehen am Kamm entlang, aber natürlich ist es überall gleich steil. Na, es bleibt nichts anderes übrig, hinunter. Ich gleite seitrutschend in die Flanke hinein. Der Hang ist vielleicht 35–40 Grad steil, bei dem beinharten Harsch ist das viel. Und da ist das konturlose Licht, und der Sturm und die Tiefe. Einmal muß ich den ersten Schwung wagen. Jetzt. Ich kante nach dem Sprung mit zu wenig Gefühl, die Ski beginnen zu bocken, zu rütteln, mit aller Kraft nur bringe ich sie bei einer dünnen Reihreifauflage wieder unter Kontrolle. Ein Sturz endet hier erst 800 m tiefer. Vielleicht ist es nun ein wenig flacher, zumindest aber gibt es dünne Reifauflagen, manchmal. Wir werden sicherer, und dann ziehen wir Schwung um Schwung, auch die Sicht wird besser. Jetzt sind die Schwünge, die Geschwindigkeit wie ein Rausch.

Bis hinab ins Tal Lyakoura. Girlanden flechtend gleiten wir hinaus zu dem Steinhügel mit den zwei Tannen, zum Zelt.

Wieder kommt die Dämmerung über den Karstwald Prontouli. Als wir zurückkamen, sahen wir die frischen Spuren. Es besteht kein Zweifel mehr. Der lange Sohlentritt, mit dem Krallenabdruck vorne, ist von einem Bären. Der Wind rauscht in den Tannen, knarrend reiben sich zwei Stämme aneinander, ein Kauz ruft mit monotoner Ausdauer. Die Nacht hat viele Geräusche und Gedanken. Wieder dieser durchdringende Laut wie gestern Abend, nicht zu bestimmen, aus welcher Richtung und wie weit entfernt. Der Bär ist es. Er ist ein sehr scheues Wild und er meidet den Menschen. Aber jetzt ist Winter und vielleicht hat er Hunger? Nachts spinnt man tausend Gedanken, und die Angst ist nicht weit. Helga schläft ruhig. Neben mir hab ich den Fotoapparat, geladen mit einem Blitz. Für alle Fälle, und sofern den Bären dies abschreckt. Irgendwann bin ich doch eingeschlafen. Plötzlich bin ich hellwach, ich spüre es mit allen Sinnen: da ist etwas. Der Zeltingang war hell, vom Schnee draußen, jetzt ist dort massige Dunkelheit. Schrecken will mich überkommen. Nur keine Panik. Auf die nahe Distanz ist bei dem Bären Flucht oder Angriff gleichwohl möglich. Ich höre ihn an die Zeltwand streifen und an den Kocher stoßen; ich spreche ihn ruhig an, wie einen Hund. Stille draußen, ein

schwerer Satz, prasseln im Dickicht. Jetzt schlage ich an die Zeltwand und schreie die Erregung von mir. Am Morgen sehen wir die Tatzenspuren des Bären rund ums Zelt.

Wir waren später noch öfter am Parnaß, bei herrlichem Wetter, und wir lernten wieder Neues kennen. Die Abfahrt durch das gesamte Wolfstal, mit weiten Mulden und Felschluchten, ist abenteuerlich wie das Val di Mesdi in den Dolomiten. Die Abfahrten nach Tithorea und Amphikleia im Norden sind außergewöhnlich lohnend.

### *Giona*

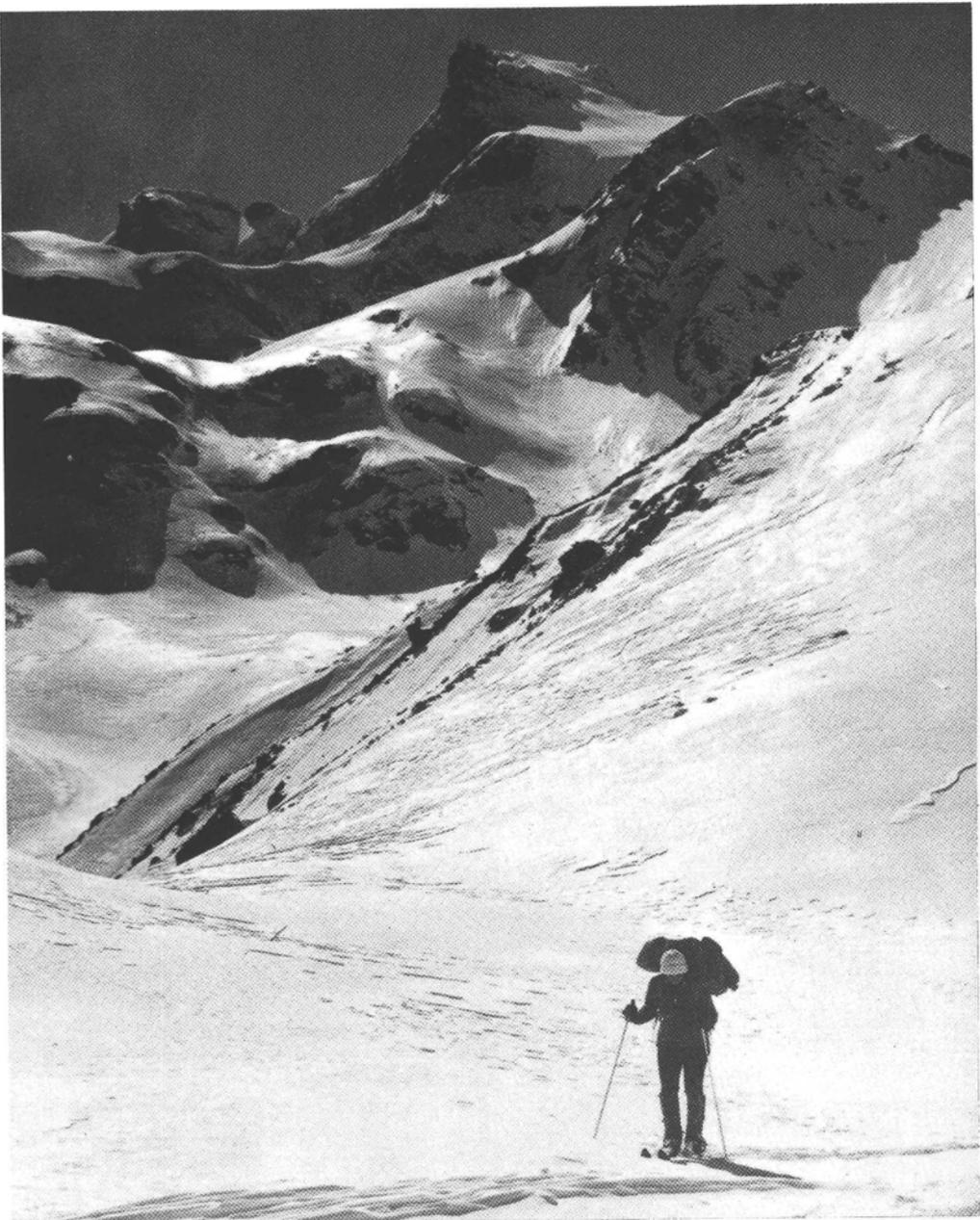
Wir kannten dieses Gebirge nicht einmal dem Namen nach, als wir 1969 das erstmal nach Griechenland fuhren. Unsere Pläne beschränkten sich eigentlich nur auf den Olymp, den bekanntesten und höchsten Berg von Hellas. Inzwischen haben wir uns aber darauf eingestellt, das Land und seine Leute so gut wie nur möglich kennenzulernen. Das Unbekannte zu suchen und intensiv zu erleben. Nach dem Parnaß besuchten wir Landsleute in Itea. Sepp arbeitet als Bergingenieur im Bauxitbergwerk am Graviapaß. Er kennt die Giona seines Berufes wegen, weiß um alle Fahrwege und verfügt über einen Firmenjeep. Lang in die Nacht hinein unterhalten wir uns, von den Bergen natürlich. Wir schlafen ein paar Stunden, dann brechen wir auf. Der Strand liegt im Dunkeln, draußen am Meer die Lichter der Fischerboote, leise gluckern die Wellen ans Ufer. Voll Schlaf noch die Stadt Amfissa, dann irgendwo eine Abzweigung, holprige Straßen, steiler werdend. Sepp schaltet den Geländegang ein, dann und wann schüttelt es mich wach. Auf den Hintersitzen klammern sich Traude und Helga fest, die Ski und Rucksäcke rollen von einem Eck ins andere. Scheinwerfer im Dunkel, ich weiß nicht, wohin wir fahren. Morgengrauen, dichter Tannenwald, hohe Schneewächten sperren den Weg – also zu Fuß. Wir sind auf einem Paß zwischen südlicher und nördlicher Giona. Erst gehen wir ein Waldtal bergab, dann einen steilen Graben hinauf. Von einem Sattel sehen wir nun auf eine weite, tiefe Hochmulde hinab, und ringsum ist ein Kranz tiefverschneiter Gipfel. Im Norden der Pro-

fitis Ilias, 2301 m hoch. Der Hauptgipfel noch weiter im Norden, ist von hier noch nicht zu sehen. Wir fahren in die Mulde ab. Handhoch liegt Pulverschnee auf einer Harschunterlage, wir lassen uns im engen, steilen Tal hinunterpendeln, flechten Girlanden und Zöpfe an den Grabenflanken und im Grund. Dann stehen wir in der tischebenen, kilometerweiten Senke und ziehen zum Ilias. Wir kommen auf die Kammhöhe, der Wind treibt kleine Schneewirbel im Kreis, also wieder ein Wetterumschwung. Morgens war es wolkenlos gewesen, der Himmel von einem unglaublichen, durchsichtigen Frühlingsblau. Jetzt, mittags, wandern Wolken heran, langgezogen und mit genügend Vorräten im Süden. Schwarz sind die Wälder unter den Schneehängen, in der Ebene liegt Amfissa mit winzigen weißen Häusern, hell- und dunkelgrün die Felder und Olivenhaine von Krisa und draußen das Meer im Dunst. Wir rasten im Windschatten der Gipfelfelsen. Nach Norden weitet sich das Hochplateau mit Kuppen und Spitzen, weiten weißen, hindernisfreien Hängen – herrliches Skigelände für viele Tage. Sechshundert Höhenmeter Abfahrt in die Senke. Der Himmel hat sich überzogen in den verschiedensten Nuancen von Grau. Nun Wiederaufstieg zum Sattel, Sepp und ich über einen weiteren Gipfel. Unterwegs Nebel und Sturm, irgendwo drunter der Paß, ich erinnere mich an Felsabstürze und steile Hänge. Für Sekunden reißt der Nebel auf, genug, um die Abfahrt zu sehen. Dreihundert Meter hinab im Firn und dann das steile Tal im tiefen und sulzigen Schnee. Das Schneien geht in Regen über. Wir wandern im Tannenwald unter tiefenden Bäumen zurück zum Jeep. Helga und ich wollten die Giona eigentlich weiter durchqueren, biwakieren; aber bei dem Wetter und naß bis auf die Haut ist ein Dach über dem Kopf besser. Drei Jahre später wieder Giona. Wie jedes Jahr auch im März 1972 wieder schlechtes Wetter. Wir kommen von der Vardousia und haben noch zwei Tage Ferien. Erst wollten wir vom Dorf Sikia aufsteigen. Durch die wilde Lazoschlucht, welche die 1600 m hohe Westwand durchreißt. Aber es hat die letzten zwei Tage zu viel geschneit, es ist lawinengefährlich. Wir fahren das Tal des Morinos hinaus nach Levkaditi, sehen danach in den sonst so geschlossenen Westflanken eine

Möglichkeit durchzukommen. Ein Waldtal zieht hinauf, dann eine schmale, steile Rinne, die sich in felsigen Flanken verliert. Im Auslauf des Tales (ca. 600 m) lagern wir. In unserem Auto, wie immer.

Aufbruch im Morgengrauen. Wir wandern auf einem Ziegenpfad das Karsttal hinein, bald umgibt uns dichter Wald mit mächtigen Tannen. Blitzgefällte Baumriesen über dem Weg, wir treten auf freies Gelände hinaus mit duftendem Kräuterwuchs. Auf einem Hügel steht eine Hirtenhütte aus Steinmauern und Zweiggeflecht, und mit einem Rindendach. Eine kurze Rast, dann gehen wir weiter. Wir schleppen die Ski immer noch auf dem Rücken. Über steile, karstzerfressene Felshalden, durch Eichengestrüpp und Wald. Endlich, nach drei Stunden, erreichen wir den Fuß der großen Schneerinne (ca. 1200 m), die hinaufzieht zur Kammhöhe.

Wir machen wieder eine Rast, entfachen ein Feuer und kochen Kaffee. Mit Steigeisen stapfen wir die Rinne hinauf, nach oben wird sie noch steiler, mächtige Kiefern säumen sie auf beiden Seiten. Hoffentlich wird der Schnee für die Abfahrt weicher! Zwischen Felsen durch erreichen wir die Kammhöhe, 2100 m zeigt der Höhenmesser. Weit nach Norden und Süden zieht sich die Hochfläche, wir wollen sie noch gesamt überschreiten. Aber nicht heute, das Weiter ist zu unbeständig und als Ausgangspunkt Prosilion im Osten günstiger. Eine Fahrstraße führt dort in ein Waldtal, das zum großen Plateau hinaufzieht. Wir steigen noch auf eine Gipfelkuppe, Sturm hier heroben und von Süden herantreibende Wolkenferzen. Die Sicht ist noch einigermaßen, wir beieilen uns abzufahren. Sehr, sehr vorsichtig fahren wir in dem Steilhang, zwischen den Felsabstürzen durch. Der Schnee ist beinhart geblieben, die Sonne war zu früh von den Wolken verdeckt worden und der Wind tat sein übriges. Endlich sind wir in der Rinne und in Sicherheit. Hier ist etwas angewechter Schnee, wir können uns in endlosem Schwingen austoben. Immer schmaler wird die Rinne und unsere Wedler auch. Das kostet Kraft mit den schweren Rucksäcken. Fünf Minuten sind wir die letzten 600 Höhenmeter in der Rinne abgefahren, jetzt wackeln uns die Knie. Dann schultern wir die Ski und machen uns auf den mühevollen Abstieg.



*Der Donti (Zahn) im Vardousiagebirge. Die hier sichtbare NO-Flanke bietet mit ihren Steilhängen und -rinnen eine großartige Abfahrt mit insgesamt 1 200 Höhenmetern.* Foto: R. Lindner

### *Vardousia*

Die Vardousia zählt gewiß zu den schönsten Gebirgsgruppen Griechenlands. Von landschaftlicher Vielfalt, mit ausgeprägt alpinen Gipfformen, bietet sie dem Skibergsteiger ein wunderbares Tourengebiet. Mäßig geneigte Almflächen, die Leivadias, haben wei-

tes, offenes Skigelände. Sie ziehen von Süden, Norden und Westen an die Hochgipfel heran. Der Kamm des Sinani weist kilometerbreite, steile, gleichmäßige Hänge auf. Weiter gibt es Steilkare – teils glazialen Ursprungs – wie z. B. die außergewöhnlich steilen und wilden Täler des Donti und Ag-

bios Ilias, die mit den interessantesten Abfahrten der nördlichen Kalkalpen konkurrieren können. Die Zufahrt zur Vardousia ist allerdings im März und April noch sehr schwierig. Diakopi, 750 m, im Süden, ist am leichtesten erreichbar, eignet sich aber wegen der tiefen Lage nicht besonders. Dafnos, 1000 m, ebenso im Süden, ist bereits günstiger. Am besten liegt aber Athanasios Diakos 1000 m, im Nordosten und Artotina 1150 m im Westen. Dorthin gibt es ab März Busverbindung, die aber auch öfters unterbrochen sein kann. Mit dem eigenen Pkw können diese Erdstraßen in den stets in Bewegung befindlichen Flyschhängen ein Abenteuer sein. Erdbeben sind an der Tagesordnung.

Seit 56 Stunden regnet es, ununterbrochen. Nun geht es in Schneien über. Langsam werden die Tannen um uns weiß. Vielleicht bessert sich nun das Wetter, auf die sinkende Temperatur hin. Daß wir in diesem abgelegenen Bergwinkel von der Außenwelt abgeschnitten werden, wenn es ausgiebig schneit, das beunruhigt uns ein wenig. Es braucht dann tagelang, bis die Straße geräumt ist. Überhaupt, diese 40 km von Lidorikion waren das Letzte, was man einem normalen Auto zumuten konnte. 8 Stunden waren wir unterwegs, immer wieder Erdrippen abgrabend, Löcher zuschauflend, Tannenäste aufbreitend, Steine wegwälzend. Immer wieder standen wir ratlos vor einem Hindernis, tiefen Schlammfurchen, die wir mit Stöcken sondierten. Zuerst: unmöglich — dann vielleicht — dann, probieren wir's, — zuletzt, es muß gehen. So kamen wir bis Athanasios Diakos, dem Heimatdorf des Rebellen gegen die Türkenherrschaft. Nach ihm ist das Dorf nun benannt. Athanasios, Krieger im Popengewand, wurde in Leivadia am Pfahl verbrannt. Wir lagern 1 km vor dem Dorf, auf einer Lichtung, wo aus der schwarz-silbernen Schiefererde gelb der Huflattich blüht. Zwei Tage schneit es und stürmt es, die Dorfbewohner kommen und sorgen sich, daß wir Hunger haben und frieren. Erstens können sie nicht verstehen, daß man sowas freiwillig auf sich nimmt, weiters nicht, warum wir aus der Geborgenheit und Gemeinschaft des Dorfes fliehen. Dem geselligen und weltfreudigen Griechen ist Alleinseinwollen schwer verständlich. Nirgends in Griechen-

land gibt es wie in den Alpen einzeln stehende Bauernhöfe. Die Häuser der Bergdörfer ducken sich eng zusammen. Auch in den Ebenen gedrängte Siedlungen, die typischen Bauernstädte, deren Bewohner das weit umliegende Land bestellen. Die lange, bittere Unterdrückung der Türkenzeit und auch die überlieferte Polis der Antike hat den Gemeinschaftssinn tief verwurzelt. Nach fünf Schlechtwettertagen, in denen wir den Proviant für 14 Tage verfressen, klart es nachts plötzlich auf. Tausende Sterne am Himmel, klirrender Frost, minus 10 Grad.

Aufbruch im Dunkeln. Vorbei am schlafenden Dorf. Einen Esel wecken wir durch unsere Schritte, sein iaah hört sich an wie eine rostige Wasserpumpe. Ein Hahn kräht, ein Hund schlägt an, und während ich zu Helga bemecke, daß nun nur mehr die Katze fehlt, um die Bremer Stadtmusikanten komplett zu machen, pfauchen schon zwei Kater über die verschneiten Dächer. Ein Steig führt einen Bergrücken hinauf, kleine Bildstöcke säumen ihn. Der Weg führt hinauf zur Kapelle des Heiligen Ilias. Jedes Bergdorf hat auf einem kleinen Gipfel eine dem Schutzheiligen der Herden und Hirten geweihte Kapelle. Es wird Tag, wir schnallen die Ski an, nach einer Stunde erreichen wir die kleine Kirche mit den typischen orthodoxen Heiligenbildern, Öllämpchen, langen, braunen Wachskerzen. Mächtige, windverkrüppelte Tannen beschirmen die Kapelle und der Ausblick ist zauberhaft. Jenseits der Waldberge im Osten die Riesenwand der Giona und ihr langgestrecktes Hochplateau. Vor uns die Vardousia, das kühne Horn des Donti, der breite Hang des Sinani — tief verschneite Gipfel und Kare. Auf den Kammhöhen stehen hohe Schnocfahnen. Wir werden bei den windverfrachteten großen Schneemengen vorsichtig sein müssen. Aber hier ist noch Ruhe und Frieden. In den Tannenwipfeln turnen und zirpen Goldhähnchen. Die kleinsten Singvögel Europas, hier ebenso heimisch wie im Alpenwald. Wir ziehen in Richtung Stavrosattel. Mulden und Rücken, Gelände und Schnee sind sicher. Der Sattel ist zwischen Korakasmassiv und Sinani eingelagert und ist Zugang zu den Leivadias (Almweiden) von Musunitsa. Nach Norden ziehen diese hinab zur Schlucht des Evinos, eine auf viele Kilometer kaum zugängliche Wildnis, wo heute

noch Wildsauen, Wölfe und Hochwild leben. Nach Süden steigt die Leivadia zum Meteritzasattel an (2000 m). Dieser trennt die östliche und westliche Vardousia. Letztere hat eine große Auswahl schwer zugänglicher Felsgipfel, aber auch mit Ski erreichbare Berge. Vom Sattel zieht nach Süden die Leivadia nach Dafnes hinab. Von der Westgruppe die Almweiden nach Artotina. Unbegrenzte Möglichkeiten für den Skialpinisten. Wir ziehen die Mulden hinauf, die sich unter den NW-Flanken des Korakas hinziehen. Hier im freien Gelände weht der Sturm mit ungehinderter Kraft. Breitspurig hatschen wir auf dem harten Harsch dahin, die Windböen werfen uns beinahe um. Wir kommen zur Hütte des EOS, deren Schlüssel wir in Diakos nicht bekommen konnten. Wir haben deshalb das Zelt mit, aber wir wissen, daß es keinen Sinn hat, es hier aufzustellen. Bei dem Sturm und bei minus 20 Grad. Wir suchen eine Wächte oder einen Kolk, aber wir finden nichts. Für einen Iglu ist der Schnee zu hart. Zurück, und der weite Weg umsonst? 250 m oben sehe ich die zweite Hütte (1800 m). Eine vage Hoffnung treibt mich hinauf. Helga bleibt zurück, sie ist schon ganz apathisch von Sturm und Kälte. Ich steige zu Fuß über einen Rücken hinauf. Er ist relativ flach, aber überall ist der Schnee so glasig, beinhart verhärtet, daß man kaum gehen kann, ohne auszugleiten. Mit Ski und Harscheisen wäre es noch besser. Ich komme zur Hütte und kann's kaum glauben. Die Tür ist offen! Meterhohe Schneewächten innen und außen, durch einen Spalt unter der Decke zwänge ich mich hinein. Stille, Dunkel, Wärme. Da sind Matratzen, ein Olofen; ich hole Helga. Sie ist schon ganz vereist und blind von den treibenden Schneekörnern. Helga kocht, ich hantiere am verrußten Ofen. Nach einer kleinen Explosion, endlich, brennt er. Von minus 18 Grad bringen wir die Temperatur auf minus 3 Grad.

Morgens ist es wolkenlos, aber immer noch Sturm. Wir steigen zum Meteritzasattel. Hier hat der Wind steile Wächten wie Sanddünen, 15 m hoch, aufgebaut. Im Paß ist es nicht möglich, aufrecht zu stehen. Wir versuchen es, aber wir kommen nicht hinüber, wir wollen zur Soufla. Der Wind wirft mich um und ich rutsche in die Mulde darunter. Ein paar mal geht das so. Wir halten uns nun an den

Korakas, der NW-Hang ist windgeschützt. Das im Sommer harmlose Gelände ist ohne Steigeisen und Pickel nicht zu begehen. Wir kommen bis etwa 2200 m und geben auf. Gefährlich genug war es bis hierher. In dem glasigen Harsch ist mit den Schuhkanten kaum eine Kerbe anzubringen, als Pickelersatz haben wir nur zugespitzte Holzlatten. Unter uns Felsen und aus dem Schnee ragende Steine. Zurück wird es noch unangenehmer als herauf. Über die weiten Hänge fahren wir dann ab. Im Wind, der uns entgegenbläst, bekommen wir kaum Fahrt. Ab Stavrossattel ist es aufgefirt und kein Sturm mehr. Bis zur Kapelle Ilias herrliches Schwingen.

Im Gegenlicht der Nachmittagssonne spiegeln über uns die Steilhänge des Donti. Das Kar, mit Mulden und Rippen, im obersten Teil felsdurchsetzt und extrem steil, ist sicher eine der lohnendsten und eindrucksvollsten Abfahrten, die es in Griechenland gibt. Wir schlafen in der Kapelle des Heiligen Ilias, und am nächsten Tag steigen wir mit Pickel und Steigeisen die Steilhänge hinauf. Und dann die Abfahrt. Oben hart, aber in der Rinne etwas angewehter Schnee, griffig und gut zu bewältigen. Ab der großen Mulde 3 cm Firn, Steilhänge, Rinnen, Rücken, in die wir unsere Schwünge flechten. Von der Kapelle zieht ein Fahrweg nördlich abwärts, hier schattenkühler Pulverschnee, bis fast zum Dorf hinab.

### Thessalien

ist die größte Ebene Griechenlands, das Schwemmland eines riesigen, prähistorischen Flusses, Teil eines Binnenmeeres, das sich einst über große Teile dieses Landes erstreckte. Thessalien ist einer der ältesten Siedlungsorte Europas. Später in der Antike ob seiner Fruchtbarkeit berühmt. Die Ebene wird ringsum von teils hohen Gebirgen umrahmt. Im Norden von Olymp und Piera, im Osten gegen das Meer hin von der Ossa. Hier bricht auch der größte Fluß in einer engen Schlucht durch die Berge und bildet das malerische Tempital. Im Osten weiters noch das halbinselbildende Peljiongebirge, trotz geringer Höhe von unvermutet hoher Schneefage. Im Süden erstrecken sich Mittelgebirge, im Westen wird die Thessalische Ebene vom Ag-

rafagebirge, einem Randzug der ausgedehnten Pinduskette, begrenzt. Thessalien hat in der griechischen Geschichte stets eine besondere Stellung eingenommen. Oft genug war es Einfallstor für aus dem Osten und Norden kommende Eroberer. Als Kornkammer schon in der Antike für Hellas von großer Bedeutung, wurde Thessalien von den überheblichen Athenern als halbbarbarische Provinz belächelt. Der Mythos von den Fabelwesen — halb Mensch, halb Roß — den Zentauren, hat hier seinen Ursprung, seit reitende Nomadenvölker hier eindringen. „Die rosenbändigenden Thessalier“ waren dann die ersten Griechen, welche den geheimnisvollen, rätselhaften Tieren ihren Willen aufzwingen konnten. Aus der Ebene unter den phantastischen Meteoratürmen stammt das vielleicht berühmteste Pferd der Weltgeschichte. Der Bukepallos, mit dem Alexander der Große über den Hindukusch bis Indien vordrang.

#### *Ossa*

Vom Peligongebirge her türmten die Giganten Fels um Fels am Fuß des Olymp auf, um den in die Wolken ragenden Thron des Zeus zu erstürmen. Dies berichtet die Sage von der Entstehung des Berges Ossa.

Fährt man von Thessaloniki nach Süden, sieht man den Berg steil und unmittelbar aus dem Meer aufragen. Durch das malerische Tempital, das der Pineus tief in die Felsen eingeschnitten hat, fährt man am Ossa entlang und kommt in die Thessalische Ebene nach Larissa. Die Ossa ist bei ausländischen Bergsteigern so gut wie unbekannt. Besonders der unmittelbare Tiefblick auf das Meer und der Rundblick zu Olymp, Pelion und dem Berg Athos lohnen seine Besteigung. Im Winter kommt wohl kaum jemand auf seinen Gipfel. Die NW-Rinne und die große Schlucht nach SW wurden wahrscheinlich noch nie mit Ski befahren. Rudi sah in der Ossa nie ein lohnendes Ziel. Der Berg ist nur 1975 m hoch. Die Schneegrenze liegt zu hoch; es gibt in Hellas ja eine große Zahl höherer Gipfel. 1973 war in Griechenland ein sehr schneereicher Winter. Schon von Katerini sah ich die tiefverschneiten Hänge des Kissavos. Rudi war nicht so recht zu überzeugen, er wollte in den Epirus. Das Wetter war wieder einmal sehr schlecht, der Katarapaß wegen

meterhohen Schneeverwehungen gesperrt. Also ein Ausweichziel — die Ossa. Von Larissa fahren wir durch weites grünes Ackerland, dann führt eine schmale Erdstraße an abenteuerlich steilen Hängen hinauf zum Bergdorf Spileon. Von hier müßte unser Ziel zu erreichen sein. Vorerst sehen wir nichts. Dichter Nebel hüllt alles ein. Wenn man keine genaue Karte besitzt, kann man nur warten. Ein freundlicher Alter mit weißem Schnauzbart zeigt in den Nebel. Dort ist der Kissavos. Wir sagen ihm, daß wir mit Ski hinaufwollen. „Ski apano“. Ahh, freundliches, aber doch recht verständnisloses Lächeln. Er zeigt auf den Neuschnee in den Dorfgassen. „Choni“, bis zum Bauch Schnee, und er wirbelt mit der Hand und macht Pfeiflaute. „Poli Anemos“, viel Wind. Und kalt ist es am Berg, „krio Oros“. Etwas unter dem Dorf an einem Wiesenflecken mit Platanen und Quellen, bei einer Kapelle, lagern wir. Morgens zweifelhaftes Wetter; Nebel auf- und niederwallend, feucht durch den Wald ziehend. Sollen wir oder sollen wir nicht? Wir gehen, vielleicht nur zur Erkundung. Leichtes Nieseln, ich bin nicht begeistert. Rudi: „Du wolltest auf die Ossa, und jetzt sind wir hier und jetzt gehen wir.“ Wir folgen einem Ziegenpfad am Hang über einem Wildbach. Nasser Lehm auf den Felsen, die Ski schwanken auf dem Rucksack, Nebel und Nieseln. Wir folgen dem Tal, stoßen auf einen Fahrweg, der vom Dorf her kommt, gelangen zum Talschluß. Die Wolken reißen auf, über uns — neuschneeüberzuckert — die Ossa. Wir steigen einen Rücken hinauf, Eichengestrüpp, Wacholder; fußtiefer Neuschnee auf dem lockeren Kalkgeröll. Vorbei an kargen Terrassengärten mit Mandelbäumen kommen wir auf eine Wiesenschulter und auf einen langegezogenen Bergrücken. Jetzt sehen wir es. Dieser Kamm zieht direkt hinab zum Dorf, das wäre der kürzeste Weg gewesen. Wir sehen Maultiere mit Treibern heraufkommen, wo wollen die hin? Von einer Kuppe haben wir einen guten Überblick auf die Ossa. Eine steile Schlucht, begrenzt von Felswänden und einem Gratrücken, verschneit und mit Wächten gekrönt, zieht hinauf zum Gipfel — dort in einen weiten, konkaven Steilhang auslaufend. Das wäre eine Abfahrt, eindrucksvoll wie man sie selten findet. Wir steigen in ein Waldtal ab, mit mäch-

tigen, rauhreifbehangenen Tannen und Quellen im Grund. Dann jenseits am Rücken hinauf. Die Mulis sehen wir im tiefen Schnee zum Sattel hinaufziehen, jenseits geht's abwärts zum Dorf Anatoli. Der so blaue Himmel überzieht sich, Wolken ziehen niedrig heran, hüllen uns ein, der Wind reißt sie wieder auseinander. Da sind die letzten Tannen, blitzgeschlagen und vom Sturm verkrüppelt, mit blendend weißen Rauhreifgebilden behangen; so stehen sie wie Zaubrewesen gegen den tiefblauen Himmel und die grauschwarzen Wolken. Wir haben längst unsere Daunenkleidung angezogen. Der Sturm setzt uns zu, die Sicht ist kaum mehr als ein paar Meter. Ich mache Rudi Vorhaltungen daß er noch weiter geht. Er geht schneller und ist zu keiner Diskussion bereit. Wir versuchen in die Schlucht zu sehen, eine Möglichkeit zu finden, hineinzukommen. Nichts ist zu sehen, nur Felsen, die im Grau verschwunden. Wächten, eine Tiefe, die wir nur ahnen können. Noch ein Stück hinauf, Rudi deutet: Vorsicht, Wächten. Ich mag nicht mehr. Er kommt zurück, ein Steilhang war da und danach Wächtergirlanden „und wenn du mich fragst, nicht mehr als drei Meter Sicht“. Wir kommen also nicht auf den Gipfel, und was noch schlimmer ist, nicht in die Schlucht. Es ist nicht zu verantworten, im Nebel und unbekanntem Gelände. Das ist unser bisher größter Schildbürgerstreich. 1200 Höhenmeter und 5 Stunden aufsteigen und die Ski wieder hinuntertragen. Wir steigen ab. Plötzlich reißt der Nebel auf. Da, die Schlucht! Rudi glaubt 100 m höher eine Möglichkeit zu sehen, hineinzukommen. Wieder hinauf. Und ich war es, die auf diesen Berg wollte! Nebel, wieder warten. Dann die Stelle, wo die Wächte nicht überhängt, ein Felsgürtel stützt eine kleine Schneerippe. Rudi klettert vorsichtig hinunter, ich nach. Vom Felsgrat können wir, zuerst extrem steil querend, in die Schlucht hineinfahren. Im Schluchtgrund Neuschneeflecken auf dem Harsch, herrliches Schwingen. Eine Gruppe von rauhreifüberzogenen Eichen, hier ist der Hang wieder ganz steil. Wir laviieren zwischen den Stämmen durch, queren nach links und wieder zurück nach rechts, unter uns ist ein Felsabbruch. Jetzt sind wir in der Hauptschlucht. Tiefer Pulver ist hier und es gibt keine Probleme mehr. Der Schnee endet bei

1200 m: das waren 650 m phantastische Abfahrt.

Am nächsten Morgen bei wolkenlosem Himmel steigen wir nochmals auf die Ossa. Wir wollen auf den Gipfel und außerdem sehen, was es mit den Nordhängen auf sich hat. Vom Dorf Spoleon steigen wir über Weidewiesen und Schneehänge hinauf. Vom Vorgipfel sehen wir in die Schlucht. Senkrechte Felsabstürze, unten die Steilrinne und unsere Spuren, über die wir uns freuen. Die Schlucht sieht abenteuerlich aus. Wir steigen auf den wächtegekrönten Gipfel. Ein kleines Kreuz, es steht auf dem Dach der Gipfelkapelle, die bis über den First verschneit ist. Rudi steigt nach Westen hinunter, sucht. Er kommt zurück, da, drei Meter unter dem Gipfel sind seine Trittspuren von gestern. Von Südosten glitzert das Meer herauf. Plötzlich tanzen Nebel um uns. Graupeln, wir fahren ab. Rechts, im Nordosten gäbe es weite, flache Hänge, wir fahren eine steile Rinne nach Nordwesten hinab. Bei Firn muß sie herrlich sein, jetzt ist sie beinhart, wir weichen teilweise in die Flanken aus. In der Rinne reicht der Schnee bis 1100 m, dann wandern wir über Krokuswiesen bergab. Das Geräusch von Herden klingt herauf: Glocken, Ziegenmekern, Hundebellen, Hirtenrufe. Wir kommen zurück nach Spoleon, und der freundliche, weißbärtige Alte lädt uns in sein Haus. Es ist die kommune Dorfkäserei. Wir trinken Uzo und Quellwasser und essen Brot und Oliven und Käse in all seinen Reifephasen. Der Freund von Joghurt und Käse erlebt in Griechenland ein Fest.

### *Olymp*

Bei den alten Griechen galt der Olymp als Thron des Zeus, dem Vater der Götter und Menschen. Die hohen Felszinnen von Wolken umhüllt, die Flanken von makellos weißem Schnee bedeckt, dieser Ort war für die Irdischen unerreichbar und so Wohnsitz der Götter. So überliefert, ist der Olymp wohl einer der bekanntesten Berge der Welt. Der Olymp ist der höchste Berg Griechenlands. Für die griechischen und ausländischen Bergsteiger deshalb ein begehrtes Ziel. Aber die Berge Griechenlands sind anders als die der Alpen. Hellas ist vom milden Charakter der Mittelmeerlandschaft geprägt. Und die

Berge sind ein Teil davon. Eine Skibesteigung des Olymp, das ist: Den Berg, hoch und beherrschend, vom Meer aus das erstmal zu sehen. Durch das malerische Tempital, das grüne und braune Ackerland der Tiefebene und kahle Karstgelände zum Berg zu fahren. Aufstieg über weites, hindernisfreies Skigelände, einsam, kein Mensch ist unterwegs. Und schließlich, angesichts des tief unten glänzenden Meeres, der wächtenesäumte Grat zum Gipfel.

Die Hochgipfel des Olymp wurden erst sehr spät erstiegen. Vielleicht aber stand auf der Kuppe über den Götterwiesen eine antike Kultstätte. In christlicher Zeit ist dort dem Heiligen Elias eine Kapelle geweiht. Die „goldene“ Erschließungszeit des Alpinismus ging am höchsten Berg Griechenlands vorüber. Das Gebiet stand unter türkischer Herrschaft, Rebellen und Räuber hatten in der schwer zugänglichen Gebirgswildnis ihren Unterschlupf. Die Verhältnisse waren für Bergexpeditionen zu unsicher, 1911 wurde der deutsche Gelehrte Richter gefangen genommen und ein hohes Lösegeld erpreßt. Erst 1913 — als der Anschluß an Griechenland gelang — fiel die Erstersteigung des Pantheon den Genfern Boissonas und Baudovy zu, unter der Führung des Jägers Kalalos. Nun setzte die Erschließung des Olymp ein. Marcel Kurz schuf die erste Hochgebirgskarte. Bergsteiger aus Österreich, Italien, Slowenien und auch Griechenland erstiegen die übrigen Gipfel und erkletterten die Wände und Grate. Im nebelbrausenden Kazanikessel, dem Felsrund zwischen Skolio bis Toumba, dort, wo einst Hephaistos des Zeus strafenden Keil schmiedete, lärmten nun hammerschwingend die Sestogradisten. Im Winter und mit Ski wagte man sich erst knapp vor dem zweiten Weltkrieg auf den Olymp. Heute gibt es bereits sechs Schutzhütten. An den Südhängen besteht ein Militärlager, ein Schlepplift dient dort zur Ausbildung der Gebirgssoldaten. Der Lift ist nur fallweise in Betrieb, steht dann aber auch Zivilisten zur Verfügung. Durch die schwierige Erreichbarkeit des Camps sind die Pistenfans vorerst noch gezählt. Die technische Erschließung wird aber auch vor den griechischen Bergen nicht Halt machen. Ein Seilbahnprojekt ist im Gespräch, der Reeder Onassis will es finanzieren. Um die Ur-

sprünglichkeit und Stille ist es dann geschehen. Die ernsthaften Bergsteiger sollten noch vorher den Olymp aufsuchen. Der günstigste und einfachste Aufstieg mit Ski führt von Süden her. Man kann auch von Litochoron im Osten und Kokkinoplos im Westen zur Gipfelgruppe ansteigen, was zwar sehr interessant, aber wesentlich mühsamer ist und auch alpin höhere Anforderungen stellt. Von Kokkinoplos, 1200 m, gibt es z. B. keinerlei Stützpunkte.

Von Elasson erreicht man auf schlechter Straße über Olympios nach 22 km das kleine Dorf Sparmos, 600 m. Hier parkt man am besten das eigene Fahrzeug; die Erdstraße zum Militärlager (1850 m) hinauf ist meist in sehr schlechtem Zustand. Ein Fahrzeug des Militärs bringt die Gäste kostenlos hinauf. Vielleicht wird man warten müssen, man übe sich in Geduld. An das Lager ist eine Hütte des Griechischen Bergsteigerclub angeschlossen, mit entsprechender Unterkunft, eventuell auch Verpflegung, letzteres ist nicht sicher.

Der Aufstieg zu den Olympgipfeln Skolio 2911 m, Skala 2866 m (etwa 4 Stunden) ist einfach, die weiten freien Hänge sind ohne jede Schwierigkeit. Vorausgesetzt aber gutes Wetter! Bei schlechter Sicht hat man in dem unübersichtlichen Gelände große Orientierungsschwierigkeiten. Es gibt nur unzulängliches Kartenmaterial. Die Nomos-Karte 1 : 200 000, eine Karte des österr. Vermessungsamtes im selben Maßstab und eine oberflächliche Kartenskizze 1 : 50 000. Der Grat zum Hauptgipfel Pantheon, 2917 m, ist unter Umständen hochalpin und verlangt je nach Verhältnissen den Einsatz von Seil, Pickel und Steigeisen. Der Grat, im Sommer kaum schwierig (I), ist im März—April noch stark überwächtet. Im Gipfelbereich weist er einige Türme auf, deren Umgehung auf steilen Hängen bei verglastem Hartschnee heikel sein können. Außer den drei erwähnten Gipfeln stehen vom Ausgangspunkt Vrysopoules (Hütte beim Militärlager) noch andere zur Wahl. Antonius 2813 m, (günstig als Eingetour zum Überblick), Diakoptis 2588 m, Kalegeros 2701 m und Kakavrakos 2618 m. Eine Anstiegsbeschreibung wurde im BERGSTEIGER, Dezember 1971, veröffentlicht. Das Massiv des Olymp kann auch in verschiedenen Richtungen durchquert werden.

„Weite Mulden,  
freies, sanft anstei-  
gendes Gelände...“  
kennzeichnen das  
Skigelände am  
Olymp. „Bei schlech-  
ter Sicht hat man  
in dem obnehin  
unübersichtlichen  
Gelände allerdings  
große Orien-  
tierungsschwierig-  
keiten.“

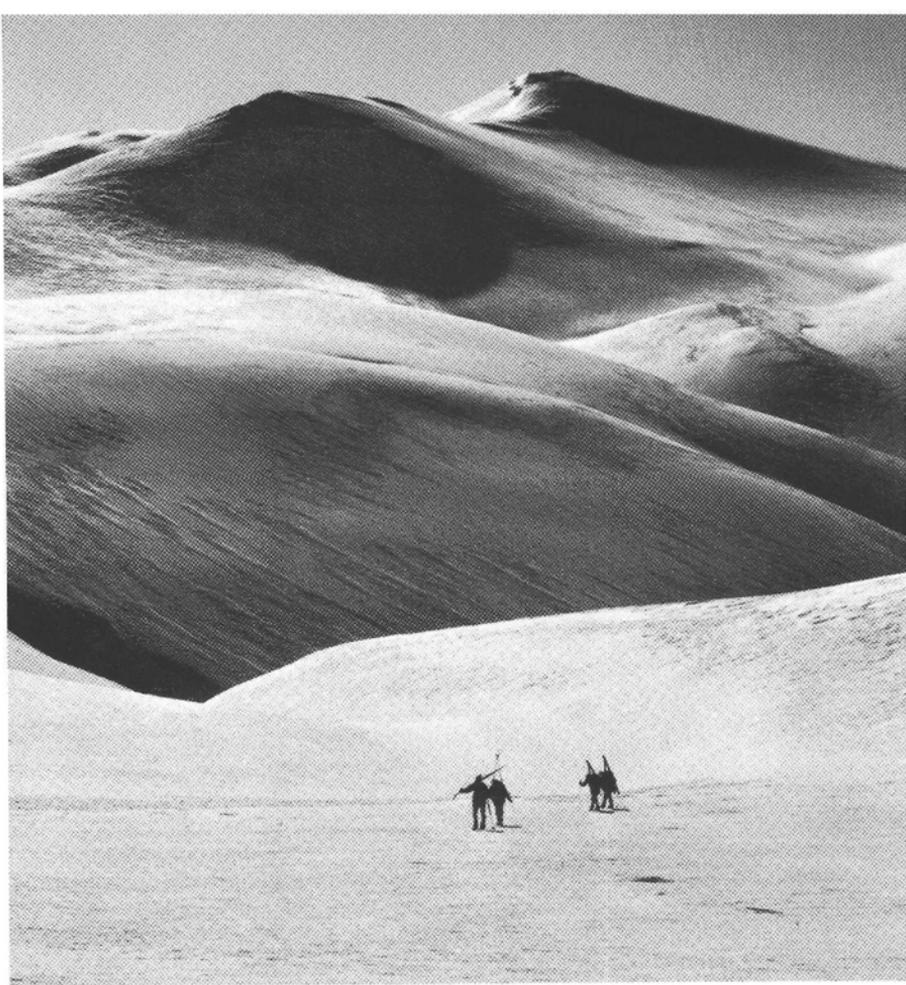


Foto: R. Lindner

Bei unserer ersten Griechenlandreise war der Olymp natürlich vorrangiges Ziel. Aber es klappte nicht so recht. Schlechtes Wetter trieb uns nach den Bergen im Süden und zum Klettern an den Golf von Patras. Zuletzt warteten wir bei den Meteoratürmen auf Wetterbesserung. Die Riesentürme, graugrün, gewaltig wie vorzeitliche Mastodons, beeindruckten uns wie kaum Berge zuvor. Regen, Schnee, die Enge unseres winzigen Zeltes – Feuchtigkeit innen und außen. Drei Tage Ferien hatten wir noch. Thessalien ertrinkt im Frühjahrsregen. Hochwasserführende Flüsse, überschwemmte Wiesen, Störche, die langbeinig herumstelzen, in den Dorfgassen Schlamm, der einem die Schuhe schmatzend von den Füßen zieht. Mit einem Militärdodge fahren wir zur Hütte B. Dreck bis zu den Achsen, wir über und über bespritzt, das letzte Stück zu Fuß im Morast versinkend.

Unsere Begeisterung ist nicht gerade maximal. Warten und Hoffen. Dichter Nebel, Schnee, morgen ist der letzte Tag. Nachts funkeln Sterne am Himmel. Morgens undurchdringliches Grau. Wir versuchen es. Wir hoffen noch immer auf Wetterglück. Eine tiefe Rinne führt nach Norden. Solange wir ihr folgen, können wir uns nicht verirren. Wir schieben uns im Nebel aufwärts. Schimmert er nicht plötzlich so blau? Ein paar Schritte noch, wallende Nebelfahnen und dann wolkenloser Himmel über blendend weißen Hängen. Die Begeisterung steigert unser Tempo. Weite Mulden, freies, sanft ansteigendes Gelände, vor uns die steile Kuppe des Antonius, wir ziehen links vorbei, über einen Sattel, von hier sehen wir erstmals den Hauptgipfel Pantheon. Wir überschreiten einen Kamm. Gerade vor uns sehen wir den Skolio, steigen mit Ski bis auf seinen höch-



*Olymp.*

*Ausblick vom Skolio (2911 m) in den Kazaniakessel: ganz links der Kegel des Prophitias Elias (2787 m), dann der Stefani (2908 m), Pantheon (2917 m), ganz rechts die Gipfelwächte der Skala (2866 m). Von letzterer der Abstieg in die Scharte und über den Grat hinauf zum Pantheon, höchster Olympgipfel.*

*Foto: R. Lindner*

sten Punkt. Nach Norden hängen große Wächten über dem Abgrund des Kazaniakessels. Rechts die Wände des Stefani und Pantheon und der überwächete Grat zur Skala. Wir fahren den Steilhang ab und queren zur Skala, seilen uns an und machen uns an den Grat. Wir wühlen uns bis zum Bauch im grundlosen Pulverschnee hinab in die Scharte. Die großen Wächten machen die Sache kompliziert. In der Ostflanke treten wir Schneebretter ab, sie rauschen beängstigend in die Tiefe. Nun den Grat wieder aufwärts, es ist anstrengend und sehr zeitraubend, oft versinken wir bis zur Brust im Schnee. Von gegenüber haben wir uns den Verlauf der Wächten eingepägt. Wenigstens keine unnötigen Umgehungen. Wir überklettern ein paar Grattürme über ausladende Schneepilze. Wir traversieren einen glatten Pfeiler, locker und haltlos liegt der Schnee auf den Platten. Jede Sicherung ist illusorisch; endlich eine Felsrippe und ein sicherer Stand. Viel Zeit ist vergangen, immer noch kein Gipfel. Umkehren? Der letzte Urlaubstag – Verzicht auf immer. Wir wühlen weiter. Wächtegirlanden, zart wie Schmetterlingsflügel, und da ist der Gipfel. Wie eine Insel ragt das Massiv des Olymp aus dem Meer der Wolken. An die Felswände wogt und brandet das Nebelmeer, um das weite Schneeplateau liegt es ruhig und geschlossen. Draußen, wo das Meer beginnt, fällt das Wolkenweiß in das tiefe Blau der Ägäis.

Der Rückweg über den gespurten Grat ist leicht, die Abfahrt ein Traum. Lange Wolkenfinger greifen von Süden über den Himmel und leuchten golden in der Abendsonne. Wir tauchen wieder in den Nebel und die Rinne führt uns zurück zur Hütte. Der letzte Schwung beinahe zur Tür hinein. Nachts schlägt das Wetter um. Kniehoch Neuschnee am Morgen, dichtes Schneetreiben, es schneit bis hinab zur Küste.

### Epirus

Im Epirus erlebt man ein ganz anderes Griechenland. Das Pindosgebirge trennt es im Osten von Thessalien und Mazedonien, im Süden von Sterea Ellas. In der Landschaft und auch den Menschen erkennt man einen deutlichen Gegensatz. Die Berge Griechenlands belebt der Reiz der Mittelmeerland-

schaft. Das tiefer im Landesinneren verlaufende Pindosgebirge hat einen anderen Charakter. Mit seinen dichten Wäldern und tiefen Taleinschnitten trifft man auf eine Landschaft, die man so recht mit „In den Schluchten des Balkan“ umschreiben kann. Allgemein – das Land, seine Geschichte und Menschen – ist es mit dem angrenzenden Albanien eng verbunden. Die Vlachen, Hirten, welche im Sommer ihre Herden in den Bergen weiden, geben in Bezug auf Herkunft und Sprache heute noch Rätsel auf. Es sollen Illyrer sein, die romanisiert wurden. Die Pindoskette ist die südliche Fortsetzung des Dinarischen Gebirges. Sind Olymp, Parnaß, die Bergstöcke des Peleponnes Einzelmassive, so hat das langgestreckte Pindos mit seinen Untergruppen den Charakter eines geschlossenen Gebirgszuges. Vielfältig sind seine Formen. Von sanften Kuppenbergen zu Massiven mit kilometerbreiten Steilwänden, schlanken Zinnen und bastionartigen Felsstöcken, Hochplateaus und Kettengebirgen. Viele Berggruppen sind kaum bekannt, die meisten wegen ihrer Unzugänglichkeit noch beinahe ursprünglich. Im Winter und mit Ski sind sie noch echtes Neuland. Der bekannteste Bergstock des Pindosgebirges ist das Tymphi-massiv. Seine an Dolomitenwände erinnernden Felsberge und besonders die Cañonschlucht des Vikos sind landschaftlich ein-

*Aufstieg zum Olymp durch die tiefe Rinne der Südhänge.*  
Foto R. Lindner



malig. Dazu kommt die mit Verkehrswegen gut erschlossene Lage. Die anderen Berge wie z. B. Lakmos, Tsoumerka, Agrafa sind nicht weniger großartig, aber ungleich schwieriger — besonders im Winter und Frühjahr — erreichbar. Einige Berggruppen bilden die Grenze zu Albanien und Jugoslawien, z. B. Grammos und Nemercka; sie und der grenznahe Smolikas sind militärisches Sperrgebiet und deshalb nur mit Sonderbewilligung zu besteigen. Noch zwei Bergzüge sind ihrer Eigenwilligkeit wegen erwähnenswert. Der Tomaros — uralte Kultstätte des Wettergottes Zeus über dem Heiligtum Dodoni — mit außerordentlich steilen Abfahrten in hohen felsdurchsetzten Flanken. Der Mitsikeli — über dem See und der türkisch anmutenden Stadt Joannina — mit einer geradezu idealen Überschreitungsmöglichkeit mit Ski von etwa 30 Kilometern. Der Epirus ist nicht typisch für Griechenland. Aber in seinen Bergdörfern, bei seinen Bewohnern, wird man noch auf unverfälschtes, bodenständiges Leben stoßen. Die Berge, Wälder und Schluchten, durch die glasgrüne Flüsse rauschen, gehören vielleicht zu den ursprünglichsten Landschaften Europas.

### *Smolikas, der verbotene Berg*

Hat er doch tatsächlich den Wecker auf drei Uhr gestellt. Nach dem gestrigen Tag glaubte ich nicht, daß Rudi den Smolikas noch einmal versuchen wollte. Ich hab's gestern schon gesagt — auf diesen Gipfel gehe ich nicht! Nur Wald und Schluchten und metertiefer Sulzschnee, ich bin doch nicht verrückt. Rudi seufzt, aber er sagt nicht, wie gern er noch schlafen möchte. Er hat sich diesen Berg in den Kopf gesetzt. Aus dem Schlafsack brummt es unfreundlich, daß ich Kaffee machen soll. Draußen ist's noch dunkel, ein Waldlaubsänger singt zaghaft eine Strophe, der Mond fliegt durch die Wolken. Das Wetter ist wieder nichts besonderes. Rudi sitzt da — die Sonnenbrille auf, weil ihm das Kerzenlicht noch zu hell ist — und müht sich in die nassen Strümpfe und Schuhe. Er flucht „Mit dem Morgen wurde es kalt und der nicht. Ich warte ja nur auf eine Gelegenheit, ihm den Smolikas auszureden. Seine bärtigen Wangen und seine Hände. „Pfiat di, bis zwei Uhr nachmittag.“ Er geht in die Morgen-

dämmerung, ein Kranawettvogel singt im Wacholderbusch und die Nadelkronen der Kiefern seufzen im Wind. Ich wollte, ich wäre mitgegangen.

Gestern versuchten wir ihn. Der Smolikas ist der zweithöchste Berg Griechenlands. 2673 m hoch, erhebt er sich nahe der albanischen Grenze, aus urwaldähnlichen Nadelwäldern und über dem tiefeingeschnittenen Fluß Aaos. Konitsa, die nächstliegende Stadt, ist ein Ort mit typischem Balkancharakter. Die Türkenzeit lebt hier noch nach, ein wenig schmutzig, ein wenig melancholisch, aber die Menschen sind freundlich. Der Smolikas ist ein verbotener Berg. Für den gebräuchlichen, von Norden führenden Anstieg, braucht man die Bewilligung der Militärkommandantur. Konitsa steckt gerade mitten in den Vorbereitungen zum Nationalfeiertag am 25. März, da ist uns die Sache zu umständlich. Wir versuchen auf gut Glück nach Keresovon im Norden zu fahren, kommen aber bei der Polizeisperre nicht vorbei. Dann probieren wir es von Süden über Eleftheron, und hier kommen wir durch. Die Straße dorthin ist jetzt Ende März in einem unbeschreiblichen Zustand, so daß man absolut nicht mit Ausländern rechnet. Einen Polizisten sehen wir, er bringt vor Staunen den Mund nicht zu, dann fuchelt er mit den Armen, um uns zu stoppen, wir winken lächelnd zurück und fahren schneller. Die Straße ist neu, in Erdhänge gebaut. Einmal in der Woche fährt ein Lastwagen und ein Bus, sie haben tiefe Rillen eingegraben. Wo die Straße Schattenhänge passiert, liegt noch hoch der Schnee, trotz der großen Bodenfreiheit unseres Landrovers sitzen wir öfter auf. Wir haben Bedenken, ob wir die Steigungen bei der Rückfahrt wohl bewältigen werden. Vor dem Dorf Pades — wir glauben, daß dies der beste Ausgangspunkt ist — wagen wir uns nicht über eine grundlose Schlammstrecke, der Rand der Straße ist noch dazu durch den abfließenden Bach am Abbrechen. Bei einer kleinen Kirche unter Panzerkiefern lagern wir. Das Wetter gibt der Landschaft um uns einen ungemein düsteren Charakter. Der Himmel ist überdeckt von Wolken in allen Schattierungen von Grau. Von tintenschwarzen Wolkenmauern im Osten bis zu gelbgrauen Walzen im Westen. Es ist eindrucksvoll, aber nicht erfreulich. Über den Wäldern

im Norden steht eine Regenwand, im Süden, die Gamillaabstürze einhüllend, Schneeschauer. Der Smolikas — weit und groß — konturlos im gelbdiffusen Licht, um uns dunkler Nadelwald im Wind, in der Tiefe grün der Fluß Aaos.

Am vierten Morgen, der ebenso trist ist wie die vergangenen, machen wir uns auf zum Smolikas. Wir haben versucht, uns einen Überblick zu verschaffen, aber das Vorge-lände mit Erdschluchten und Wald ist so verworren, daß man den besten Weg nicht bezeichnen kann. Links vom Dorf soll ein Weg hinaufführen, aber er ist natürlich verschneit und außerdem, wer sagt, daß er mit Ski günstig ist? Die Luft ist feucht und schwer. Bis wir das Dorf (1100 m) und die Schneegrenze (1200 m) erreichen, sind wir müde und verschwitzt. Über den Weg sind wir uns immer noch im unklaren. Beim Ausweichen der Schluchten und Rinnen entfernen wir uns mehr vom Berg, als ihm näherzukommen. Mit Ski an den Füßen wird es nicht leichter. Oft versinken wir bis über die Knie im grundlosen Sulzschnee. Für mich als zweite ist es in der Spur kaum leichter. Wir kommen auf freie Almweiden, mächtige Kiefern stehen hier, Quellen und Bäche haben sich freigetaut und Sumpffblumen blühen. Dichter Jungwald sperrt den Weiterweg. Erst finden wir noch eine Schneise, dann stecken wir im Nadelgrün. Nach dem Wald wechseln wir in ein freies Tal, danach in eine Schlucht, Wildromantisch ist die Umgebung, aber die Mühsal dämpft die Begeisterung beträchtlich. Immer noch ist der Schnee grundlos, und auf die Steilflanken über uns müssen wir aufpassen. Über einen Rücken, steil zwischen Tannen hinauf, kommen wir auf freie Hänge und vor uns — ohne große Hindernisse — der Smolikas. Nur ein Tal trennt uns noch vom 800 m hohen Aufbau des Hauptmassives. Aber für heute ist es zu spät und über den Gipfel fallen die Wolken. Rudi will morgen wiederkommen.

Ja und jetzt warte ich auf Rudi, es ist nach Mittag. Da gluckst ein Kolkrabe hinter mir, wo ich unter den Kiefern koche. Rudi kam aus einer anderen Richtung, um mich zu überraschen. Und ich bin erschrocken und glücklich. Während er mit raupenhafter Geschwindigkeit alles erreichbare aufißt, erzählt er begeistert vom Smolikas.

„Mit dem Morgen wurde es kalt und der Schnee zog an, und es war gut zu gehen. Bis zur Alm auf 1900 m, wo wir gestern sieben Stunden unterwegs waren, brauchte ich zwei. In unserer Spur war ein Fuchs gelaufen und Hirsche haben sie gequert, vier Stück. Durch den Jungwald bin ich ihrer Fährte gefolgt, eine versteckte Schneise durchs Dickicht. Von der Alm an, wo wir umkehrten, wurde das Wetter ganz gut, der Smolikas war so schön, mit Sturmflaggen am Gipfel und seinen weißen Hängen und den blauen Schatten in den Mulden. Ich hab dort meine Spur hingelegt und die Stille gefühlt und die ganze Einsamkeit um mich und ich war glücklich, einsam zu sein. Auf dem steilen Kamm, der zum Gipfelaufbau zieht, waren die Harscheisen gut. Große Kiefern gab es dort, in den Sturm gewachsen, manche vom Blitz getroffen und verdorrt, aber immer noch standhaft. Auf den freien Hängen oben wehte der Sturm. Man konnte ihn schon von ganz unten in den Bäumen rauschen hören. Von dort sah man hinunter zum Dorf und zu dir.“ Und Rudi erzählte mir noch wie er sich beeilte, als die Wolken von Nordosten kamen. Über die von Neuschnee freigeblasenen Steilhänge, die rötlich gefärbt waren, vom Staub, den der Südwind von Afrika herweht. Herrliche Hänge breiten sich dort oben. Aber leider in die Schluchten weglos abfallend. Dann war er in der Scharre zwischen Ost- und Hauptgipfel. Der erste in Wolken, die schwarzgrünen Serpentin-felsen, die steil nach Norden abbrechen, von weißen Nebelfahnen umbrandet. Die großen Wächten am Gipfelkamm, die er, vorsichtig den Gipfelaufbau hin- und hertraversierend, erkundete, um dann auf die Gipfelschneide zu kommen; kriechend, die Ski mit Harscheisen an den Füßen, im Sturm. Kein Ausblick im Prasseln der Schneekörner, zurück in den Windschatten, 30 m tiefer. Die Abfahrt war dann der Höhepunkt. 3 cm Firn über die 900 m hohen Steilhänge, bis in das kleine Tal bei den Almweiden. Die restlichen 700 m nicht mehr ganz so schön, aber großartig in den engen Schluchten.

Ganz zu Ende ist die Geschichte vom Smolikas noch nicht. Bei der Rückfahrt war die Straße von einigen Erdrutschen verschüttet. Wir warteten einen halben Tag, dann arbeiteten wir uns stundenlang durch Fließschlamm, mitgerissene Bäume und Felsbrok-

ken. Aber heimgekommen sind wir ja schließlich doch.

### *Tymphi*

Zuerst einmal versuchten wir den Schlüssel für die Hütte oben im Tymphigebirge zu bekommen. Wir gehen suchend durch das Dorf, Mittag ist's, alles scheint ausgestorben. Bis uns in den steingepflasterten Gassen eine schwarzgekleidete Alte begegnet, mit einer meckernden Ziege an einem Strick. „Kali mera!“ „Kali mera!?“ Guten Tag. „Parakalo Klidi – Katafigion – Tymphi?“ Bitte Schlüssel – Hütte – Tymphi. Die Frau redet und gestikuliert, und nachdem sie dann doch einseht, daß wir nichts davon verstehen, bedeutet sie uns, ihr zu folgen. Aber erst in ihr Haus, um Kaffee zu trinken.

Dann gehen wir weiter und wir glauben schon, jetzt geht's zum Schlüssel. Doch die Alte führt uns erst ihren Verwandten und Nachbarn vor, entschuldigt sich, daß hier der Klidi doch nicht ist, und so lernen wir den Großteil des Dorfes kennen. Wir trinken türkischen Kaffee, Wasser, Retsina, Uzo und essen kandierte Früchte, Nüsse, Äpfel, Käse und zum Schluß haben wir schon vergessen, was wir eigentlich wollten. Abends bekommen wir dann im in einer halben Stunde entfernten Nachbardorf Megalo Pappingo vom Bürgermeister den Schlüssel.

Es wird gerade hell, als wir von Mikro Pappingo aufbrechen. Vom Rundplatz mit der Dorfplatane geht's durch ein schmiedeeisernes Tor in den noch schlafenden Ort. Die Mauern der Steinhäuser bilden die engen Gassen, die von Weinreben überrankt sind, und durch diese blickt man hinauf zu den Riesenmauern der Astraka, die hoch und fast erdrückend über dem Dorf stehen. Die Wände und Pfeiler sind geformt wie Dolomitenbastionen. Jetzt im Morgendämmern grau und düster, in den Gipfelregionen tief verschneit, mit mächtig ausladenden Wächten über den Abstürzen. Wir verlassen das Dorf und seine Geborgenheit, folgen einem Pfad nach NW, der zu dem weiten Tal führt, das zum Hochpaß zwischen Gamilla und Astraka aufsteigt. Dort steht die Hütte. Wir wollen aber noch weiter nach Westen, um beim äußersten Gamillagipfel – dem Pappigon Oros – unsere Überschreitung des Tymphi

bis weit nach Osten zum letzten Gipfel über Tsepelovo, zu beginnen. Mühsam erklimmen wir die steinigten Hänge, dann mit Harsch-eisen an den Ski einen steilen, felsdurchsetzten Rücken, um endlich geneigteres, freies Gelände zu erreichen. Zypressen und Wacholderbäume stehen licht im unteren Teil des von runden, breiten Rippen und Mulden gegliederten, kilometerbreiten Hanges, der über der Waldgrenze steiler und geschlossener werdend zu den beiden Pappingogipfeln hinaufzieht. Im flaumigen Pulverschnee, zwischen den bizarr geformten Bäumen, über Kuppen und durch seichte Gräben spüren wir aufwärts. Kristallglitzern und blaue Schatten, wie es sie nur auf Schnee im tiefen Sonnenlicht gibt, begleiten uns. Es hat viel geschneit in den letzten Tagen und im höheren Hangbereich ist die Schneefläche stumpf und windgepreßt und drunter mehlig und grundlos. Wir haben einige Bedenken wegen der Schneebrettgefahr und bieten alle Findigkeit auf, die Hänge außerhalb der Spannungszonen hinaufzukommen. Offen sichtbare Hangstützen, wie aus dem Schnee ragende Felsrippen, gibt es nicht. Wir können nur aus den Geländeformen unsere Schlüsse ziehen. Der Schnee deckt alles unter seinem Mantel, und es ist nicht leicht zu erraten, was er wirklich drunter verbirgt. Aus der Perspektive steil nach oben ist der Eindruck verzerrt, flach und verkürzt. Meistens ziehen wir, an der Grenze der Haftfähigkeit unserer Steigfelle, die Hänge direkt hinauf. „Puh, ist das eine Plag!“ Aber dann liegt die ganze Herrlichkeit der Gamilla vor uns. Von Gipfel zu Gipfel über den 14 km langen Grat über den dunklen, hohen Nordwänden spannt sich eine auf- und abschwingende Wächtergirlande. Über den Kamm wandern wir weiter, dann fahren wir ab in die Senke des Drakolimni, dem geheimnisvollen Drachensee. Ein tiefes, kreisrundes Gewässer, hier in diesem Karstgebiet ein kleines Naturwunder. Ali Pascha – Statthalter des Epirus in der Türkenzeit – soll hier einen Schatz versenkt haben. Jetzt ist der See tief verschneit, völlige Einsamkeit ist ringsum, und vielleicht ist niemand noch je mit Ski hier gegangen. Die Hütte des FOS (1950 m) steht direkt auf dem Sattel unter dem NO-Pfeiler der Astraka. Im Innern ist es kalt und feucht wie in einer Gruft, Eiskristalle und Schimmel an

den Wänden. Vor der Hütte in der Sonne ruhen wir uns ein wenig aus und essen. „Wie willst du eigentlich den Hang zur Miriuni hinunterkommen? Hast du's gesehen, der ist beinahe senkrecht.“ „Gibst mir noch Käs und einen Apfel. Was sagst du von dem Hang?“ Vorsichtig lassen wir uns über die hartgeblasene Wächte des Col hinunter. Dann gibt's Pulverschnee und die Steilheit macht nichts mehr aus. Wir queren nach rechts, um möglichst wenig Höhe zu verlieren. Aber als wir sehen, daß drunten ein Felsabbruch und oben eine schneebedeckte Steilmulde ist, müssen wir doch links tief hinab in die Dolinensenke. Dann ziehen wir die sanft ansteigenden Mulden der Hochfläche Miriuni aufwärts, die Gamillahänge im Norden und die Astrakawände im Süden. Die Abstürze öffnen schließlich mit einem Steilhang den Zugang auf das Gipfelplateau der Astraka. Dieses ist 2200 bis 2436 m hoch und hat eine Ausdehnung von etwa 40 km. „Siehst du nicht, wie weit es noch zum Gipfel ist und wie spät es schon ist, und dieser elende Bruchharsch hier.“ „Ah, in einer Stunde sind wir oben.“ Wir marschieren über das sanft ansteigende Plateau, und unsere Schatten werden länger, der Schnee plastischer unter der tiefstehenden Sonne. Da ist der Gipfel und die Riesenwächte 1500 m über Pappingo; das Dorf liegt unmittelbar zu unseren Füßen. Unten, in den letzten Strahlen der Sonne, glänzen die Steinplatten der Hausdächer.

Am nächsten Tag stehen wir auf dem höchsten Gipfel der Gamilla (2497 m). Wieder sind wir hinab in die Doline und die Miriuni hinauf, bis wir durch ein System von Karstältern nach Norden hin aufwärtssteigen konnten. Wir waren unentschlossen, wo wir die Steilhänge anpacken sollten, besonders deshalb, weil wir garnicht wußten, wo der Hauptgipfel ist. Das Gelände kam uns wieder einigermaßen verdächtig vor, schneebrettgefährlich. Wir wichen aus auf einen steilen Grat, dessen Felszacken einige Sicherheit versprachen, aber dann sahen wir, daß, wenn sich oben wirklich etwas löste, der Hang über den Grat weg und in die Nordwand hinabstürzen würde, und da sich mitreißen zu lassen, hatten wir gar kein Verlangen. Wir traviersieren schräg unter die Falllinie des Gipfels und steigen dann dort, wo sich die Flanke konvex aufsteilt, zu Fuß

gerade hinauf. Und dann sind wir auf dem höchsten Saum der geschwungenen Wächtengirlande, die sich silberweiß über den dunklen Wänden und Pfeilern von Gipfel zu Gipfel schwingt. Kein Künstler könnte ihre Bogen harmonischer schaffen. Von unserem Gipfel stürzt senkrecht und scharf ein Pfeiler, 700 m hoch, hinab zu den Kiefernwäldern von Vrysochori, und noch tiefer strömt der Aeos durch das Waldland, grün mit weißen Stromschnellen und hellen Sandbänken. Jen-seits erheben sich der Smolikas und die abanischen Grenzberge und im Südosten Tsoumerka und Lakmos, die ganze Pindoskette und sehr weit, aber klar und deutlich, die Vardousia und Giona.

Später dann, als wir wieder heim mußten, saßen wir auf der Steinbalustrade des Kastells über dem Joanninasee — der Wehrmauer, welche die Stadt gegen den See abschirmt. Auf einem Felsrücken, der in den Befestigungswall miteingebaut ist, steht die Burg und Moschee des Aslan mit Arkaden und einem schlanken Minarett. Hier im Epirus ist griechische Geschichte geschrieben, vom ehrgeizigen König Pirus, von Ali Pascha. Um die Moschee stehen Pinien, aus den breiten Kronen duftet es nach Harz und der Wind rauscht darin. Unten der See ist mattglänzend wie Blei, und ein Fischerboot zieht einen dunklen klaren Heckstreifen nach. Über dem See steht hoch, langgestreckt und tiefverschnitten der Gebirgszug des Mitsikeli. Himmel, Wolken und der weiße Berg spiegeln sich im See. Dort, wo er vom Schilf eingerahmt ist, paddeln Bläßhühner ins freie Wasser hinaus, schwarz mit hellem Fleck auf der Stirn.

„Sie müssen schlechte Naturbeobachter gewesen sein, die damals die Geschichtsbücher geschrieben haben. Der See war da und der Berg mit den Schneefahnen im Sturm auf dem Grat, die zimtbraunen, dunkelgrünen Kiefern und die geschäftigen Wasservögel im See. Nichts ist davon zu lesen.“

„Die die Geschichte machen und die, welche sie niederschreiben, haben andere Interessen. Aber ich werd für dich einmal über das alles was schreiben, um es fortleben zu lassen.“

*Anschrift der Verfasser:*

*Helga und Rudolf Lindner,  
Bergführer, A-8621 St. Ilgen am Hochschwab,  
Zwainerberg, vgl. Heiglweber*

## Kang Daré — das Beil

*Bayerische Himalaya-Fahrt 1972*

WOLFGANG WEINZIERL

Ein herrlicher Tag. Michaela und ich sitzen in einer Villa bei Zürs am Arlberg und wühlen in Photographien. Bizarre Felsgestalten starren uns an. Mein Herz schlägt höher. Ich lasse mir die Orographie erklären. Ripimubecken — Tolambau — Gauri-Sankar — Takargo — Tangiragitau, klangvolle Namen sich im Gespräch. Als wir aufbrechen, habe ich ein Bild in der Tasche. Nach einigem Zögern hat er es mir doch gegeben.

Dieses Bild halte ich nun in der Hand und vergleiche es mit der Natur. Meine Zweifel legen sich. Es ist der Chobutse, die Sherpas sagen Kang Daré — das Beil. Als ich das erste Mal den Berg sah, einen Tag vor Erstellung des Hauptlagers, kam mir unwillkürlich diese Assoziation: Es gibt keinen besseren Namen für diesen Berg. Wie die Schneide eines Beiles ragt der Gipfel empor. Ist seine schwache Seite schwach genug? Hat mich die Aufnahme getäuscht? Warum sind die Norweger damals gescheitert? Ist dieser Berg vom Ripimubecken möglich? Das waren die Fragen, die mich seit jenem Tag in Zürs quälten. Endlich kann die Tat sie beantworten. Es muß möglich sein. Über eine Steilstufe in das Gletscherbecken vor dem Sattel und über die Ost-Flanke auf den Gipfel. Problematisch wird die Gipfelwand. Diese Erkenntnis teile ich den Kameraden im Hauptlager mit.

Nach einer Woche Akklimatisation fühlen wir uns stark genug. Zusammen mit unserem Sherpa Hagh Pa errichten Gustav und ich das Lager I auf 5100 m inmitten der Moränenlandschaft des Ripimugletschers.

Der Zugang zum Gletscherbecken, das zum Sattel hinaufführt, ist steil und gefährlich; gefährlich deshalb, weil Eisbalkone über ihm hängen. Ein Tag vergeht mit dem Versichern dieses Geländes. Wir rechnen mit 3 Tagen, als Gustav und ich am 17. 4., 3 Uhr morgens, vom Lager I aufbrechen. Vielleicht gelingt es. Ich denke an meine Abenteuer in Südame-

rika, wo wir die Touren in 5 Tagen mit 4 Biwaks im Eis unter härtesten Bedingungen durchführten. Wird es ähnlich werden? Wir haben keine Zelte im Rucksack — trotzdem, er ist schwer. Noch in der Nacht bringen wir die versicherte Stelle hinter uns. Der Schnee trägt, wir gewinnen an Höhe. Bekannte Berge tauchen auf, Melungtse — Gauri-Sankar. Wir schauen auf den Höhenmesser, schnell sind wir. So weiter und wir sind heute abend auf dem Gipfel. Doch kaum steigt die Sonne höher, wird auch unser Tempo langsamer. Wir bewegen uns im Brennpunkt eines riesigen Hohlspiegels. Die Temperaturgegensätze sind hier gewaltig. Vor ein paar Stunden noch im eisigen Schatten der Nacht, müssen wir uns jetzt gegen die gefährliche Sonneneinstrahlung schützen. Knie- bis hüfttiefer Schnee und diese intensive Strahlung zwingen uns schließlich gegen Mittag das Lager II, 5900 m, zu errichten, das heißt, errichten müssen wir nichts, im Gegenteil, wir graben uns eine Höhle. Diese Art zu übernachten ist meiner Meinung nach sowieso den üblichen Zelt-Hochlagern vorzuziehen. Kein Sturm kann sie zerstören und auch die Temperaturen sind in diesen Schneehöhlen verhältnismäßig angenehm. Einziger Nachteil: man muß arbeiten. Doch wir haben Zeit — den ganzen Nachmittag . . .

Noch zwei, noch einen Schritt. Ich werfe meinen Rucksack in den Schnee, setze mich darauf. Das ist das Zeichen, daß Gustav losmarschieren kann. Die 40 m rüber zu mir geht's schnell, doch die nächsten sind anstrengend, sehr anstrengend für ihn. Hüfthoher Schnee — wir hätten gemeinsam gehen können, das Gelände ist nicht schwierig, doch dieser verflixte Neuschnee. Weit werden wir heute nicht kommen. Ob wir dort oben einen Biwakplatz finden? Werden die Felsen über dem Sattel gangbar sein? „Wolfgang nachkommen!“ Ich fahre auf. Nun bin ich wieder dran. Schritt für Schritt. Nach einer langen Querung erreichen wir den Sattel, eine scharfe Schneide zwischen Takargo und Chobutse. Ein Blick nach Süden, neue Berge tauchen auf. Gratreiterci à la Südamerika beginnt. Hinter einer riesigen Wächte von 50 m Höhe finden wir auf 6200 m den „Eispalast“, unser Lager III. Eine meterhohe Höhle, gebildet von einer riesigen Wächte, schützt uns so vor Wind und Kälte.



*Der Chobutse, 6700 m, Sherpaname: Kang Daré — das Beil.*

Am nächsten Tag erreichten Gustav und ich die Felsen 100 m oberhalb des Eispalastes und mußten in schwierigem kombinierten Gelände wegen Hakenmangel umkehren. Noch am gleichen Tag stiegen wir bis ins Hauptlager ab. Nach einem Tag Erholung trifft sich die gesamte Mannschaft in Lager I.

#### **Gedanken während einer Erstbesteigung**

*von Gustav Harder*

22. 4. 72

3 Uhr. Eng ist es im kleinen Zelt. Klaus hantiert bereits am Kocher. Vom Schlafsack aus frühstücken wir, wie schon so oft, Müsli und Tee. Dann das Anziehen. Zuerst Klaus, dann ich. Wie lange das dauert. Als letztes die Schuhe aus dem Schlafsack, hineinschlüpfen und zubinden. Es geht los.

9 Uhr. Der Gletscherbruch liegt hinter uns.

Gut ist es gegangen. Jedesmal bin ich froh, wenn wir hier durch sind. Immer wieder die Erinnerung: Wolfgang und ich waren am Grat, kurz vor Lager III. Wir suchten Klaus und Peter unterhalb des Gletscherbruchs. Eine halbe Stunde versperrten uns Wolken die Sicht. Als es aufriß sahen wir, daß eine große Eislawine unter dem Bruch lag. Die Spuren führten hinein aber sie gingen nicht weiter. Riesige Angst um den Bruder und den Freund. Was, wenn etwas passiert ist? Unsere Träume zerschlagen? Alles klappt so gut, ist so schön. Aber ist es das wert, soviel zu riskieren? Was weiter? Was wird die Mutter sagen? Ich habe Angst, Angst alleine nach Hause zu kommen, ohne den Bruder. Eine Stunde saßen Wolfgang und ich auf dem Grat und starrten ins Tal. Endlich! Zwei Punkte, die sich bewegten. Wir waren glücklich. Glück gehört zu so einer Fahrt, trotz Können und Erfahrung.

13 Uhr. Im Lager II. Müde setzen wir unsere Rucksäcke ab. Weit oben sehen wir Peter und Wolfgang. Sie sind gleich bei Lager III. 23. 4.

Im Lager III. Es ist schon dunkel draußen, aber heute schlafen wir noch nicht. Ob es morgen wohl klappt? Alles spricht dafür. Die Schwierigkeiten sind versichert, es müßte gehen. Immer wieder wirft einer die Frage auf, ob... und wie... Im Schlafsack ist es warm. Wenn es nur klappt. Eine Erstbesteigung, es wäre zu schön. Die Vorbereitungen, die lange Fahrt, alles hätte sich doch gelohnt. Eigenartig ist es. Obwohl die Fahrt, das Land, die Leute ein Erlebnis sind, denke ich jetzt nur an den Gipfelsieg, durch den sich die Fahrt erst lohnen wird. Er ist doch auch nur ein Berg wie andere: aber es ist eben ein Gipfel, auf dem noch niemand stand.

24. 4.

Aufstehen, anziehen, Abmarsch. Alles ist schon Gewohnheit. Die schwierigen Stellen machen zu schaffen, aber es geht. Jetzt noch das lange Schneefeld. Peter und Wolfgang sind gleich oben. Wir haben noch eine Stunde. Mir geht es jetzt schlecht. Ich bin so müde, fast mag ich nicht mehr. Zwei Schritte — atmen — zwei Schritte — atmen —, im Rhythmus. Nur noch eine Stunde, dann ist es vorbei. Klaus spricht mir gut zu. Muß das sein? Warum setzt jetzt, kurz vor dem Ziel, der Wille aus? Diese Schinderei! Jetzt zu Hause, eine warme Stube, lesen, oder Tennis spielen, dann baden, tanzen und danach... Ich schrecke auf, Peter steht auf dem Gipfel. Er schreit. Jetzt freue ich mich. Noch 100 Schritte. Es geht wieder. Jetzt! Nach zwei Minuten ist auch Klaus da. Wolfgang und Peter. Wir fallen uns in die Arme. Die Müdigkeit ist weg. Kein Gedanke mehr ans Tanzen. Auch kein Gedanke, was die Freunde sagen werden. Nur Glück und Stolz. Keine Erinnerung hat mehr Platz im Inneren. Erinnerungen daran, daß ich vor 40 Minuten noch ans Umkehren und „blödes Gebirge“ gedacht habe. Wir stehen hier und freuen uns. Es hat sich doch gelohnt.

*Anschrift der Verfasser:*

*Wolfgang Weinziert,*

*D-8 München 82, Ingeborgstraße 49;*

*Gustav Harder,*

*D-899 Lindau, Hermann-Löns-Straße 4.*

## Kongde Ri —

### Faszination eines Namens

*Allgäuer Himalaya-Expedition 1972*

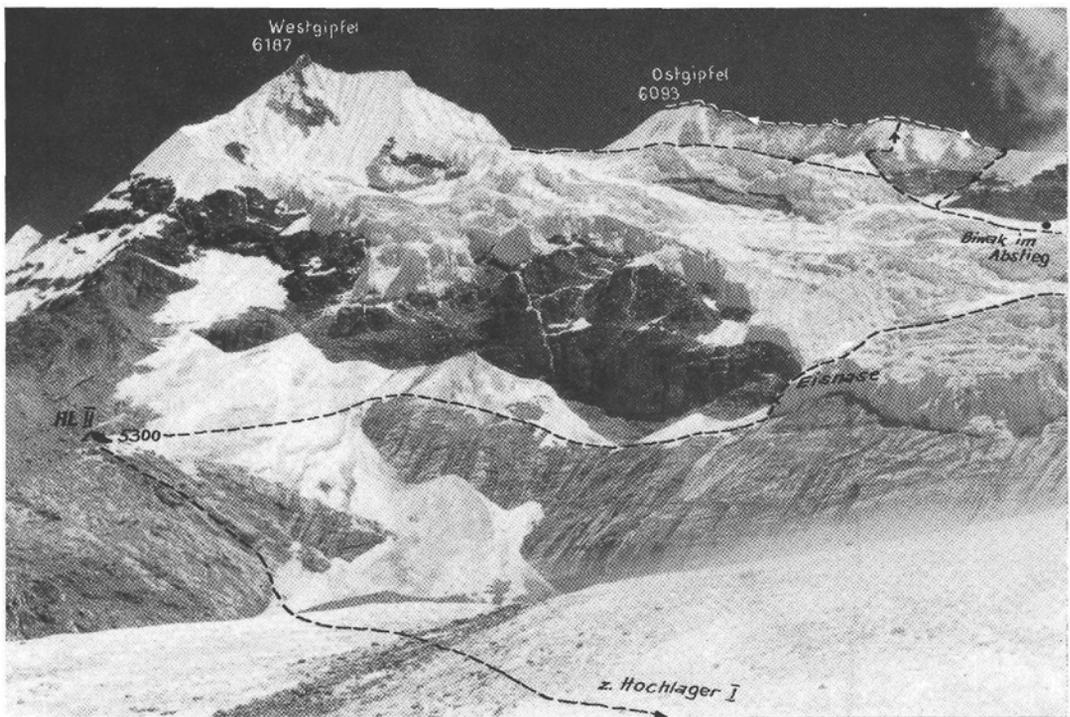
KARL-DIETER FUCHSBERGER

*Rechts: die beiden  
Gipfel des Kongde Ri  
von Süden mit  
Anstiegsroute.*

*Foto: W. Reichhart*

Es war Anfang März 1972. Voller Erwartung kam ich ins Alpenvereinshaus nach München, um die längst beantragte Genehmigung für Bergbesteigungen im Garhwal-Himalaya abzuholen. Doch die Auskunft, die ich erhielt, war niederschmetternd. Die indische Regierung hatte die Erlaubnis für unsere Besteigungen, die innerhalb der militärischen Sperrzone des Himalaya durchgeführt werden sollten, verweigert. Was sollte ich nun meinen vier Kameraden sagen? Mußte ich die lang vorbereitete Expedition einfach absagen, oder war es möglich, ein anderes, ein neues Ziel zu finden? Da fiel der Name eines bisher unbestiegenen Sechstausenders in Nepal — Kongde Ri! Als ich ihn das erste Mal hörte, war ich fasziniert von seinem Wohlklang. Als ich ihn das erste Mal sah, als Abbildung in dem Nepalbuch von Toni Hagen, war ich begeistert von seiner Schönheit. Fasziniert und begeistert waren auch meine Kameraden, und schon war das neue Ziel gesteckt — Kongde Ri.

Ein Jahr ist seitdem vergangen. Übergroß und vielschichtig waren die Eindrücke, die im Verlauf der Expedition auf jeden von uns einstürzten. Ein paar davon, besonders jene um unseren Wunschgipfel Kongde Ri, wollen wir — zu Dritt — im folgenden schildern:



### Geheimnisvolle Lumding Khola<sup>1)</sup>

Es ist abends in Bangjung. Wir sitzen eingemummt in Daunenjacken vor unseren Zelten am Lagerfeuer. Eine Sherpani<sup>2)</sup> spielt Mundharmonika, die anderen singen dazu. Feuchte Nebelschwaden ziehen um unseren Zeltplatz und legen sich uns aufs Gemüt. Eine eigenartige Stimmung verbreitet sich. Unsere Sherpas und Träger sind fröhlich und ausgelassen, sie kümmert es wenig, was der nächste Tag bringt; uns aber stellte sich die bange Frage: Wie wird es morgen weitergehen? Werden wir den Weg in die Lumding Khola finden? Unser Sirdar<sup>3)</sup> Pasang Putar, bewährt auf Expeditionen zum Mt. Everest, Cho Oyu und Dhaulagiri, kennt den Weg nicht, obwohl er dort unten in Rimischung, von wo wir heute aufbrachen, zuhause ist. Er kennt keinen Berg rund um die Lumding Khola. Keine Expedition hat diese Gipfel bisher zur Besteigung für würdig befunden. Es sind eben nur Sechstausender. Alle Bergsteiger ziehen von Lukla aus weiter zum Mt. Everest, zum Lhotse, zum Pumo Ri, zum Cho Oyu. Es sind berühmte und faszinierende Namen. Wir sind die ersten, die aus der Lumding-Khola-Gruppe einen Gipfel besteigen wollen. Ist nicht auch „Kongde Ri“ ein faszinierender Name?

Pasang kennt den Weg nicht, aber er hat einen 16jährigen Burschen mitgenommen, der angeblich schon einmal in dieses Tal gekommen war und uns durch Kopfnicken die Existenz eines Gletschersees am Talende bestätigt, der uns aus einer Skizze des bekannten Himalayakartographen Erwin Schneider bekannt ist. Nun, wir werden sehen. Unsere Stimmung sinkt weiter; denn es beginnt zu regnen.

Tief hängen am nächsten Morgen die Wolken herab, als wir aufbrechen. Fast abrupt ändert sich die Vegetation. Wir lassen die steilen Wiesen zurück und steigen in dunklem Urwald aufwärts. Der Boden ist modrig und glitschig. An den von feuchten Moosen überzogenen Felsen wachsen Orchideen, von den Bäumen hängen zottige Flechten. Erinnerungen an den Ruwenzori werden wach. Ein Gratrücken ist erreicht. An ihm geht es aufwärts. Nebel umgibt uns. Mehrfach wechseln feuchte Grashänge mit in allen Farben blühenden Rhododendronurwäldern ab. Eine solch üppige Vegetation haben wir in über 4000 m Höhe nicht mehr erwartet. Wir den-

1) Khola = Tal, Bach, nepal. weibl.;

2) Sherpani = Trägerin;

3) Sirdar = Sherpaführer;

ken an die dünnen Weiden in Nangaon oder Thame, nur wenige Kilometer nordwestlich von hier, auf gleicher Höhe gelegen. Es stimmt also, daß der dazwischenliegende Gratverlauf vom Pigpherago Shar zum Kongde Ri eine Wetterscheide darstellt. Trotzdem hoffen wir auf Wetterbesserung. Doch wieder beginnt es zu regnen, dann sogar zu schneien. Die Gratscharte, der eigentliche Übergang in das Tal der Lumding ist erreicht.

Tief unten rauscht ein Bergbach, den wir wegen des Nebels nicht sehen. Dort hinunter, viele hundert Meter, müssen wir absteigen. Bekommen betrachten unsere Sherpanis die steilen Schneefelder; denn sie sind barfuß. Wir geben ihnen Schuhzeug, dann steigen wir ab ins Ungewisse. Nach Schneider müßten dort unten ein paar Almen sein. Tatsächlich, nach zwei Stunden werden sie aus dem Nebel sichtbar. Müde kriechen wir in die Zelte.

Als uns unser Sherpa Chagpay am nächsten Morgen mit dem obligaten „early morning tea“ weckt und wir schlaftrunken aus den Zelten schauen, reißt es uns förmlich hinaus. Blauer Himmel wölbt sich über uns. Über der 800 m hohen Steilstufe, welche das Tal zunächst abzuschließen scheint, leuchtet das Eis eines Sechstausenders. Dorthinauf wollen wir. Erstmals hat die Lumding Khola ihr Geheimnis gelüftet. Doch nur für kurze Zeit. Schon wieder wallen Nebel von Süden heran. Für uns gilt es nun die Steilstufe zu überwinden. Wie eine Gazelle klimmt der 16jährige Junge voraus. Er scheint den Zugang zum Moränensee wirklich zu kennen. Glatte Plattenschüsse wechseln mit verschneiten Schuttrinnen, steile Grashänge mit vereisten Felsen. Neben uns tost ein mächtiger Wasserfall zu Tal. Doch, was ist nun? Unser wegekundiger Bursche sitzt ratlos auf einem Steinblock, über ihm steiler Fels, neben ihm der nun tiefeingeschnittene Bach. Soll er der Zugang zum Moränensee sein? Sollen wir hier mit vier Sherpas und 15 Trägern abseilen und anschließend im überhängenden Fels emporklettern? Der Nebel wird jetzt immer dichter. Der Junge weiß nicht mehr, wie es weitergeht. Wir steigen ein Stück ab. Ein Plattenschuß scheint der einzige Durchstieg nach oben. Mit Seilen präparieren wir den Fels für unsere Träger und Sherpanis. Die Felsenplatte ist überwunden, immer wei-

ter geht es hinauf. Riesiges Blockwerk umgibt uns. Die Träger wollen nicht mehr weiter. Pasang schlägt vor, das Lager zu errichten, wir aber wollen heute noch den See erreichen. Doch wo ist er?

Wir halten an und schicken unsere Sherpas weg, um den See zu suchen. Kein Laut mehr, der auf die Anwesenheit von Wasser deutet, dringt an unser Ohr. Totale Ruhe umgibt uns. Die Sherpas kommen zurück und schütteln die Köpfe. Kein Berg ist sichtbar, Nebel hüllt uns völlig ein. Das Tal der Lumding will sein Geheimnis nicht preisgeben. Doch wir geben nicht auf. Abermals schicken wir unsere Sherpas auf die Suche nach dem See. Endlos lang vergeht die Zeit. Da, ein Schrei, die freudige Botschaft, der See ist gefunden! An seinem Moränenrand errichten wir das Basislager.

Gespannt blicken wir am nächsten Morgen aus den Zelten. Wir trauen unseren Augen nicht. Eine grandiose Szenerie bietet sich uns. Wir sind umringt von einem Kreis herrlicher Sechstausender. Wir kennen sie alle mit Namen, die meisten sind noch unbestiegen, von dieser Seite ist bisher sogar noch kein einziger erstiegen worden: Kariolung, Numbur, Pigpherago Shar, Panayo Tuppa, Teng Kangpoche und schließlich Kongde Ri. Zu ihm, dem östlichsten aus dieser Gruppe, wollen wir. Das Rätsel ist gelöst. Doch nur für einen Augenblick. Schon wieder ziehen Nebelschwaden von Süden herauf, hüllen uns langsam ein. Der Monsun steht vor der Tür. Kongde Ri, unser Berg, wir haben ihn gesehen und brechen auf. Ein Schuttkar folgt dem anderen, Eisflanken werden sichtbar, Grate verlieren sich im Nebel. Grob übereinandergetürmte Felsbrocken erschweren das Weiterkommen.

Langsam nur stolpern wir höher. Die Luft wird merklich dünner. Barfuß folgen unsere Träger durch Schutt und Blockwerk. Nirgends in dieser Steinwüste findet sich ein Platz zum Lagern. Wir erreichen einen Absatz. Ein Grat stellt sich empor, nach unten bricht der Fels jäh weg. Wie geht es weiter? Da, ein abschüssiges Schuttband! Es leitet in einen malerischen Kessel, in dessen Mitte ein kleiner, von Gletschern gespeister See sichtbar wird. Haben wir den Schlüssel zum ersehnten Ziel gefunden? Vorsichtig folgen wir dem schmalen Band zum See. Schnell errich-

ten unsere Sherpas die Zelte an diesem idyllischen Platz. Nach kurzer Rast steigen die Träger zum Basislager ab. Wir sind nun mit unseren vier Sherpas allein; allein auch mit unseren Gedanken, die zum Gipfel gehen, der irgendwo vor uns im Nebel steckt.

Am nächsten Morgen wölbt sich ein strahlend blauer Himmel über uns. Unser Zeltplatz ist von einer wildromantischen Bergkulisse umgeben. Das Herz schlägt uns höher, denn über uns leuchtet der Doppelgipfel des Kongde Ri in strahlendem Sonnenglanz. Doch den Zugang scheint uns eine glatte, wasserüberflossene Plattenwand vereiteln zu wollen. Über ihr baut sich, zu allem Unglück, ein mächtiger Hängegletscher auf. Ständig sind wir Zeugen, wie dort oben Eistürme zusammenbrechen und Eisbrocken über die Felsplatten krachend in die Tiefe stürzen. Bei solchem Schauspiel erklärt uns Pasang, daß er mit seinen Sherpas nicht über diesen gefährlichen Gletscher mitkommen werde. Was sollen wir tun? Ohne Zwischenlager sind die restlichen tausend Höhenmeter bei den gegebenen Schwierigkeiten nicht zu schaffen. Frühmorgens nämlich müssen wir — das wird uns schnell klar — die Wand unter dem gefährlichen Hängegletscher queren, wollen wir dem tödlichen Eisschlag entgehen. Doch dazu müssen wir unser Lager weiter nach oben verlegen. Sorge bereitet uns aber auch die unbeständige Witterung; denn der Nebel wallte ja bisher jeden Morgen aus dem Süden herauf. Nur mit Mühe können wir unsere Sherpas schließlich überreden, das notwendige Hochlager in einem Felskar direkt unterhalb des Hängegletschers zu errichten. Noch auf halbem Wege wollen sie umkehren, doch wir bleiben hart. Das Aufschlagen und Verankern der Zelte im steilen Kar ist mühsam und kraftraubend. Die dünne Luft macht sich immer mehr bemerkbar. Nur einer von uns, Franz Dürschmidt, scheint sie nicht zu spüren. Er präpariert bis zum späten Abend die Schlüsselstelle des Hängegletschers, eine 25 m hohe, fast senkrechte Eisschneise, für den morgigen Gipfelangriff. Eine innere Unruhe hat uns erfaßt. Werden wir morgen den Gipfel erreichen? Wird das Wetter den ganzen Tag anhalten, oder werden die drohenden Nebel alles verschleiern, wie die Tage zuvor?

Heute soll die Entscheidung fallen! Keine Wolke steht am Himmel. Im ersten Morgengrauen brechen wir auf. Unsere Zwölfzacker greifen gut auf dem harten Eis. Schnell queren wir auf einem waagrechteten Band, ständig von Eis- und Steinschlag bedroht, den oberen Rand des Plattenschusses. Die Eisnase wird dank der Stufen vom Vortag mittels einiger Eisschrauben gut überwunden. Der Gletscher legt sich zurück, in weitem Bogen umgehen wir die großen Spalten. Die Sonne ist aufgegangen; als uns schließlich die ersten Strahlen erreichen, halten wir kurz an. Eindrucksvoll ist der Rundblick auf die Lumding-Khola-Gruppe mit ihren Sechstausendern. Voll liegt das Sonnenlicht auf den gewaltigen Hängegletschern des Kariolung und den jähem Eisflanken des Numbur. Noch liegt die Wolkenwand, Vorbote des Monsuns, weit draußen im Süden.

In der oberen Gletschermulde des Kongde Ri müssen wir uns für einen der beiden Gipfel entscheiden. Wir wählen den O-Gipfel. Über eine von Felsplatten durchsetzte steile Eisflanke erreichen wir den SSO-Grat. Es ist eine wahre Freude, über diesen Blockgrat dem ersuchten Ziel näherzukommen.

Und dann stehen wir oben, schütteln uns stumm die Hände. Wir fünf sind glücklich, diesen Gipfel gemeinsam bestiegen zu haben. Ein klein wenig sind wir auch stolz, daß wir diesen Sechstausender als erste erstiegen haben. Ja „Kongde Ri“, dieser Name ist für uns wirklich faszinierend. Der Rundblick ist überwältigend. Uns gegenüber reckt sich der schlanke W-Gipfel in den Himmel. Nach Norden blickend erkennen wir tief unten einen großen Teil unseres Anmarschweges. In Gedanken ziehen wir noch einmal über den Trashi-Labtsa-Paß, erklimmen den Parchamo und steigen hinab nach Thame, das nun winzig zu unseren Füßen liegt, ziehen weiter nach Namche Bazar, diesem bekannten Sherpaort, und besuchen noch einmal das berühmte Kloster Tengpoché, hinter dem sich gewaltig der Mächtigste der Mächtigen, der Mt. Everest, erhebt. Der Gipfel ist frei. Frei sind auch die Gipfel von Lhotse, Amai Dablang und Makalu. Stolz ragen sie aus dem Wolkenmeer. In den Tälern brauen sich wieder die Nebel zusammen. Sie können uns nun nichts mehr anhaben. Die Lumding Khola hat ihr Geheimnis endgültig preisgegeben.



*Blick vom Kongde Ri (v. l. n. r.) auf Mt. Everest, Lhotse, Amai Dablang und Makalu*

*Foto: W. Reichhart*

### **Ein Tag über den Wolken**

*von Franz Dürschmidt*

29. Mai: In den Zelten zwischen Steinblöcken und Geröll unter den Eisflanken des Kongde Ri herrschte zufriedene Stimmung. Zwei Tage vorher hatten alle fünf „Sahibs“ gemeinsam den Kongde-Ri-Ostgipfel erstiegen. Doch an einem so strahlenden Morgen, noch dazu nach kräftigem, von unseren Sherpas zubereitetem Frühstück, fühlte ich mich für eine neue Tat angespornt. Ob wohl der gegenüberliegende, unserem Ostgipfel vorgelagerte Berg mit seinem Granit- und Firngrat erstiegen werden kann? Auch alleine? Aus dem Abstieg vom Lager, der Querung des unteren, blanken Gletschers und der Er-

kundung des Geländes hinter dem Gratsockel wurde bald ein Anstiegsplan. Ich hinterlegte überflüssige Ausrüstung und stellte mich auf die „Schnelle“ ein, wenn man in über 5000 m Höhe überhaupt schnell sein kann. Nach mühsamen Blockfeldern folgten leichte, plattige Felsen, dann eingelagerte Eisfelder, nicht zu steil und gut für Zwölfzacker. Jetzt nur noch ein kurzes, überdachtes Band, über dem die Eiszapfen herabhingen und hernach festes Blockgestein: Nun leitete ein Schneehang zum sonnigen Firnscheitel hinauf, weit über den Wolken der Lumding Khola. Wenige vorsichtige Schritte noch und ich stand auf einem neu erstiegenen Gipfel zum Abschluß unserer Kundfahrt. Es war gerade Mittag, als ich fast andächtig die Runde betrachtete: Mt. Everest, Makalu, unseren schneidigen



Kongde-Ri-Grat und den uns verwehrten Westgipfel. Lose Steinplatten luden mich förmlich dazu ein, trotz dünner Luft eine hohe Gipfelpyramide zu errichten. Von weit unten hörte ich meine Freunde rufen – also war ich nicht allein.

Nun aber hinab, die Wolken kommen höher! Ich zog es vor, mich in der Wärme nicht dem Steinschlag der Anstiegsflanke auszusetzen, sondern den direkten Granitgrat zu nehmen. Da war alles da: Platten, Risse, Kamine, Leisten zum Queren, Turmstufen, zwei Abseilstellen und zum Schluß – Nebel. Es mußte etwa vier Uhr nachmittags gewesen sein, als es Wiedersehen mit den Kameraden im inzwischen an den Gletschersee verlegten Zeltlager gab. „Dieser Berg heißt Kangkarmu, auf dem Du warst“ sagte Kadi, unser Expe-

ditionsleiter. „Er dürfte ungefähr 5800 m hoch sein“.

### **Gedanken eines glücklichen Pechvogels**

*von Helmut Schaefer*

„Ein Unglück kommt selten allein. Irgendwann muß aber auch die längste Pechsträhne wieder aufhören.“ Ersteres dachte ich während der Expedition bis zum 26. Mai. Der zweite Satz beherrschte meine Gedanken am 27. Mai, als wir um den Kongde Ri-Gipfel kämpften.

Voller Begeisterung, Zuversicht und Übermut ging es in Barahbise los. Die ersten Tage waren herrlich und unbeschwert. Man hatte uns gesagt, daß wir bis über 4000 m hinauf in Hausschuhen gehen könnten. Ergo hatte ich mir noch schöne, weiche Allroundstiefel einer bekannten Sportschuhmarke zugelegt. Die glänzend weiße und schwarze Lederlackierung hemmte jedoch die Luftzirkulation ungemein, und als es in das heiße Bhote Kosi-Tal hinunterging, hatte ich große Blasen an den Füßen. Das war am 29. April.

An den nächsten beiden Tagen ging ich hauptsächlich auf dem Außenrist meiner Füße. Am dritten Tag konnte ich aus anderen Gründen diese Taktik nicht mehr anwenden. Ich hatte nämlich einen fürchterlichen Durchfall bekommen und mußte mich deshalb in einer anderen Gangart bewegen.

Diese beiden Leiden trübten meinen Sinn für die schöne Landschaft erheblich. Über die Hängebrücken bewegte ich mich zwar sehr vorsichtig, weil wir wußten, daß zuerst die Brücke zusammenbrechen oder die Ketten reißen mußten, bevor in Nepal etwas repariert werden würde, auf den sonstigen Wegen ließ jedoch meine Konzentration nach. Mindestens zehn Mann liefen vor mir über den mit Bambusstangen befestigten Weg über eine steile Felsplatte. Vielleicht bin ich einen Zentimeter zu weit nach außen getreten, jedenfalls brach unter mir das Bauwerk zusammen und ich sauste mit Bambusstäben, schwarzer Erde und Steinen in das Flußbett hinunter. Das Bremsen mit den Händen bewirkte wenigstens so viel, daß ich mich nicht überschlug. Glück im Unglück war, daß am unteren Ende der Felsplatte inmitten kantiger Felsblöcke ein Busch stand, der meine

20-Meter-Fahrt aufhielt, Unglück im Glück war jedoch, daß dieser Busch ein Dornenbusch war.

Die nächsten Tage ging es mit dick verbundenen Händen weiter. Bei der hervorragenden Betreuung durch unsere Sherpas wäre dieses Handicap erträglich gewesen, zumal die Blasen an den Füßen allmählich heilten. Der Durchfall wurde aber schlimmer und beim Hantieren mit den bewußten Papierrollen konnte mir niemand helfen.

Beim Aufstieg zum Kang Pom Ri Hochlager ging es mir übel. Zum Durchfall kam Fieber. Pickel und Seil konnte ich auch noch nicht so recht halten. So mußte ich zusehen, wie die Kameraden bei besten Verhältnissen ihren ersten Himalaya-Gipfel bestiegen. Am nächsten Tag blieb mir nichts anderes übrig, als ins Tal abzusteigen, während die anderen neuen Gipfeln zustrebten.

Im Tal traf ich einen Arzt. Er verband meine Hände nochmals kunstgerecht, nachdem er sie mit einem hochwirksamen Präparat gesalbt hatte. Gegen den Durchfall verordnete er mir zwei völlig nahrungslose Tage sowie eine Menge schwarzer und brauner Pillen.

Ausgerechnet am nächsten Tag traf ich mit den Kameraden von der Bayerischen Himalaya-Fahrt zusammen. Mir quollen die Augen über, als ich Salami, Allgäuer Käse, Schokolade, Brot und Honig angeboten bekam. Es blieb nicht beim Überquellen der Augen. Der Durchfall überwältigte mich schon wieder beim Heimweg. Ich glaube, ich hatte damals schon die später festgestellten 18 Pfund abgenommen.

Auf den Trashi Labsta Paß kam ich ganz gut hinauf, die Leiden der vergangenen Tage hatten mich jedoch so mitgenommen, daß es für die Besteigung des Parchamo nicht mehr reichte. Ich war nun der einzige unserer Gruppe, der noch auf keinem Himalaya-Gipfel und überhaupt auf keinem Sechstausender war. Mich hat das sehr gewurmt. In den nächsten Tagen habe ich beim Schafkopfen oft gewonnen. Glück beim Spiel bedeutet also nicht nur Unglück in der Liebe sondern offensichtlich auch Unglück beim Bergsteigen. Gottseidank mußte ich in Thami und Namche Bazar den Chang und den Buttertee nicht allein trinken. Das Würgen der Kameraden ließ mich wieder an eine ausgleichende Gerechtigkeit glauben.

Schon kurz darauf überkamen mich wieder Zweifel. Als einziger hatte ich Flöhe. Mein Mitleid mit einer hübschen Sherpani, der ich während eines Schneesturms meinen Anorak geliehen hatte, wurde mir nämlich zum Verhängnis. Arglos hatte ich am nächsten Morgen Schlafsack und Anorak zusammen eingepackt. Die Folgen waren zwei schlaflose Nächte, die jedoch nicht mit freundlichen Gedanken an das hübsche Sherpamädchen ausgefüllt waren.

Am 20. Mai schrieb ich in mein Tagebuch folgenden Gefühlsausbruch: „Ich sitze hier auf einem grasigen Grat einige hundert Meter über Tengpoche und fühle zum ersten Mal in diesem Urlaub so etwas wie Zufriedenheit. Rechts von mir stehen gewaltig der Mt. Everest und der Lhotse, auf der anderen Seite ist ganz nah die Lumding-Khola-Gruppe mit unserem ersehnten Gipfel, dem Kongde Ri. Ich wünsche mir so sehr wenigstens diesen einen Gipfel und hoffe, bange und bete um diesen Berg. Vielleicht habe ich nach dem vielen Pech dieses Urlaubs auch mal Glück!“

Noch einige Male stellten sich beim Anmarsch zum Kongde Ri ernstliche Hindernisse in den Weg, die mich schon fast nicht mehr an eine glückliche Besteigung glauben ließen. Das Wetter wurde immer schlechter und wir befürchteten schon einen frühzeitigen Monsuneinbruch. Wir irrten im Nebel umher und sahen lange nicht unseren Berg. Schließlich sperrte eine unersteigliche Felsplatte den Weg zur Gipfelregion und die Sherpas weigerten sich, weiter hinauf zu gehen.

Als am 26. Mai abends der Dürschmidt Franz von einem Erkundungsgang zum Lager II zurückkam und berichtete, daß die so kriminell aussehende Schlüsselstelle ganz gut ginge, faßte ich wieder Zuversicht und mit grimmer Entschlossenheit erreichte ich am nächsten Tag gegen 14.30 Uhr den Gipfel, zwar als letzter der Seilschaft und ziemlich abgekämpft, aber froh und voller Begeisterung. Ich glaube, daß ich der glücklichste von allen war, denn es war mein erster Himalayagipfel, mein erster Sechstausender und meine erste Erstbesteigung.

*Anschrift des Verfassers:*

*Dr. Karl-Dieter Fuchsberger*

*D-8960 Kempten (Allgäu), Salzstraße 2*

## The High-Altitude-Dog

oder: Eine Himalaya-Viecherei

PIT SCHUBERT

Es ist Mode geworden, deutsche Begriffe zu amerikanisieren. Ob dies immer sinnvoll und angebracht ist, sei dahingestellt.

In Nepal aber, wo Englisch für Europäer die einzige Möglichkeit der Verständigung bildet, kann es — der zwingenden Notwendigkeit also folgend, nicht dem Modetrend — nicht ausbleiben, daß herausragende Ereignisse und Begebenheiten — für die Sherpas ebenso verständlich — kurzerhand mit englischen Begriffen bedacht werden.

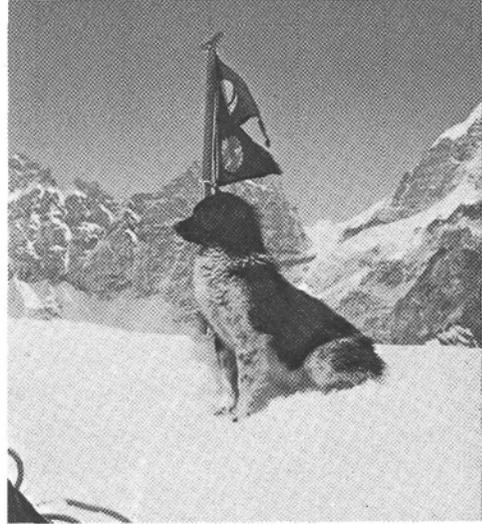
Und bemerkenswert und herausragend war unser High-Altitude-Dog gewiß, dem wir erst später diese Auszeichnung zukommen ließen. Anfangs nannten wir ihn ganz einfach „Gugur“, was in der Sherpa-Sprache (nahezu reines Tibetisch) so viel wie Hund bedeutet.

In Lukla, einem winzigen Sherpa-Dorf mit einer noch winzigeren Buckelpiste als Flugplatz, waren wir nach einer recht halsbrecherischen Landung einem kleinen Flugzeug entstieg, das diese Landung wunderbarerweise überstanden hatte. Hier hatte dieser Gugur sich zu uns gesellt (wir = 21köpfige Trekkinggruppe des DAV, unterwegs in das Everest-Gebiet, verstärkt durch einen Sirdar, 12 Sherpas und 73 Lastenträger).

Keiner wußte oder konnte später so recht ergründen, woher unser Gugur eigentlich stammte; er war halt plötzlich in Lukla aufgetaucht, diese Mischung verschiedener Rassen, in der sich alle guten Eigenschaften seiner Vorgänger vereinigt zu haben schienen.

Was lag näher als ihn bald zum Maskottchen unserer Gruppe zu machen, nicht ahnend, daß er die Rolle eines Maskottchens bald übertrumpfen sollte.

Anfangs kümmerten wir uns nicht weiter um ihn. Es schien ihm Spaß zu machen, mit uns durchs Land zu ziehen und von unserem Proviant zu leben. Sicher nie in seinem Hundeleben zuvor hatte er wohl jemals Bis-



Gipfelbezwinger High-Altitude-Dog, namens „Gugur“, kurz nach seinem Aufsehen erregenden Sieg auf dem Gipfel des 5600 m hohen Luza-Peak im Solo-Khumbu (Mt. Everest-Gebiet).

Foto: P. Schubert

quits bekommen oder ungarische Salami oder gar Marzipanschokolade. Seiner schwächlichen Statur nach zu urteilen, muß er bislang uns bescheidene tägliche Brot sicher stets gerungen haben. Um so dankbarer zeigte er sich. Diese Dankbarkeit ging so weit, daß er sich nachts in die Zelte schlich — jede Nacht in ein anderes — und die Zeltinsassen sich dann anderntags über juckende Bisse am ganzen Körper beklagen durften. Bei diesen war unser Gugur dann nicht mehr ganz so beliebt.

Wir erreichten das berühmte Sherpa-Dorf Namche-Bazar. Klar, daß wir Namche kennenlernen mußten. Klar, daß auch unser Gugur dies tat. Er dehnte im Gegensatz zu uns, die wir in knapp 4000 m Höhe eine ausgedehnte Nachtruhe nötig hatten, seinen sicher nicht ganz frei von erotischen Bedürfnissen gelenkten Bummel über die ganze Nacht aus. Anderntags, wir vermißten ihn schon, tauchte er, seiner Pflicht bewußt, uns nicht unbewacht durch seine Lande streifen zu lassen, kurz vor Aufbruch wieder auf. An diesem Tag sahen wir ihn dann recht häufig ausrasten.

Tage später machten wir uns an die Besteigung eines ersten vergletscherten Fünftausenders. Klar, daß auch unser Gugur mit

von der Partie war — bis ins Hochlager (5100 m), wie wir glaubten. Doch als wir uns anderntags für den Gipfelanstieg mit Seil, Steigeisen und Pickel bewaffneten, machte unser Gugur keinerlei Anzeichen, im Hochlager auf uns warten zu wollen. Vorsorglich hielt ich eine Reepschnur parat. Doch über jede Seil- oder Reepschnursicherung völlig erhaben marschierte Gugur uns teilweise sogar voraus, alle Gletscherspalten vorsichtig umgehend. Später wurde es steiler. Er wartete auf uns, sich sicher nicht ganz darüber im klaren, ob es wirklich da hinauf ginge. Wir packten kurzerhand die Eisfläche mit unseren Zwölfsackern, neugierig, was unser Gugur wohl tun würde. Der aber hatte die Gefährlichkeit des Eisanstiegs sofort erkannt und kletterte zwischen beiden Dreierseilschaften von Steigeisenstufe zu Steigeisenstufe, die eine Seilschaft vorauslassend, damit er sich nicht verlaufen konnte, die andere Seilschaft hinter sich wissend für den Fall, daß er doch mal straucheln sollte. So hätte er sich in den nachfolgenden sechs Beinen sicher noch fangen können. War es weniger steil, ließ er auch mal alle vor, sicher in der Hoffnung, es könnte doch mal einer schlapp machen, und er könnte sich so bei ihm ausrasten. Wahrscheinlich wußte unser Gugur nichts von der Vermehrung der roten Blutkörperchen in großen Höhen und davon, daß man in eben solchen großen Höhen langsam aber gleichmäßig gehen soll. Mal war er vorn, mal war er hinten, wie es eben Hunde überall auf der Welt zu tun pflegen. Daß es ihn offensichtlich nicht an seinen Pforten fror, war für uns unbegreiflich.

Kurz vor dem Gipfel muß ein besonders schmaler Firngrat tänzelnd überwunden werden. Heiner, Seilzweiter in der zweiten Seilschaft, hatte nichts übrig für ausgesetzte Firngrate, wie ihm überhaupt jedewede Ausgesetztheit, ob im Fels oder im Eis, furchtbar zuwider war. Am Beginn des Firngrates angekommen, schlug Heiner beide Hände vor dem Gesicht zusammen. „Da hinüber? Ich? Niemals!“ Und nicht mit vielen guten Worten war Heiner zu bewegen, den Grat anzugehen. Da schien es dem Gugur ganz hinten wohl zu langsam vorwärts zu gehen. Er schlängelte sich durch alle sechs Beine der zweiten Seilschaft hindurch und spazierte vergnügt und mit dem Schwanz wedelnd

über den Firngrat. Ob dieser Kühnheit vergaß sogar Heiner seine Mutlosigkeit, und wenig später standen wir dann alle vereint auf dem Gipfel (5600 m). Der Freude, daß nicht nur wir, sondern auch unser Gugur es geschafft hatte, Ausdruck verleihend, ließen wir uns mit nepalesischer und bundesrepublikanischer Fahne, wie sich das so gehört, und unserem Gugur auf den Schultern fotografieren, was leider auch für uns nicht ohne beißende Folgen bleiben sollte.

Später hatten wir auch einen 5400 m hohen Paß zu überqueren, ausgerechnet bei Schneesturm, was aber auch Gutes mit sich brachte — oder besser — Schlechtes von uns abwendete: Flöhe scheinen Minustemperaturen auf die Dauer nicht zu vertragen.

Unser Gugur aber sollte nicht die einzige Viecherei auf unserem Trip zum Everest bleiben. Fines Abends, es fing gerade an zu schneien und Träger, Sherpas und Sahibs saßen dicht gedrängt im Messezelt, brachten Träger zwei junge Wölfe an, die sie beim Suchen nach trockenem Holz unter einem Felsen hervorgezogen hatten. Es waren zwei putzige, kleine Wollknäuel, die uns nach dem Willen der Sherpas fortan begleiten sollten. Unser Gugur betrachtete die Wollknäuel keineswegs als Konkurrenz. Er war nach seinem aufsehenerregenden ersten Gipfelsieg über die Rolle eines Maskottchens hinausgewachsen. Oder war es die im Buddhismus verbreitete Toleranz gegenüber jedem Lebewesen, die ihn dazu verpflichtete? Jedenfalls, Wölfe und Hund vertrugen sich bestens im Gegensatz zur bekannten Lehrmeinung der Zoologen.

Unsere jungen Wölfe bekamen Porridge wie wir, jeden Morgen, nur daß er ihnen nach vierzehn Tagen nicht zu den Ohren herauskam. Sie bekamen gehacktes Yakfleisch, wie wir, was für ihre scharfen Zähne beinahe zu zäh war. Wir quälten die unserigen schon wochenlang damit. Sie wurden in Daunensachen gehüllt und waren fortan die erklärten Lieblinge aller Teilnehmer.

Doch damit nicht genug. Die Viecherei ging noch weiter. Abgesehen von den bereits zitierten Tierchen, die so unangenehm zwicken können und sich so schlecht einfangen lassen, nannten wir bald einen Yak unser eigen. Das mitgeführte Fleisch war zur Neige gegangen, und so hatten wir einem unge-

wöhnlichen Rat der Sherpas (lamaistischer Buddhismus, Vermeidung der Tötung jeden Tieres) und dem eigenen Erhaltungstrieb folgend solch ein wild aussehendes Viech (laut Brehm's Tierleben: Tibetischer Grunzochse) gegen gutes Geld erstanden. Das arme Viech wurde zuvor noch als Tragtier genutzt und derart beladen, daß es unser durch asiatische Umwelt gewiß schon etwas strapaziertes Mitgefühl beinahe noch erbarmt hätte.

Fortan genossen wir wieder das berühmte Yakfleisch, das so berühmt zu sein scheint, daß es im Kochtopf niemals weich wird. Nach elf Tagen aßen wir noch immer von unserem Yak, womöglich die zwölfte Inkarnation dieses Viechs.

Später folgte ein harter Tag, an dem sich unser Gugur allerhöchste Lorbeeren verdienen sollte. Julien, einer der ausdauerndsten Teilnehmer und ich wollten einen 5700 m hohen Paß erkunden. Zeitig gings los. Gugur war dabei. Es sollte ein elend langer Anstieg werden, 1600 m hinauf und mindestens 1200 m wieder herunter, ungefähr da beginnend, wo in unseren heimischen Alpen ein stolzer Viertausender zur Gipfelrast einlädt. Gegen Nachmittag, kurz vor dem Paß, zog es zu, es fing an zu schneien. Schon waren wir am Umkehren, denn die Ungewißheit, wie lang wohl im Schneetreiben unsere Spur zu finden sein wird, hinterließ kein sonderlich angenehmes Gefühl. Doch dann packte uns — wie nicht selten bei Bergsteigern zu beobachten — wider alle Vernunft der Ehrgeiz. Wir wollten doch wissen, was mit dem Paß ist. Geht er oder geht er nicht?!

Wir erreichten schließlich in dichtem Schneetreiben den Paß und konnten beruhigt feststellen: „Übergang möglich.“

Doch dann gab es nur noch ein schnelles und hastiges Zurück. Der Schneesturm hatte die Spur längst verweht, Nebel ringsum, und der Kompaß lag im Basislager.

Nun aber sollte Gugurs große Stunde schlagen. Mit der Nase tief im Schnee, oft schauten nur noch die Ohren heraus, sicher, alle Spalten sorgsam umgehend, uns immer mindestens 20 m voraus, führte Gugur uns souverän aus dem Gletscherlabyrinth. Verständlich, daß wir mit Dankesworten nicht sparten, und Gugur legte sich — wie er es immer zu tun pflegte, wenn ihm jemand Dank und Anerkennung zu zollen hatte — auf den

Rücken und ließ sich den Bauch kraulen.

Um Gepäck zu sparen hatten wir uns am Morgen richtig vollgeessen, was bis zum späten Abend reichen sollte (es soll unter Bergsteigern sogenannte Kameltypen geben). Folglich mußte auch unser Gugur darben, vor allem auch deshalb, weil er von unserem Plan nichts geahnt und sicher geglaubt hatte, die seinen Verhältnissen nach üppige tägliche Verpflegung würde auch diesmal nicht ausbleiben. Inzwischen knurrte uns dreien der Magen. Als wir dann endlich tiefer kamen, es aufriß und das Schneetreiben doch einige Sicht versprach, ließ wohl auch alle Anspannung in uns nach, und ein menschliches Rühren machte sich bemerkbar. An geeignetem Platz gaben wir unserem Drang nach sehr zur Freude unseres Gugur. Er mußte mächtig Kohldampf geschoben haben, unser Gugur, solchen Heißhunger hatte er. Wenig später waren seine Barthaare deutlich braun gefärbt. Unserer Bewunderung für Gugur folgte eine kurzzeitige Distanzierung, was ihn sichtlich unangenehm berührt haben muß. Halten wir ihm zugute, daß er nicht wissen konnte, daß die Menschen auch in Grenzsituationen sich von einmal Verdautem recht schnell und unproblematisch zu trennen pflegen.

Zum Schluß aber sollte uns unser treuer Gugur doch noch untreu werden. War es die Verderblichkeit der für ihn überreichlichen Verpflegung oder waren ihm unsere europäischen Reinlichkeitsmanieren inzwischen zuwider, unser Gugur erlag im weltberühmten Lamakloster Tengboche den verführerischen Reizen einer Hündin.

Sollten Sie einmal ins Sherpaland kommen, so ist es gewiß nicht allzu abwegig, daß Sie dem weitgereisten, himalayabewährten und gipfelsieggewohnten High-Altitude-Dog, namens Gugur, begegnen. Sagen Sie ihm einen schönen Gruß von uns und, daß er uns nach gemeinsamem dreiwöchigem Kampf mit den Bergen der Welt zum Schluß doch noch untreu geworden ist, das hätten wir ihm alle beinahe übel genommen.

Aber nur beinahe.

*Anschrift des Verfassers:*

*Pit Schubert,*

*D-8152 Feldkirchen (b. Westerham),*

*Jägerstraße 14*

## Hochalmen im Nepal-Himalaya

CHRISTIAN KLEINERT

Nur wenigen Himalaya-Besuchern wird bewußt, daß ein großer Anteil des Areal zwischen Baumgrenze und Vegetationsgrenze im Himalaya intensiv genutztes Almgebiet ist. Expeditionen und Touristengruppen, die sich fast ausschließlich in der klimatisch günstigen, niederschlagsarmen, Zeit während des Herbstes oder im Frühjahr im Hochhimalaya aufhalten, sehen nichts vom Weidebetrieb auf den Hochalmen, der sich auf die warmen Sommermonate während der Regenzeit (Juni bis September) beschränkt. Über die Alm- und Weidewirtschaft bei den Sherpas im Khumbu-Gebiet am Fuß des Mount Everest ist bereits mehrfach berichtet worden (Hagen, Fürer-Haimendorf, Heuberger, Haffner). Ich möchte mich daher in diesem Aufsatz auf die Beschreibung des Siedlungsbildes und der Almhäuser auf den Hochalmen der Sherpas beschränken und diese mit den Hochalmen im weiter westlich gelegenen Annapurna- und Dhaulagirigebiet vergleichen. Die Karte (Abb. 1) gibt eine Übersicht über die behandelten Gebiete.

### Khumbu

Die oberhalb der Waldgrenze gelegenen Hochweiden im Khumbu werden erst nach Monsunbeginn im Juni für etwa 3 Monate während der Regenzeit aufgesucht, neben Jaks und Dzos<sup>1)</sup> werden dabei auch große Schaf- und Ziegenherden auf die Almen getrieben. Die Hochalmen (tibetisch „yersa“<sup>2)</sup>) liegen durchweg in Höhen über 4000 m, die höchsten Almsiedlungen sind Lobuche (4930 m) am Khumbugletscher und Gokyo (4750 m)<sup>3)</sup> am Ngozumpagletscher.

Die Weidewirtschaft in den Khumbu-Hochtälern erinnert an die Almwirtschaft in den Alpen. Der jahreszeitliche Klimawechsel zwischen warmer sommerlicher Regenzeit und kalter winterlicher Trockenzeit führt zu einer Wanderwirtschaft auf engstem Raum. Zu vielen Sherpadörfern im Khumbu gehören tiefer gelegene Filialdörfer und höher ge-

legene Almen. Die einzelnen Familien besitzen in den verschiedenen Höhenlagen mehrere Häuser, die je nach der Jahreszeit bewohnt werden. Diese Art der Wanderwirtschaft finden wir in vielen Hochgebirgstälern des Nepal-Himalaya, besonders dort, wo die Wirtschaftsflächen in Ortsnähe nicht ausreichend sind (Sangda im Bereich des oberen Kali Gandaki und Ringmo im Dolpo — beides in Westnepal — zeigen ganz ähnliche Verhältnisse). Im Vergleich mit den Alpen erinnert diese Wirtschaftsform an eine ähnliche Wechselweidewirtschaft, wie sie noch heute in vielen Alpentälern anzutreffen ist, beispielsweise im Wallis.

Die Anlage der höchsten Almen im Everestgebiet inmitten einer großartigen Hochgebirgswelt ist äußerst eindrucksvoll. Trockenmauern, die aus Lesesteinen und Moränenblöcken gefügt sind, teilen Mähwiesen zur Heugewinnung, Jungviehgehege und Kartoffeläcker (bis in 4500 m Höhe) vom übrigen Almareal ab. Die Almhäuser — bis zu 30 Häuser auf einer Alm — sind in das Trennsystem dieser Trockenmauern mit einbezogen und fügen sich mit diesen zu einer geschlossenen baulichen Gesamtstruktur, die sich als Kulturinsel intensiver Bodennutzung deutlich aus dem umliegenden extensiv genutzten Weideglände heraushebt. Die höchsten Jakalmen, Lobuche und Gokyo, liegen bereits höher als die Gletscherzungen des Khumbu- bzw. Ngozumpagletschers. Verglichen mit den höchsten Almen im alpinen Bereich (Alp Lona im Wallis, 2650 m) reicht der Siedlungsbereich im Everestgebiet also fast 2300 m höher hinauf (Lobuche, 4930 m). Die meisten Almhäuser im Khumbu sind nur eingeschossig oder — in Hanglage — halbseitig unterkellert. Die Wände bestehen aus unverputztem Bruchsteinmauerwerk. Nach oben wird das Haus durch ein flachgeneigtes Satteldach abgeschlossen. Wegen der Lage oberhalb der Baumgrenze sind die Dächer nicht mit Schindeln wie in den Hauptdörfern sondern im allgemeinen mit Steinplatten gedeckt. Abb. 2.

Im Vergleich mit den sehr gepflegten und

<sup>1)</sup> Kreuzung zwischen Jak und Rind

<sup>2)</sup> nach Fürer-Haimendorf

<sup>3)</sup> alle Höhen nach der Karte von Erwin Schneider

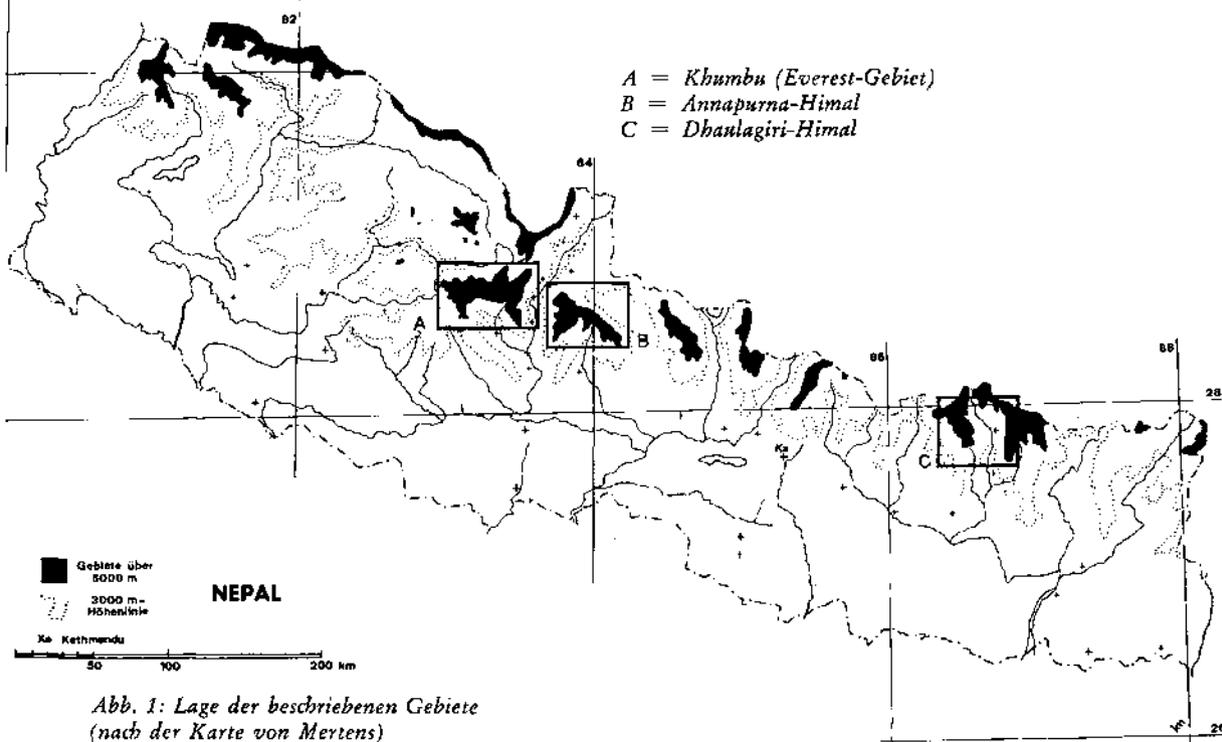


Abb. 1: Lage der beschriebenen Gebiete  
(nach der Karte von Mertens)

durchweg zweigeschossigen Sherpahäusern in den Hauptdörfern machen diese Almhäuser einen geradezu bescheidenen Eindruck und sind viel weniger aufwendig in Bauweise und Innenausstattung. Verglichen mit anderen Gebieten und anderen Volksgruppen in Nepal sind diese gemauerten Almhäuser der Sherpas, die sich auch in den dem Khumbu benachbarten Sherpasiedlungsgebieten finden, jedoch die entwickeltste Form der Almhütte im gesamten Nepal-Himalaya. Bei allen anderen Volksgruppen Nepals, die Weidewirtschaft im Hochgebirge betreiben, beschränkt sich die Almhütte auf einen Mauerwerkssockel oder eine einfache, nur einen Stein hohe Einfassung, die nur während der Benutzungszeiten im Sommer mit gebogenen Bambusstäben und darüber gelegten Matten oder Wolldecken geschlossen wird.

#### Annapurna-Himal

Einige Beispiele dieser Art zeigen die Abb. 3 und 4 aus dem Bereich des Annapurna-Himal. Die Almhütte (Abb. 3) in 4200 m Höhe auf dem südexponierten Hang des Marsyanditals bei Thonje ist typisch für die temporäre Sommerhütte der Almhirten in die-

sem Gebiet (Gurungs, ein Volksstamm, dessen Kerngebiet im Bereich der Annapura-Südseite liegt). Eine eingeebnete Stelle im steilen Hang ist auf der Bergseite durch eine Trockenmauer gesichert. Ein Ständerwerk von Rundhölzern bildet das einfache Traggerüst. Auf Bambusstreben werden darüber während der Zeit der Benutzung verfilzte Wolldecken aus Jak- oder Ziegenwolle in Form eines einfachen Zelt-daches gelegt.

Stabiler sind die Früh- und Spätsommerhütten, dem alpinen Maiensäß entsprechend, auf halbem Weg zwischen Hauptdorf und Hochalm (Abb. 4). Schulterhohe Wände aus Trockenmauerwerk (Lesesteine) tragen ein mit Schindeln gedecktes Satteldach. Der Abstand zwischen Mauerkrone und Dachaufsatz gewährleistet ein einwandfreies Abziehen des durch die offene Feuerstelle verursachten Rauchs. Diese Waldalmen, die als Zwischenstufe zwischen Dorf und Hochweide beim Almauftrieb und Abtrieb für jeweils 2–3 Wochen aufgesucht werden, liegen etwa in 3000–3500 m Höhe in Form von Rodungsinseln im geschlossenen Waldgürtel. Auch im Winter finden gelegentliche Pendelwanderungen zwischen Dorf und Waldalm statt, wobei durch Laubfütterung Engpässen im Fut-



Abb. 2: Ganglha, 4500 m, Jakalm im Khumbu am Fuß des Ngozumpa-Gletschers.

Foto: Ch. Kleinert

terhaushalt während der Trockenzeit begegnet wird. Der Höhenunterschied zwischen Hauptdorf in 2000–2400 m Höhe und 4200 m hochgelegener Hochalm ist entscheidend für die Notwendigkeit der Zwischenstationen. Im Khumbu, wo die Dörfer bereits wesentlich höher liegen (zwischen 3400 und 3800 m) ist die Einrichtung von solchen Voralmen dagegen nicht erforderlich.

#### Dhuala-Himal

Die letzten Beispiele dieser Reihe stammen aus dem Bereich der Durchbruchschlucht des Kali Gandaki durch die Himalayahauptkette. In nur 2500 m Höhe durchbricht der Fluß zwischen den nur 35 km voneinander ent-

fernten Achttausendern Dhaulagiri und Annapurna die Gebirgskette. An den Talhängen findet sich auf engstem Raum ein Stockwerksaufbau der Landnutzungsformen von den Anbauflächen in der Nähe des Hauptdorfs am Handelsweg von Tibet nach Indien über Nebensiedlungen mit Äckern und Weideflächen im Bereich mäßig feuchter Nadelwälder bis zu Almen und Hochweiden am Fuß der Gletscher in 4000–5000 m Höhe. Die Wirtschaftsareale eines Dorfes umfassen in der vertikalen Stufung der verschiedenen Nutzungszonen Höhenunterschiede über 2000 m, unter Einbeziehung der Winterquartiere auf der Himalayasüdseite ergäbe sich sogar ein Höhenunterschied von mehr als 4000 m zwischen den einzelnen Stationen der jahreszeitlichen Wanderungen.

Oben: Abb. 3; Hochalm in 4200 m Höhe im Marsyandital gegen die Nordseite der Annapurnakette. Von links: Lamjung Himal (6985 m), Annapurna II (7937 m), Annapurna III (7577 m) und Gangapurna (7426 m).

Bambusmatten oder Jakwolldecken schließen die Hütte während der Benutzungszeit im Sommer. In den übrigen Monaten bleibt nur das Holzgerüst stehen.

Unten: Abb. 4; Almhütte auf einer Waldalm (Rodungsinsel) im Gebiet der östlichen Annapurnagruppe. Umfassungswände aus Stein, darüber schindelgedecktes Satteldach. Im Hintergrund Annapurna II von NO über dem Marsyandital.



Fotos:  
Ch. Kleine

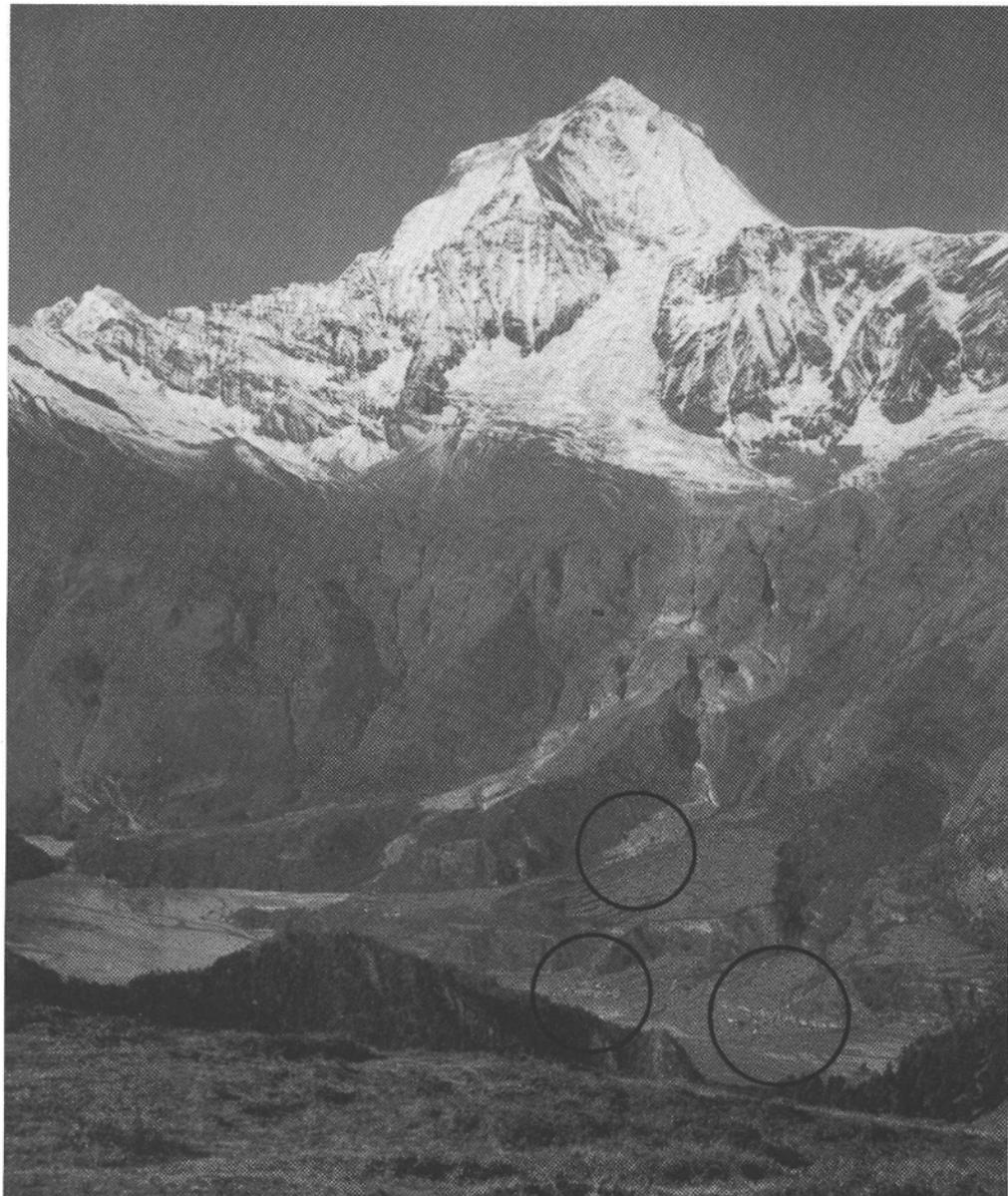
Die Abb. 5–7 zeigen einen Überblick und die beiden Höhenstufen der Almweiden im Dhaulagirigebiet. Vom Almgelände in etwa 4000 m Höhe unter den Nilgiris (7032 m)<sup>4)</sup> geht der Blick über das Kali Gandaki Tal hinüber zur fast 6000 m hohen Ostflanke des Dhaulagiri (8172 m). Am Rande der Schwemmfächer von Seitenflüssen und auf alten Verschüttungsterrassen liegen die Siedlungen (im Kreis) über dem Kali Gandaki, der hier auf einem flachen Talstück in voller Breite die Talsohle aufschottert. (Abb. 5) Über einer etwa 1500 m hohen, zum Teil bewaldeten Zone steiler Hänge befindet sich eine breit entwickelte alpine Mattenstufe auf den feuchteren Hängen am Fuß des Dhaulagiri-Ostgletschers. Die größere Feuchtigkeit dieser Höhenstufe erklärt sich aus der starken konvektiven Wolkenbildung, die fast täglich in dieser Höhe an den Talhängen zu beobachten ist.

Die in dieser Stufe aufgenommene Almhütte (Abb. 6) unter den Nilgiris zeigt einen ähnlichen Aufbau wie die zuvor beschriebene Hütte über dem Marsyandi auf der Annapurna-Nordseite: Im Windschutz einer Trockenmauer ist ein halbtonnenförmiges Gerüst aus Holzstangen und Bambusstreben aufgestellt, das die Regenhaut aus Jak- und Schafwolldecken trägt. Im allgemeinen werden im Laufe einer sommerlichen Bewirt-

schaftsperiode mehrere dieser Almplätze mit solchen einfachen Hütten nacheinander aufgesucht, wobei die Verweildauer an den einzelnen Plätzen nur 2–3 Wochen beträgt. Diese kurze Benutzungsdauer, die durch das beschränkte Almgelände im Bereich der einzelnen Hütten zu erklären ist, ist sicher ein Hauptgrund für den provisorischen und wenig ausgebauten Charakter dieser Almsiedlungen, die eher als Durchgangsstationen einer Wechselweidewirtschaft bezeichnet werden könnten.

Die höchste Stufe im Stockwerksaufbau dieser Wechselweidewirtschaft im Annapurna- und Dhaulagiri-Himal liegt unmittelbar unter den Gletschern der Hochgipfel (Abb. 7). Der knapp 5000 m hoch gelegene Talboden des „Hidden Valley“ im Norden des Dhaulagiri dient während der Monsunmonate als Hochweide für einige hundert Jaks. Die zu diesen Hochweiden gehörende Sommersiedlung in 4750 m Höhe besteht aus einfachen Steineinfassungen für etwa 10 temporäre Hütten. Trockenmauern als Windschutz und eingeebnete Flächen mit Feuerstellen, von einem kniehohen Mauerwerksockel eingefasst, sind die einzigen ständigen Zeugen dieser Almsiedlung. Diese bescheidenste Form einer temporären Siedlung an der Obergrenze der Ökumene ist die einfachste Form der Sommersiedlung überhaupt.





Oben: Abb. 5; Blick von den Jakalmen unter den Nilgiris auf die knapp 6000 m hohe Ostflanke des Dhaulagiri. Oben Dhaulagirigipfel (8172 m) und Ostgletscher. Jakalmen in 4000 bis 4500 m Höhe auf den flacheren Hängen unterhalb des Gletschers. Unten der 2500 m hohe Talboden des Kali Gandaki mit den Orten Naurikot, Larjung und Gobang.

Seite 126: Abb. 6; Almhütte in 3800 m Höhe unter dem Nilgiris. Das im Winter aufgenommene Bild zeigt die als Winterschutz aufgerichtete Trockenmauer und das Gerüst der Almhütte aus gebogenen Bambusstangen. Durch das Schließen mit Wolldecken während des Sommers entstehen halbtönenförmige, zeltähnliche Hütten.

Fotos: Ch. Kleinert



Abb. 7: Dhaulagiri-Nordwand (8172 m) über dem 4950 m hohen Talboden des „Hidden Valley“. Monsumaufnahme, Ende August. Die schwach ausgebildete alpine Mattenstufe ermöglicht die Nutzung des Talbodens als Hochweide von Ende Juni bis Mitte August.  
Foto: Ch.Kleinert

### Zusammenfassung

Die wenigen gezeigten Beispiele von Almsiedlungen im östlichen und zentralen Nepal-Himalaya stellen nur eine kleine Auswahl dar. Als Sonderformen müssen die ganzjährig bewohnten Zeltlager tibetischer Flüchtlinge (bis auf 4700 m Höhe) und die massiven Almhäuser der Schweizer Entwicklungshilfe im Langtang-Tal nördlich von Kathmandu genannt werden. Schon die wenigen hier beschriebenen Beispiele verdeutlichen, daß der Mensch auch im Himalaya auf unterschiedlichste Weise mit den harten Lebensbedingungen an der oberen Grenze des Siedlungsraums fertig geworden ist: Im Everest-Gebiet finden wir sauber eingefasste Alm-areale mit durch Moränenblockmauern abgeteilten Mähwiesen, Kartoffeläckern (bis auf 4500 m Höhe) und stattlichen Steinhäusern — im Dhaulagiri-Himal bescheidenste Spuren menschlicher Sommersiedlungen, die nur rudimentäre Bausubstanz aufweisen, während der größte Teil der Behausung nur für die kurze Zeit der sommerlichen Almbewirtschaftung aus dem Hauptdorf mitgebracht

und für einige Wochen auf der Hochalm installiert wird.

### Literatur:

- 1) Fürer-Haimendorf, C.: The Sherpas of Nepal, London 1964
- 2) Haffner, W.: Ostnepal, Grundzüge des vertikalen Landschaftsaufbaus, Khumbu-Himal, Bd. 1, S. 389—426, München 1967
- 3) Hagen, T.: Nepal, Bern 1960
- 4) Heuberger, H.: Der Weg zum Cho Oyu. Kultur-geographische Beobachtungen in Ostnepal, Mitt. der Geogr. Gesellschaft Wien, 98: 1—28
- 5) Kleinert, Ch.: Klima und Bauform am Beispiel Nepal, Bauwelt 1973, Heft 5
- 6) ders.: Haus und Siedlungsformen im Nepal-Himalaya, Diss. Aachen 1972
- 7) Nitz, H. J.: Formen bäuerlicher Landnutzung und ihre räumliche Ordnung im Vorderen Himalaya von Kumaon, Heidelberger Geogr. Arbeiten, Heft 15, 1966
- 8) Uhlig, H.: Typen der Bergbauern und Wanderhirten in Kashmir und Jaunsar Bawar, Köln 1962, Abh. Dtsch. Geographentag

*Anschrift des Verfassers:*  
Dipl. Ing. Christian Kleinert,  
D-58 Hagen, zur Höhe 35

# Expeditionen — ein Appell an die Humanität

ALEXANDER GREGORY

*Dem Anliegen, durch geeignete Beiträge Einsicht, faires Interesse und Verständnis für Kultur, Religion, Brauchtum und Lebensverhältnisse der Gastgebervölker unserer Kundfahrer und Expeditionsteilnehmer zu vermitteln, sollen auch — wie schon der vorbergehende Christian Kleinerts über die Hochalmen Nepals — die beiden folgenden Aufsätze von Alexander Gregory und Hermann Warth dienen. Selbstverständlich sind wir uns bewußt, daß sich die Probleme der wirtschaftlichen und soziologischen Infrastruktur Lateinamerikas nicht in zwei Aufsätzen von wenigen Seiten letztgültig darstellen lassen. Ebenso selbstverständlich sollen diese Beiträge den Leser nicht auf eine bestimmte politische Betrachtungsweise dieser Probleme festlegen. Es geht lediglich um die — eigentlich selbstverständliche — Forderung an die, die Auslandsbergfahrten unternehmen, sich mit solchen Problemen auseinanderzusetzen und wohl auch im Rahmen des möglichen Verantwortung zu empfinden, ähnlich wie die Gründer des Alpenvereins Verantwortung empfunden haben für die Bevölkerung der Alpentäler, die sie bereisten (siehe dazu Prof. Mann: „Das Gesetz der Stiftung“, Seite 13).*

*Alexander Gregory hat diese Forderung formuliert. Der Beitrag von Hermann Warth, den wir der ausgezeichneten Broschüre über die Augsburgsburger Andenkundfahrt '72 entnommen haben, soll als Beispiel dafür stehen, wie sehr wohl der Großteil unserer jungen Expeditionsbergsteiger durchaus von dem geforderten humanen Verantwortungsbewußtsein erfüllt ist.*

Der Leiter einer Brasilien-Expedition umschrieb deren Ergebnis damit, daß sie „unser Land in der lateinamerikanischen Welt wieder einmal gut ins Gespräch gebracht hat“. Er ist der Meinung, daß „Brasilien mit seinem unleugbaren und überall bemerkbaren wirtschaftlichen Aufschwung ein sehr interessanter, lohnender und aufnahmefähiger Markt für unsere heimischen Erzeugnisse wäre, der entsprechend Aufmerksamkeit verdient“.

Diese Äußerung, die der Tendenz nach nicht einmalig ist, veranlaßt mich, das übliche Selbstverständnis von Expeditionen einmal zu untersuchen.

I. Die meisten Expeditionen werden in irgendeiner Weise gerühmt. In den zwanziger Jahren sprach man vom „Kampf opferbereiter, todesmutiger, selbstloser Bergsteiger, die die letzten weißen Flecken auf dieser Erde erschließen“. Man rechtfertigte das Bergsteigen schon aus der spielerischen Freude daran als Hauptantrieb. Darüberhinaus pries man den Nutzen für Wissenschaft und Forschung, für „Stählung des Leibes, Schulung des Willens, Veredelung des Gemütes“. Auch in jüngsten Expeditionsberichten braut man Geleitworte wie: „Der Mensch ist stets darum bemüht, die Geheimnisse der Welt, in der er

lebt, zu enträtseln, die Zusammenhänge zu erkennen und die Weite von Raum und Zeit zu erforschen. Als Initiative zu neuen Entdeckungen fand die . . . Expedition statt. Sie wurde ein großer Erfolg. Ein kleiner weißer Fleck auf der Landkarte hat Konturen bekommen. Es ist zu begrüßen, daß ein solches Wagnis einiger weniger nicht in Vergessenheit gerät. . . .“

II. Manchmal werden Auswüchse des Expeditionsalpinismus auch gescholten: Teure Expeditionen hätten immer weniger mit wahren Bergsteigen zu tun. Tatsächlich hängt dabei der Erfolg auch vom technischen Aufwand ab — also letztlich von Geld. Das Naturerlebnis, der Kontrast zum Leben in der großstädtischen Zivilisation, wird abgeschwächt. Die Teilnehmer leben in ihren Zeltstädten, vergraben in vielen Tonnen Proviant und Ausrüstung. Ihr Ausblick auf gestapelte Konserven und Pappschachteln gleicht dem zu Hause auf Wohnblöcke, Regale und Kühlschränke. Ihre Kleidung ähnelt einem Raumanzug — ohne direkten Kontakt zu Fels und Eis. Bald werden Raupenfahrzeuge zur Grundausrüstung einer Expedition gehören. In der teuren Schlacht um neue Himalaya-Anstiege wird die

„Etappe“ und nicht die „kämpfende Truppe“ entscheiden.

Mit diesen Argumenten wird der Expeditionsalpinismus zuweilen in Frage gestellt. Manche weigern sich deshalb, sich solchen großen Unternehmungen anzuschließen. Die Zukunft gehört sicher den Kleinexpeditionen. Viele haben heute Geld gespart und Unternehmungsgeist, um auf eigene Kosten zu reisen. Zwei, drei Freunde ziehen los, um als Gammler-Touristen Afghanistan oder Peru zu durchstreifen. Während eines Reisejahres klettert man auch einige Monate. In Ecuador und Peru finden sich jedes Jahr Gruppen aus verschiedenen Nationen zusammen und bilden spontan Mannschaften für dieses oder jenes Ziel. Wer es beruflich ermöglichen kann, strebt eine Versetzung nach Kabul, Kathmandu, Cuzco oder Quito an, oder sucht erst dort einen Job, um so die Reise zu finanzieren. Die Zweier-Seilschaft bewährt sich an Sechs- und gar Siebentausendern durch ihre Schnelligkeit. Der Illimani (6500 m) wird von La Paz aus am freien Wochenende gemacht.

III. Weiter wird von manchen kritisiert, daß wir Hunderttausende von DM für die Ersteigung eines Berges in bettelarmen Ländern ausgeben. Dieses Geld solle besser zur Lebensrettung kranker und hungrierer Kinder verwendet werden. Doch müßte der, der so streng urteilt, auch hier in Europa jede Verschwendung rügen. (Die Deutschen geben z. B. jedes Jahr 60 Millionen für Silvesterfeuerwerk aus.) Expeditionen fördern schließlich auch den Tourismus in Nepal und müssen dort Gipfelprämien abführen. Ganze Sherpa-Dörfer finden Verdienstmöglichkeiten. Die damalige Bayerländerexpedition half bei der Huascanan-Katastrophe retten. Man sollte nicht vergessen, daß Bergsteigen insgesamt immer zuerst Selbstzweck war, davon machen auch Expeditionen keine Ausnahme.

IV. Soweit Lobreden und Kritik, wie man sie oft hört. Selten wird hingegen das Thema Humanität angesprochen. Die meisten Berichte nach Expeditionen lassen Anteilnahme an den Problemen des unterentwickelten Landes vermissen. Das erscheint mir unbegreiflich. In Bolivien und Peru beispielsweise eröffnen sich dem Bergsteiger auf seinen Touren abseits der Städte und Straßen weitaus

eher als dem Normaltouristen Einblicke in die schlimme Situation der Bauern und Minenarbeiter. Kälte, Hunger und unmenschliche Arbeitsbedingungen machen das Leben zu einem einzigen Leiden. Keiner wird älter als 38 Jahre, die durchschnittliche Lebenserwartung beträgt 23 Jahre. Nur mit einem harten, mitleidlosen Gemüt könnte der Bergsteiger diese Eindrücke ohne Regung hinnehmen. Er wird unwillkürlich helfen wollen. Er studiert die Ursachen der Unterentwicklung dieser Länder und fragt, warum vielfältige Entwicklungshilfe vergeblich blieb.

Man hört oft, mongolische, romanische oder Negerrassen seien eben genügsamer und verspielter. Produktivität sei ihnen kein Wert. Nach moderner Psychologie, Vererbungslehre und Verhaltensforschung lassen sich solche „Rassenmerkmale“ nicht nachweisen. Erziehung und Umwelt machen den Neger „naiv“. Chancenlosigkeit von Kind an machen den Indio gleichmütig. Bildungsfeindlichkeit, die ihn umgibt, macht ihn „weniger intelligent“ als den anders aufwachsenden Weißen. Also ist bestimmt nicht angeborene Dummheit der Grund für die Unterentwicklung.

Liest unser Expeditionist nun nicht gerade die Bücher, die Patentrezepte anbieten, sondern die ernsthaft forschenden, so wird ihm bald klar, daß Unterentwicklung nur verstanden werden kann, wenn man sich die Geschichte der dritten Welt und die Art der Beziehungen zu den entwickelten Ländern vor Augen führt. Die Unterentwicklung ist keineswegs ein notwendiges Stadium für alle Völker. Die jetzt entwickelten Länder waren wohl einmal urf-entwickelt, aber nie unter-entwickelt, nämlich überflutet von ausländischen Industrieerzeugnissen, die jede eigene wirtschaftliche Entwicklung verhindert hätten. Unterentwicklung ist die Folge wirtschaftlicher Abhängigkeit von industriell übermächtigen Staaten.

Aus den Kolonien floß Europa bis 1800 1 Milliarde Goldpfund zu, mehr als die gesamte Dampf-Industrie in Europa bis dahin kostete. Import aus der Produktion dieser Industrie nach Lateinamerika und Indien erstickten dort das einheimische Handwerk. Dadurch wurden Facharbeiter knapp, vorhandene Kleinbetriebe verödeten. Es gilt die



*Hochlandindianer. Seit Jahrhunderten hat sich ihr Dasein kaum geändert. Sie leben in Armut an der Grenze des Existenzminimums, in stumpfer Ergebenheit.*

*Das Foto stammt aus dem Farbfilm „Alexander von Humboldt, aus seinem Leben — aus seinem Werk“ von Martin Schließler.*

Formel, wer Industriegüter exportiert, wird reich, wer zuviel davon importiert, verarmt. Japan beispielsweise ließ keinen Handel mit dem Ausland zu, bis seine Industrie schon relativ stark war, deshalb ist Japan heute entwickelt. Besonders die ehemaligen Kolonialländer leiden unter der ihnen in der Kolonialzeit aufgezwungenen Wirtschaftsstruktur. Politisch unabhängig, bleiben sie wirtschaftlich abhängig, weil die Importe aus den ehemaligen „Mutterländern“ weitergehen. In der dritten Welt werden daher vorwiegend Rohstoffe produziert, die wegen des Überangebotes ständig sinkende Preise erzielen. Dadurch sind wieder die Löhne festgelegt. Auf meiner Andenfahrt konnte ich vor kurzem selbst einen Lohnvergleich anstellen: Für 40 Pfennig (Kaufwert) Stundenlohn fördert der bolivianische Minenarbeiter das Zinn, woraus der deutsche Arbeiter u. a. ein Transistorradio herstellt — für 8,— DM Stundenlohn. Also bezahlt der Bolivianer, der den Transistor dann kauft, dem Deutschen 8,— DM für die gleiche Arbeit, für die dieser dem Bolivianer (beim Zinnkauf) 40 Pfennig bezahlt hat. Aus dieser „Gleichung“ entsteht Unterentwicklung täglich von neuem. Und dieser ausbeuterische Handel wird keinesfalls durch unsere Entwicklungshilfe wieder ausgeglichen. Die ist nämlich einschließlich der Privatinvestitionen nachweislich geringer, als Gewinne und Kapitalrückflüsse aus diesen Investitionen (z. B. VW do Brasil). Netto gibt es keine Entwicklungshilfe, sondern nur Profit am Entwicklungsland.<sup>1)</sup> Wünschenswert erscheint mir, daß die Teilnehmer künftiger Expeditionen für diese Zusammenhänge aufgeschlossen und bereit sind, ihre durch Beobachtungen und Studien gewonnenen Einsichten auch im Expeditionsbericht zu erwähnen. Bedauerlich, daß der Leiter der anfangs erwähnten Brasilienexpedition nur die möglichen Vorteile für sein Land sieht. Ihm ist entgangen, daß in Brasilien die Zahl der Arbeitslosen und Hungernden gerade wegen der Importe ständig zunimmt.

*Anschrift des Verfassers: Alexander Gregory, D-8 München 2, Waltherstraße 18*

<sup>1)</sup> Einen guten Einstieg in die Problematik bietet: Andre Gunder Frank — Kapitalismus und Unterentwicklung in Lateinamerika, Europäische Verlagsanstalt.

## Die peruanische Gesellschaft und ihre Probleme

HERMANN WARTH

Als Peru zwischen den Jahren 1821 und 1825 die spanischen Conquistadoren durch José de San Martín und Simon Bolívar abgeschüttelt hatte, war es damit keineswegs des spanischen Erbes entledigt.

Diégo de Almagro und Francisco Pizarro hatten nach der Eroberung des Inka-Reiches 1533 die damalige Organisationsachse der Gesellschaft aus dem Bergland an die Küste in die neugegründete Stadt Lima im Rimac-Tal verlegt. Vor allem militärische Erwägungen veranlaßten dazu; denn einerseits konnte Spaniens Hauptwaffe, die Kavallerie, im Gebirge nicht günstig operieren und andererseits waren die Eroberer sehr auf Versorgung und Verstärkung aus dem spanischen Mutterland angewiesen. Und dies konnte nur per Schiff erfolgen. Durch den Entschluß Pizarros erfolgte die Trennung des Landes in indianisches Gebirge und spanische Küste — eine Trennung, die in den kommenden Jahrhunderten zum größten innenpolitischen Problem Perus werde. In der Folgezeit wurde die Küste im Gegensatz zum Bergland kulturell und zivilisatorisch entwickelt. Die regionalen Eingeborenkulturen wurden an den Rand gespielt, unterdrückt, ausgebeutet, dezimiert und entwickelten sich als isolierte Zentren. „Damals haben die Indianer das Lachen verlernt, seit damals begegnet man dem trostlosen, verzweifelten Blick, der so bezeichnend für viele Indios ist.“ So schreibt A. Böllinger, ein guter Kenner des Landes. Die Nachfolger der Inkas mit deren fortgeschrittener, sozialer, politischer und militärischer Organisation versanken in Apathie und Resignation.

Nicht nur die Verlagerung der institutionalisierten Herrschaft von Cuzco nach Lima, nicht nur die Versklavung, Dezimierung und Dekulturation der Indios zugunsten der Spanier und Mestizen in der Küstenregion müssen erwähnt werden; die Zerrissenheit der peruanischen Gesellschaft muß auch auf dem geographischen Hintergrund gesehen werden. Grob gesprochen gliedert sich Peru von West nach Ost in drei Regionen:



Indiodorf in der Sierra.

Foto: H. Warth

1. Costa: Ein 50 bis 150 km breites Vorlandengebiet längs der Küste; zumeist Wüste und nur an den Flußmündungen fruchtbar. Es macht 11 % der Gesamtfläche Perus aus und ist bewohnt von 40 % der Bevölkerung. 2. Sierra: So bezeichnet man das Andenhochland zwischen der Westcordillere und der Ostcordillere. Es beträgt 26 % der Gesamtfläche. In ihm wohnen 51,5 % der Bevölkerung. 3. Selva: Gemeint ist damit das östlich der Anden gelegene tropischheiße Urwaldgebiet mit einem Anteil von 63 % an der Gesamtfläche und 8,5 % der Gesamtbevölkerung. In den riesigen, relativ fruchtbaren Gebieten der Sierra und Selva leben also 60 % der Bevölkerung, welche aber mit nur 38 % am Volkseinkommen beteiligt sind, während der kleinere Bevölkerungsteil an dem relativ schmalen, wüstenartigen Küstengebiet ca. 62 % des Volkseinkommens erwirtschaftet. Diese nüchternen Zahlen lassen das Mißverhältnis in der Struktur der peruanischen Gesellschaft erkennen, die — grob gesprochen — sich aus einer kleinen reichen Oberschicht und einer breiten armen Masse bei fast gänzlichem Fehlen des Mittelstandes zusammensetzt. Unzusammengehörigkeit und Auseinander-

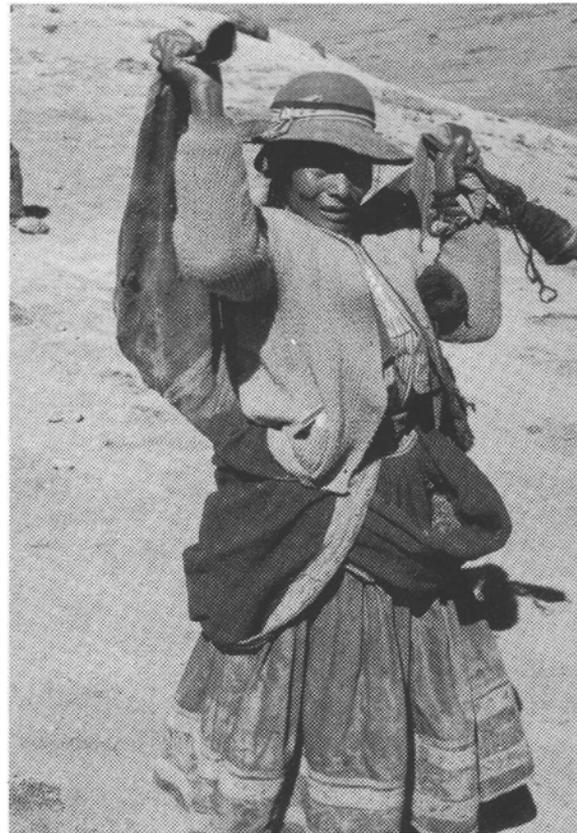
fallen der peruanischen Gesellschaft äußern sich im großen Unterschied der Infrastruktur zwischen Costa und Sierra/Selva, zwischen den modernen und traditionellen Wirtschaftstätigkeiten. Von den 15 Millionen Einwohnern Perus sind 40 % Analphabeten. Der größte Anteil hiervon entfällt wiederum auf Sierra und Selva. Schon Aristoteles hatte erkannt, daß eine Gesellschaft dann am stabilsten ist, wenn der Mittelstand ihren größten Teil ausmacht, und Vilfredo Pareto hat in moderner Zeit diese Einsicht wieder aufgenommen und neu bestätigt; d. h. umgekehrt, daß eine nicht zwischen Arm und Reich ausbalancierte Gesellschaft dauernd von Revolutionen geschüttelt wird. Und so zeigt sich die politische Geschichte Perus als Geschichte von Attentaten, Wahlbetrügereien, Militärjuntas und Kasernenrevolten. Kaum eine Regierung konnte ihren Sturz vor regulärer Beendigung der Regierungszeit verhindern.

Zwei Phänomene lassen sich in letzter Zeit beobachten, die zu einem Zusammenfinden, zu einer Verflechtung der Gesellschaft Perus führen könnten, obwohl beide auch wiederum neue schwerwiegende Probleme aufwerfen. Gemeint sind die „Migrationen“, d. h. die Wanderungen vom Land zur Stadt,

von Stadt zu Stadt, von der Sierra zur Costa, die intensiven Wanderungen durch die andinischen Täler (Mantaro, Urubamba, Callejón de Huaylas, Cajamarca u. a.), die Kolonisationswanderungen in Urwald- und Gebirgsgegenden, und gemeint sind die Aktionen der seit 3. Oktober 1968 an der Macht sich befindenden Militärregierung.

Als Ursachen der Wanderung sind anzusehen: 1. Die auch vor Peru nicht haltmachende Bevölkerungsexplosion des lateinamerikanischen Kontinents, der in dieser Hinsicht an der Weltspitze liegt (Wachstumsrate 3 %); 2. die bis zur Agrarreform vom 24. Juni 1969 der Regierung Juan Velasco Alvarado bestehende Starrheit des Landbesitzsystems (10 % der Farmer besaßen 75 % des bewirtschafteten Landes; die Indios arbeiteten darauf zum Teil als Pächter und Tagelöhner) und 3. der Demonstrationseffekt der Städte, der aufgrund der Kommunikationsmittel, besonders des Rundfunks, und des erweiterten Straßennetzes zunimmt. Diese Wanderungsbewegungen bewirken eine starke Erschütterung im Gefüge der traditionellen bäuerlichen Gesellschaften — haben doch manche Bezirke bis zu 50 % ihrer Bevölkerung — vor allem der Jugendlichen — verloren (z. B. Huayopampa, Pacaracos, Ayacucho, Ancash, Ica, Piura). Andererseits ergeben sich aus den Migrationen schwierige Probleme für die Städte. Wie die Pilze schießen die Elendsviertel, „barriadas“, aus dem Boden — eine Fülle von Hütten aus Schilf und Blech. Diese Viertel entwickeln sich derart rasch, daß die Städte mit dem Ausbau der notwendigen Dienstleistungen (Wasser, Kanalisation, Elektrizität, Transport, Schulen, Gesundheitsfürsorge) gar nicht nachkommen können. Auch entspricht dem schnellen Bevölkerungswachstum der Städte keineswegs eine ähnliche schnelle Zunahme von Arbeitsmöglichkeiten. Die Folgen sind mangelnde Erziehung der Jugendlichen in Familie und Schule, Arbeitslosigkeit, Zunahme besonders der Kinder- und Jugendkriminalität und der Prostitution — von der psychologischen Erschütterung der ländlichen Zuwanderer angesichts der Anpassungsschwierigkeiten und des Verlustes ihrer ursprünglichen Geborgenheit gar nicht zu reden. — Der Verstädterung der zugewanderten Landbevölkerung steht die „Verländ-

lichung“ der Städte gegenüber. Die indianische Folklore dringt in den Städten bis in die Oberschicht vor; es entstehen Clubs der Zugewanderten; Rundfunkprogramme werden in der indianischen Quechua-Sprache ausgestrahlt; Indiomusik wird durch Rundfunk und Fernsehen verbreitet; die typischen Gebirgstrachten gehören zum Straßenbild, die sonntägliche „paruda“, der Großmarkt, wird von den Provinzlern überschwemmt. Und nicht nur Stadt und Land begegnen sich in den Städten, sondern auch Bewohner aus den verschiedensten Provinzen Perus, Bauern aus der Sierra, Indios aus dem Urwald, Bewohner der Küstenregion usw. Das hat — sofern diese Zuwanderer Anschluß finden und nicht in den „barridas“ dahinvegetieren müssen — die positive Folge, daß die Städte zum sozialen und kulturellen Mosaik werden; daß also eine Verflechtung der heterogenen Gesellschaftsteile und -schichten allmählich sich vollzieht. Es entwickelt sich das Gefühl na-



tionaler Zusammengehörigkeit durch Abbau gegenseitiger Vorurteile und Verringerung sozialer Distanzen.

Anfang Oktober 1968 übernahmen nationalistische Militärs unter General Juan Velasco Alvarado per Staatsstreich die Macht. Der 1963 verfassungsmäßig gewählte Staatspräsident Fernando Belaúnde Terry wurde ins Exil nach Buenos Aires gebracht. Die häufig abgeänderte Verfassung von 1933 hatte Peru ein präsidentielles Regierungssystem gegeben, dessen Präsident auf sechs Jahre vom Volk gewählt wurde. Ihm stand ein zweikammeriges Parlament gegenüber, bestehend aus Senat mit 45 Mitgliedern und einer Abgeordnetenkammer von 140 Mitgliedern. Mit dem Staatsstreich vom 3. Oktober 1968 wurden die konstitutionellen Zustände aufgehoben und der Kongreß aufgelöst, was zugleich die politischen Parteien weitgehend zur Funktionslosigkeit verurteilte. Das Militärregime regiert seither ohne Parlament mittels Verordnungen. Gerechtfertigt wurde die Machtübernahme mit der Notwendigkeit, dem „wirtschaftlichen Chaos“, der „Korruption in der öffentlichen Verwaltung“, dem „entreguismo (= der dauernden Aufgabe nationaler Interessen zugunsten ausländischer Gruppen) der Bodenschätze und ihrer Ausbeutung zugunsten privilegierter Gruppen“, dem „Autoritätsschwund“ und der „Unfähigkeit der Durchführung der ... im Interesse der Entwicklung des Landes ... dringenden Reformen ...“ (J. v. Alvarado) ein Ende zu setzen. Das Militär hatte einen günstigen Augenblick erfaßt; denn es herrschte damals beträchtliche Empörung über die Gewährung von Lizenzen zur Weiterverarbeitung von in nationaler Regie gefördertem Erdöl an amerikanische Gesellschaften, die Währung war eben abgewertet worden, die demokratischen Parteien waren zersplittert und die Regierung Fernando Belaúnde Terry zeigte sich unfähig zur Durchführung von Reformen. Natürlich waren die Außerkraftsetzung der Verfassung, die Auflösung des Kongresses, die nicht mehr mögliche Beteiligung des Volkes am politischen Prozeß in Wahlen und Parteiarbeit ein schwerer Schlag gegen die Demokratie, das Ende der Demokratie. Es kam und kommt auch immer wieder zu Demonstrationen vor allem durch Studenten gegen das Regime.



*Oben: Das Zentrum von Lima — Prachtbauten aus der spanischen Kolonialzeit.*

*Unten: Waren verkaufende Indios in den Straßen von Arequipa.  
Seite 134: Indiofrau in der Sierra.*

*Fotos: H. Warth*



Aber die Regierungsaktionen treffen mehr und mehr auf Zustimmung. Die Regierung versucht eine Zusammenführung der verschiedenen Gesellschaftsschichten durch ein politisches Programm, das allen Schichten gerecht werden soll, so daß von einem „Militärpopulismus“ in Peru gesprochen wurde (J. Cotler). Die wesentlichsten Aktionen auf diesem Weg sind die folgenden: 1. Die Verstaatlichung der nordamerikanischen International Petroleum Corporation und der Telefon- und Telegraphengesellschaft mit Unterstützung eines von Peru herbeigeführten Beschlusses der lateinamerikanischen Staaten trotz angedrohter Repressalien der USA. Gerade der Widerstand gegen den Druck der USA brachte der Regierung Zustimmung und Ansehen im Volk. 2. Die „Peruanisierung“ der Geldinstitute: die mächtige Banco Commercial wurde enteignet; die Reservebank verstaatlicht, in deren Direktorium bis dahin hauptsächlich Delegierte der Privatbanken saßen; nur noch 25% des Kapitals der Banken darf von Ausländern gehalten werden; auch muß Bankkapital von einer bestimmten Höhe an in vom Staat bestimmten Unternehmen angelegt werden. 3. Die einschneidendste Maßnahme der Regierung war der Erlaß des Gesetzes über die Agrarreform vom 24. Juni 1969 — ein Gesetz, das in seiner Radikalität in Lateinamerika nur noch durch die kubanische Lösung übertroffen wird. Dadurch wird jeder Landbesitz, der in der Küstenregion 150 ha, in der Andenregion 55 ha überschreitet, an Bauern, Genossenschaften und Campesino (= Bauern)gemeinschaften verteilt. Die Zuckerplantagen an der Küste werden in Genossenschaften umgewandelt. Besitzer wird nicht der Staat, sondern werden Privatpersonen und Genossenschaften. Die bisherigen Eigentümer werden entschädigt, zum Teil in bar, zum Teil durch Staatspapiere. Vor allem dieses Agrargesetz ist auf Überwindung der gesellschaftlichen Kluft abgestellt — will doch die Regierung dadurch nicht nur die landwirtschaftliche Produktivität steigern, sondern auch die Indios durch Übertragung von Verantwortung aus ihrer Lethargie reißen und sie in die Gesellschaft integrieren. 4. Das Industriegesetz vom 30. Juli 1970 sieht u. a. eine zunehmende Beteiligung der Arbeitnehmer bis zu maximal 50% am Aktienkapital und im Verwaltungsrat

eines Betriebes vor und zudem eine jährliche betriebliche Ausschüttung von 10% des Gesamtnettogewinns an die Arbeitnehmer. Durch „Teilhabschaft“ will man einen Mittelweg zwischen einem rein „kapitalistischen“ und rein „sozialistischen“ System erreichen. Durch diese Maßnahmen könnte ein allmähliches Zusammenfinden der peruanischen Gesellschaftsteile erfolgen. Vorausgesetzt aber müßte ein starker Ausbau des gesamten Bildungswesens sein, da es fraglich erscheint, ob die plötzlich übertragene Verantwortung für Grund und Boden und für Mitwirkung in den Betrieben ohne vorausgegangene ausreichende Erziehung überhaupt genügend und adäquat wahrgenommen werden kann. Vorausgesetzt müßte auch das Heraustreten der Unternehmer aus ihrer Reserve sein; sie verhalten sich nicht investitionsfreudig und warten noch mißtrauisch die kommenden Schritte der Regierung ab.

Mit sich einstellendem Erfolg — und das ist das Dilemma dieser Regierung — wird sie in ihrer jetzigen Gestalt mehr und mehr gefährdet werden; denn der zunehmenden Möglichkeit der Teilhaberschaft, der zunehmenden Möglichkeit Verantwortung zu übernehmen, entsprechen nicht vermehrte Möglichkeiten politischer Beteiligung. Juan Velasco Alvarado scheint die Gefahr erkannt zu haben. In seiner Rede vom 28. Juli 1969 sagte er: „Schließlich ist eine neue Verfassung als grundlegendes juristisches Instrument des Staates unerlässlich . . . Die revolutionäre Regierung nimmt sich vor, genau dieses zu verwirklichen, damit die, die uns in der Führung des Landes nachfolgen werden, vom ganzen Volk Perus gewählt werden und nicht von einer kleinen Minderheit, wie das bisher immer der Fall war.“ Die Verwirklichung dieses Vorhabens wäre dem Land zu wünschen; denn eine Gesellschaft wird letztlich nicht zusammengehalten durch nationale Gefühle — worauf immer sie basieren mögen: auf wirtschaftlichen, sozialpolitischen, künstlerischen, sportlichen Erfolgen —, sondern vor allem durch eine im Auf und Ab der Geschehnisse Kontinuität und Zusammenhalt schaffende Verfassung, zu der sich die Bürger bekennen.

*Anschrift des Verfassers:*

*Dr. Hermann Warth,*

*D-8901 Ried b. Mering, Tannenstr. 18*

## Kundfahrten und Expeditionen 1972

*Folgende Dokumentation, vorwiegend über Kundfahrten und Expeditionen, die der Deutsche und der Österreichische Alpenverein 1972 unterstützt haben, soll einen ersten Überblick über Ziele, Verlauf und Ergebnisse dieser Unternehmungen vermitteln. Umfangreiches Informationsmaterial, das zu veröffentlichen den Rahmen dieses Jahrbuchs sprengte, liegt dem DAV vor und kann eingesehen werden. Darüber hinaus enthält die Dokumentation die Adressen der jeweiligen Expeditionsleiter, die sicher ihrerseits gerne bereit sind, Auskunft zu geben.*

### Augsburger Andenexpedition 1972

Durchgeführt von der Hochtourengruppe der DAV-Sektion Augsburg.

*Teilnehmer:* Engelbert Neumair, 89 Augsburg, Gebr.-Münch-Str. 6 (Leiter), Hubert Abele, Franz Leutgäb, Fred Matt, Gerhard Patz, Walter Siebert, Helmut Steinherr, Hermann Warth, Petra Siebert (als Gast).

*Dauer des Unternehmens:* 1. 5. bis 16. 7. 1972.

*Anreise:* Flug mit Air Bahama von Luxemburg über Nassau/Bahamas, Miami/USA nach Lima. Von Lima teils mit Colectivos (Sammeltaxi), teils mit Lkw nach Arequipa im Süden Perus. Mit einer Camionetta (kleiner Lkw) schließlich von Arequipa zu dem Indiohof Cailloma, dem Ausgangsort der Expedition.

*Bergsteigerische Ziele:* Die Cordillera Chila befindet sich im Süden Perus ca. 120 km (Luftlinie) nördlich von Arequipa zwischen den Quellflüssen des Apurimac im Norden und dem Oberlauf des Rio Colca im Süden. Zugänglich im Norden von Cailloma und im Süden von Chivay aus. (In Chivay waren allerdings keine Tragtiere für die Expeditionsausrüstung zu bekommen.)

*Anmarsch:* Von Cailloma bzw. Indiohof Ciayullo mit 19 Lamas, 2 Pferden, 2 Eseln sowie zwei Indios als Treibern. Preis für den Transport von ca. 700 kg Expeditionsgepäck: DM 80,— pro Tag. Lebensmittel sind in Lima und Arequipa erhältlich, nicht aber konzentrierte Nahrung, Traubenzucker, Vitamintabletten. In den Indiohöfen ist es nicht mehr möglich, ausreichend Lebensmittel zu bekommen.

#### *Besteigungen in der Cordillera Chila*

Die folgende Aufstellung enthält Namen und Höhe des Berges, Anstiegsroute, Namen der Ersteiger, Datum der Besteigung.

*Cerro Minaspatá*, 5555 m, NNO-Grat, Abele, Matt; *Cerro Ccacsata*, 5515 m, NW-Grat, Leutgäb, Warth; *Punta Alex*, 5241 m, NW-Flanke, *Cerro Rocca*, 5247 m, N-Grat, Neumair, Patz, Steinherr, 23. 5. 72. *Cerro Ccacsata*, 5515 m, NO-Flanke, Abele, Neumair, 24. 5. 72. *Cerro Mina-*

*spata*, 5555 m, SO-Flanke, *Nevado Triangulo*, 5513 m, N-Grat, Leutgäb, Patz; *Cerro Francesco*, 5370 m, N-Grat — *Cerro Surihuirí*, 5556 m, NO-Grat — *La Cofia*, 5375 m, N-Grat — *Cima Suave*, 5525 m, SO-Grat, Matt, Warth, 25. 5. 72. *Nevado Triangulo*, 5513 m, O-Grat, Abele, Petra u. Walter Siebert; *Cerro Minaspatá*, 5555 m, NNO-Grat — *La Torre*, 5419 m, W-Wand — *Nevado Triangulo*, 5513 m, N-Grat, Neumair, Steinherr; *Monte de la Paz*, 5415 m, S-Grat, Leutgäb, Warth, 26. 5. 72.

*Cerro Ccacsata*, 5515 m, SW-Flanke — *Bella Vista*, 5405 m, NW-Grat — *Acre Corte*, 5350 m, W-Grat, Abele, Matt, 27. 5. 72.

*Cerro Ccacsata*, 5515 m, O-Grat, Siebert, Steinherr; *Monte de la Paz*, 5415 m, S-Grat, Leutgäb, Neumair, Patz, Warth; *Nevado Cabeza*, 5437 m — *La Aguja*, 5462 m — *Cerro Jose*, 5456 m — *El Chico*, 5438 m — *Cumbre del Aquila*, 5406 m (Überschreitung vom Monte de la Paz bis Cumbre del Aquila von Süden nach Norden), Leutgäb, Patz, Warth, 28./29. 5. 72.

*Monte de la Paz — Nevado Cabeza — La Aguja — Cerro Jose — El Chico — Cumbre del Aquila* — *Cerro Hermano Rudi*, 5373 m — *La Piramida*, 5420 m — *El Pilar*, 5398 m — *Cumbre del Oso*, 5404 m — *El Condor*, 5325 m — *Cerro Rocca*, 5247 m — *Punta Alex*, 5241 m — *El Primero*, 5179 m: Überschreitung von Süden nach Norden, Abele, Matt, 29. 5. 72.

*Cerro Mamacanca*, 5280 m — *Cerro Anchaca*, 5360 m — *Cerro Teclla*, 5230 m — *La Piramida* — *El Pilar* — *Cumbre del Oso* — *El Condor* — *Cerro Rocca* — *Punta Alex* — *El Primero*: Überschreitung von Süden nach Norden, Neumair, Steinherr, 31. 5. 72.

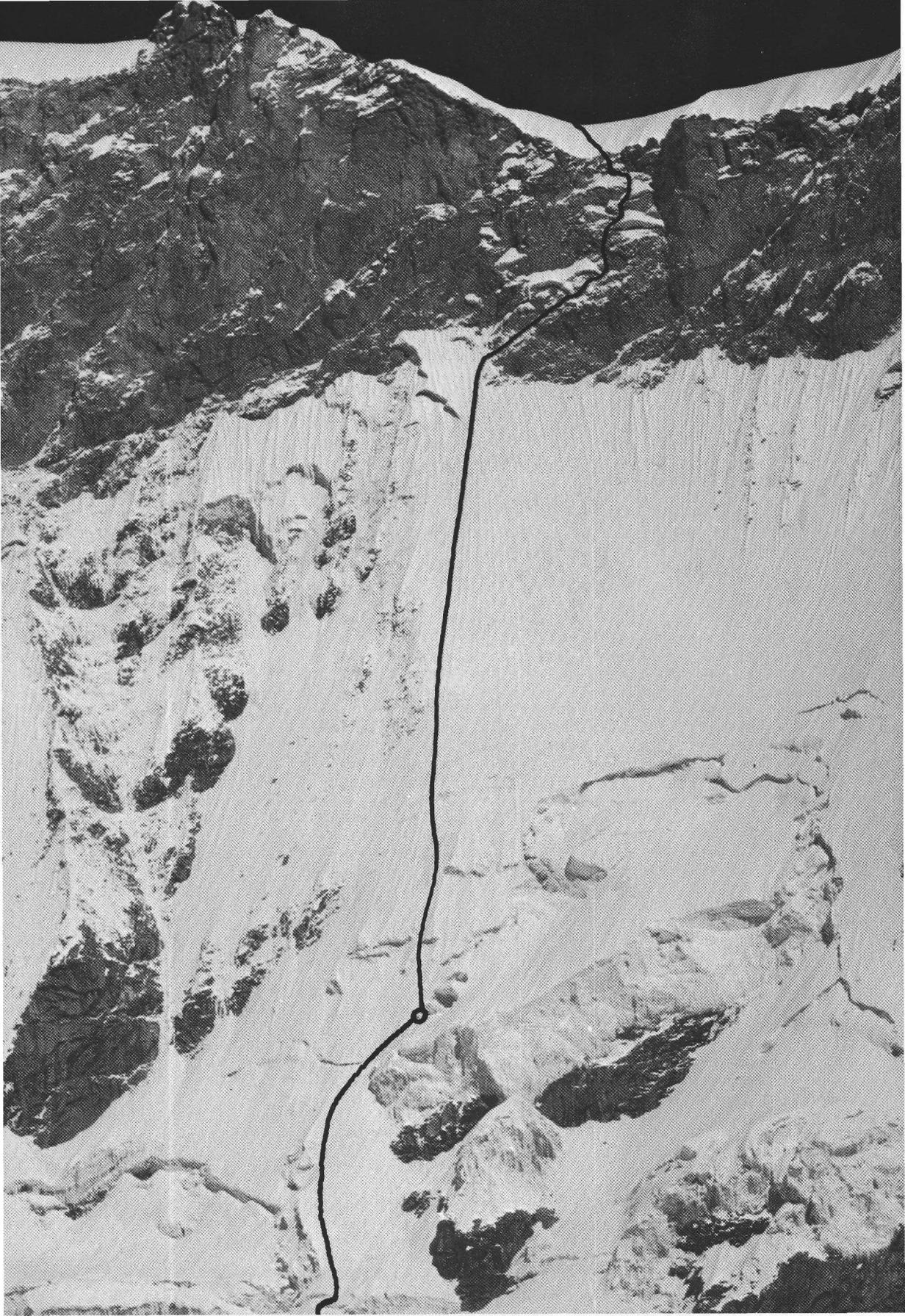
*Cerro Mismi-West*, 5520 m, W-Grat, Abele, Matt, 1. 6. 72.

*Culluncuya-Ost*, 5360 m, *Culluncuya-medio*, 5370 m, O-Grat, Neumair, Patz, 2. 6. 72.

*La Piramida* — *El Pilar* — *Cumbre del Oso* — *El Condor* — *Cerro Rocca* — *Punta Alex* — *El Primero*: Überschreitung von Süden nach Norden, Leutgäb, 3. 6. 72.







## Österreichische Anden-Expedition 1972

Durchgeführt von Mitgliedern der Sektion Wien des ÖAV und einem Teilnehmer der Sektion München des DAV.

*Teilnehmer:* Eduard Koblmüller, Noßbergerstr. 7/17, A-4020 Linz (Leiter), Dietmar Entlesberger, Wien/Innsbruck, Michael v. Gizycki, München, Sepp Hasitschka, Graz, Erich Lackner, Wien, Christoph Pollet, Wien, Roland Schulz, Salzburg.

*Dauer des Unternehmens:* 30. Juni bis 11. September 1972.

*Anreise:* Flugzeug München — Lima; Autobus Lima — Carhuas (Santatal) — Shilla (Ultatal).

*Bergsteigerisches Ziel:* Cordillera Blanca/Peru; Huascaran-Südgipfel (6768 m), Direkte Ostwand. Ausgangspunkt: Basislager (4300 m) im Mataratal östlich des Huascaran.

*Anmarsch:* 1½ tägiger Anmarsch ab Shilla; Gepäcktransport mit 20 Eseln, 4 Eseltreibern (Eselast à 40 kg pro Tag 60,— Soles, Treiber pro Tag 100,— Soles, ca. 50,— ö. S.) Lebensmittel sind in Lima erhältlich, z. T. auch noch in Huarás, jedoch wesentlich teurer als in Europa. (Z. B. Fruchtkonserven, Schokolade, Käse, Wurst, Fleischkonserven waren auch in Lima nicht zu erhalten). Schafe und Hühner sind im Berggebiet zu bekommen.

### Besteigung:

*Huascaran (Südgipfel) 6768 m.* Erste Begehung der *direkten Ostwand* (Route durch den zentralen Wandteil).

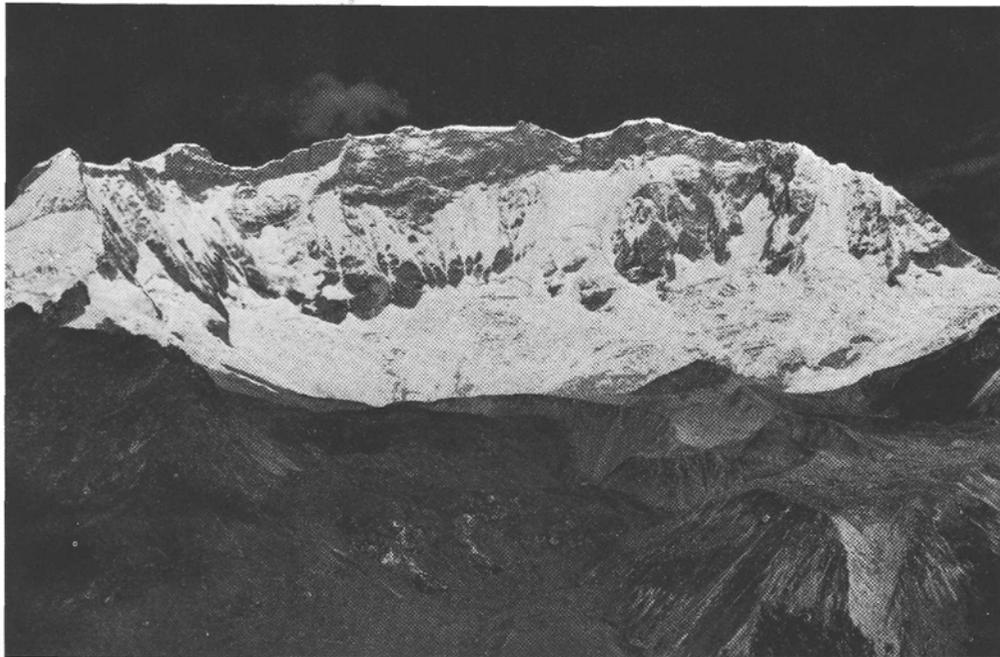
Im Jahre 1971 gelang der „ANZUS (Australia, New Zealand, USA)-Expedition“ die Durchsteigung des südlichen (linken) Wandteils. Von diesem großen Erfolg erfuhr die österreichische Anden-Expedition erst nach ihrer Rückkehr nach Europa. Die ANZUS-Route ist von ihrer Route etwa 2 km entfernt. (Siehe Geoff. Wayatt, in: American Alpine Journal 1972).

*Charakteristik der Wand:* Breite ca. 5 km, Höhe im mittleren Wandteil ca. 1200 m. Zum größten Teil kombiniertes Gelände, jedoch im zentralen Wandteil etwas rechts (nördlich) der Gipfelfalllinie markante Zweigliederung der Wand (österreichische Route): Auf die ca. 900 m hohe reine Eiswand folgt die 300 m hohe abschließende Felswand (Schlüsselstück) mit teilweise kombiniertem Gelände. Durchschnittsneigung 55 Grad, die Felswand extrem schwierig (IV—V), sehr brüchig, technisch schwieriger als Matterhorn-Nordwand. Starke objektive Gefährdung (Stein- und Eisschlag) auf der ganzen Wandbreite; im Bereich der österreichischen Route wegen der etwas vorgewölbten Eiswand jedoch relativ gering.

*Zugang:* Basislager — Lager I (5100 m) auf Mittelmoräne des Mataragletschers — Überquerung

*Links: Huascaran-Ostwand; zentraler Wandteil mit Route der österreichischen Andenexpedition (o = Lager II, 5700 m). Unten: Huascaran-Ostwand; Gesamtansicht.*

*Foto: D. Entlesberger*





*Huascaran-Ostwand:  
Übergang aus der Eiswand  
in die Felswand, Höhe  
6300 m. Auf dem Foto,  
das nicht aufgestellt  
ist — der letzte Mann hängt  
im Sitzgurt im Fixseil  
— sind vier Kletterer  
sichtbar.*

*Foto: E. Koblmüller*

des (spaltenreichen) oberen Mataragletschers — Einstieg (ca. 5400 m).

*Route:* Im zentralen Wandteil bietet sich die bereits erwähnte, bis etwa 6300 m hinaufziehende Eiswand (im unteren Drittel auffallende Seracbildung über einigen Felsinseln) und die darauf folgende Felswand als vielleicht einzige Durchstiegsmöglichkeit an.

Nach der Randklüft knapp links (südl.) der Seraczone empor. Nach ca. 300 m Lager II (Wandlager, 5700 m) in Seracspalte. 600 m gerade aufwärts bis zum Beginn der Felswand. Im Fels schräg rechts empor bis zum rechten Ende des auffallenden ersten Eisbalkons. Im Zick-Zack über mehrere Felsüberhänge und Eisbalkone (z. T. umgehend) hinweg bis zum abschließenden Firnkranz und hinauf zur Hochfläche (6600 m). In südlicher Richtung zum höchsten Punkt.

*Verlauf der Durchsteigung, Abstieg:* Vom 8. 7. (Errichtung Basislager) bis 23. 7. Vorbereitungen (Aufbau L. I und II; Anbringen von Fixseilen bis Beginn Felswand).

Am 25. 7. entscheidender Versuch von 5 Teilnehmern (Lackner, Koblmüller, Hasitschka, Schulz, Pollet) ab L. II. 14-stündige Kletterzeit zur Bewältigung der Felswand. Am Abend Stein- und Eisschlag, der die fixen Seile im unteren Teil der Felswand beschädigt. Um Mitternacht Ausstieg auf die Hochfläche, Biwak.

26. 7.: Wegen der beschädigten Seile geplanter Abstieg über die Ostwand nicht möglich. Abstieg über Huascaran-„Normalweg“ (Westflanke, Gargantaroute). In 5900 m Höhe Knöchelverletzung (Bänderriß) von Schulz. Um Mitternacht am Ende der Gletscherregion 2. Biwak.

Am 27. 7. abends erreichen alle Teilnehmer die ersten Dörfer im Santatal (Abtransport von Schulz z. T. mit Hilfe von Indios). Mit Lkw nach Carahuás. Am 30. 7. Ritt ins Basislager.

Insgesamt wurden in der direkten Ostwand 1400 m fixe Seile, etwa 80 Fels- und Eishaken sowie einige Alu-Rohre verwendet. Ein Versuch im „Westalpenstil“ erschien wegen der enormen Schwierigkeiten der Felswand und wegen des Fehlens von Biwakmöglichkeiten ab etwa Wandmitte aussichtslos und zu riskant. Bis 10. 8. wurde sämtliches Material bis 6200 m Höhe aus der Wand geholt.

Nach dem Erfolg am Huascaran war die Mannschaft angeschlagen: Schulz verletzt, bei einigen leichte Frostschäden, Koblmüller erkrankt. Aus diesen Gründen mußte das zweite Ziel der Expedition, die Ostwand des Chopicalqui (6354 m), nach einigen Erkundungsgängen aufgegeben werden.

Am 20. August traf die Mannschaft wieder in Lima ein.

**Erstbefahrung des Amazonas-Oberlaufs  
Erste Skibesteigung des Nevado de Copa**

durchgeführt von Dr. Raimund Margreiter, A-6020 Innsbruck, Sternwartestr. 4 c und Wolfgang Nairz.

Dauer der Unternehmungen: 30. 6. bis 15. 8. 1972.

**Amazonas:**

Einbootstelle: Unterhalb von Baños in 3700 m.  
Ausbootstelle: Bei Bellavista in 280 m. Streckenlänge: Etwa 1000 km, davon 900 km allein (Margreiter). Nicht befahrbar etwa 70 km im mittleren Abschnitt. Höhenunterschied: 3420 m. Dauer: 22 reine Paddeltage. Schwierigkeiten: 600 km I—II, 350 km III—IV, 50 km V, 3 Stellen VI bei durchschnittlich 2—3 kurzstreckigen Übertragungen pro Tag.

**Erste Skibesteigung des Nevado de Copa (6173 m)-Nordgipfels** in der Cordillera Blanca, erstmals über die direkte Westflanke. Ausgangspunkt: Marcará im Santatal; 2 Esel zur Beförderung des Gepäcks bis zum Basislager in 3300 m. Lager I in 4650 m, Lager II in 5100 m. Erste Skibesteigung und -befahrung (bis auf 4700 m herunter) am 31. 7. 72 durch Margreiter/Nairz.



Der Nevado de Copa (6173 m) mit seiner Westflanke, über die Aufstieg und Abfahrt führten. (Lager I in 4650 m, Lager II in 5100 m Höhe). Aufgenommen aus dem Flugzeug. Foto: R. Margreiter



Durchgeführt von Mitgliedern der Sektion Amberg des DAV.

*Teilnehmer:* Adi Schmid, 845 Amberg, Kümmerbrucker Str. 2 (Leiter), Dr. Jochen Stumpf, Otto Schwagerl, Karl Ferstl, Hans Müller.

*Dauer des Unternehmens:* 18. 6. bis 10. 8. 1972.

*Arbeitsgebiet:* Berg- und Gletschergebiet im Kong-Christian IX. Land zwischen 66° 15' und 66° 30' nördl. Breite und 36° westl. Länge gelegen, vom Haabets- und Knud-Rasmussen Gletscher durchflossen. Das Arbeitsgebiet ist ca. 120 km nordöstlich von Angmagssalik, einziger Hafenstadt an der Ostküste Grönlands, gelegen.

*Anreise:* Amberg—Copenhagen per Auto; Copenhagen—Angmagssalik mit dem Eisbrecher THALA-DAN; Angmagssalik nach Kungmiut und weiter zum Arbeitsgebiet über den Sermiligaq-Fjord mit Eskimo-Boot. In Angmagssalik sind Lebensmittel erhältlich, allerdings ist die Auswahl beschränkt.

*Anmarsch:* 7.—15. 7. Gepäcktransport über fünf Lager auf dem 40 km langen Knud-Rasmussen-Gletscher zu einem Hochplateau, wo sich dieser mit dem Haabets-Gletscher vereinigt. Das Gepäck wurde teils getragen, teils mittels Alu-Schlitten gezogen.

*Bergsteigerische Tätigkeit:*

In der Zeit vom 15. 7. bis 1. 8. wurden vom Hauptlager 5 am Hochplateau des Knud-Rasmussen und Haabets-Gletscher aus systematisch die Gipfel der Berggruppen südlich des Glacier de France erstiegen. Insgesamt 20 Gipfel, davon 17 Erstbesteigungen. Um einen Überblick im Sprachgebrauch zu haben, wurden die bestiegenen Gipfel mit Wahlnamen belegt.

Alle Besteigungen wurden während der Nachtstunden wegen der besseren Firn- und Schneeverhältnisse ausgeführt.

*„Breithorn“:* 1780 m, eindrucksvolle Firnpyramide, ca. 400 m Wandhöhe. Aufstieg: größtenteils im rechten Firnwandteil der Nordwest-Wand, ca. 45° steil, Schwierigkeit Eis: II/III, späterer Felsgrat II; keine Anzeichen einer vorherigen Besteigung, 6 Std. vom Hauptlager. Abstieg über den Südwestgrat, Felsgrat (II), sehr brüchiger Granit, ca. 1 Std.; anschließend Querung über ein Firnbecken zu einem westlich vorgelagerten Bergstock, der eine herrliche Firn-Nordwand besitzt.

*„Firnkopf“:* 1600 m, teils Fels, teils Eisgipfel, Aufstieg über die ca. 300 m hohe, 45/50° steile Eiswand, hart gefrorener, sehr griffiger Firn, Schwierigkeit — Eis III, vom Bergschrund zum Gipfel ca. 3 Std. Abstieg über den Nordost-Felsgrat (II), sehr brüchiger Granit, ca. 2 Std. Anschließend Skiabfahrt über mehrere Gletscherbek-

ken zum Hauptlager (ca. 8 km). Gesamt-Zeitdauer: 14 Std.

*„Van den Berg-Gedächtnisgipfel“:* 1590 m, Ski-gipfel mit felsigem Gipfelstock, Aufstieg größtenteils mit Ski bis zum Gipfelgrat über teils steile Gletscherfelder und Gletscherabbrüche, Gipfelgrat teils Firn, teils Fels, sehr ausgesetzt (II/III), 6,5 Std. Am Gipfel Steinmann vorhanden mit Bericht der Erstbesteigung durch „Louis van den Berg“ 1969 der holländischen Arctis-Expedition. Ca. 7 km lange Skiabfahrt zum Lager zurück. Gesamt-Zeitdauer: 9,5 Std.

*„Sonnblick“:* 1450 m, langer, teils stark vergletschelter Bergzug mit 3 markanten Gipfeln. Über Gletschermulden zum Bergstock, ca. 200 m steile Firnflanke mit abschließendem Felskopf, 2 Seillängen fester Granit, Gipfelaufstieg III über den Ostgrat. Ca. 3,5 Std. Abstieg wie Aufstieg, anschließend zum 1,5 km entfernten

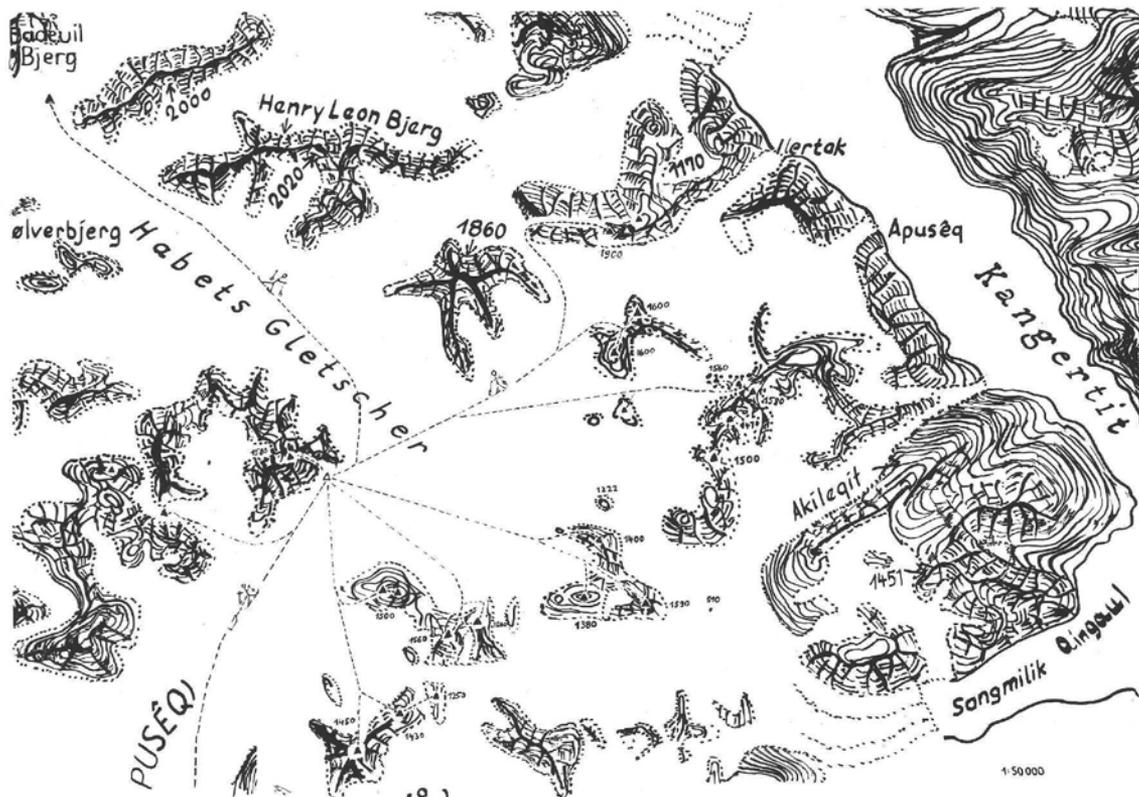
*„Horn“:* 1430 m, Aufstieg über 40° steile Firnpassage zur Westwand, 3 Seillängen über steile Granitrinnen, meist vereist (III) zum Gipfel, ca. 2 Std. vom Einstieg am Bergfuß. Noch unbestiegen. Abstieg über die steile Firnschneide des Nordwest-Grates in ein Gletscherbecken, anschließend herrliche Skiabfahrt, ca. 300 Höhenmeter nach Südosten, von hier Querung zum dritten Gipfelaufbau dieses Bergzuges.

*„Plattspitze“:* 1250 m, Aufstieg über mächtige Granitplatten des Nordwest-Grates, sehr griffig, meist brüchig und locker (II/III) ca. 2,5 Std., Gipfel unbestiegen. Abstieg wie Aufstieg. Skiabfahrt zum Hauptlager. Gesamt-Zeitdauer: 10,5 Std.

*„Seestern“-Südgipfel:* 1500 m, zunächst 3½ Std. Anmarsch über Gletscherplateau zum Bergfuß in eine Scharte, Aufstieg über festen Blockgrat (II) zum Gipfel. Abstieg über SO-Grat, brüchiger Granit (II/III), dann Querung auf der Ostseite in steilem Firn zur Scharte zurück, anschließend Aufstieg zu

*„Seestern“-Nordgipfel:* 1560 m, über Felsgrat — unterer Teil schwierig (III), ca. 3 Std. Kletterzeit, fester, griffiger Granit, herrliche Kletterei, keine Anzeichen einer früheren Besteigung. Abstieg zur Scharte wie Aufstieg, Traumskiabfahrt über sehr steilen Firn zum Haabets-Gletscherplateau und zum Hauptlager zurück. Gesamt-Zeitdauer: 13,5 Std.

*„Krone“-Nord- und Südgipfel:* 1500 m. Aufstieg zum Nordgipfel über die Nordwest-Firnwannd, ca. 350 m Wandhöhe, unterer Teil 45°, oberer Teil 50° steil, anschließend über kurzen Felsgrat zum Gipfel, ca. 3,5 Std. Schwierigkeit III. Kurzer Abstieg zur Scharte zwischen beiden Gipfeln, dann Aufstieg über den Westgrat — steile, hart gefrorene Firnschneide — in ca. 2 Std. zum Südgipfel. Abstieg zunächst wieder zur Scharte zwischen bei-



den Gipfeln, dann über den Nordgipfel zur Nordwest-Eiswand zurück, in den Aufstiegsspur zum Gletscher hinab, sehr ausgesetzte, imposante Bergfahrt. Gesamte Zeitdauer: 7,5 Std.

„Firnhaube“: 1560 m, herrlicher Firngipfel mit prächtiger Aussicht, Auf- und Abstieg über die Ostwand, Firnwand  $40^\circ/45^\circ$  steil, ca. 300 m Wandhöhe — zunächst steiler Anstieg, dann über Fels und Eisrippen zur Scharte, ca. 1200 m hoch, in ca. 2,5 Std. Anschließend über die Ostwand in 3,5 Std. zum Gipfel, sehr große, ca. 20 m ausladende Wächte, daher Steinmann auf dem niedrigeren Nebengipfel errichtet. Abstieg über bereits aufgeweichte Firnwand sehr gefährlich.

Anschließend zu einem südöstlich gelegenen Bergstock, dessen Gipfel ebenfalls durch überhängende Wächte gebildet wird.

„Wächtenhorn“: 1500 m, Aufstieg über Nordwest-Firngrat, steil und sehr ausgesetzt, beidseitig stürzen über 1000 m hohe Fels- und Eiswände zum Kangertittivatsiaq-Fjord hinab, am Gipfel hat nur eine Person Platz. Ca. 3 Std. Aufstiegszeit. Abstieg über Südwand durch eine vereiste Rinne, sehr steinschlaggefährlich, dann Querung nach Norden unter der ca. 10m ausladenden Wächte zu den Skiern zurück. Gesamt-Zeitdauer: ca. 14 Std.

„Hausberg“: 1580 m, über dem Hauptlager 5. An-

stieg über eine steile, ca. 400 m hohe Firnrinne. Die Rinne mündet in einen Sattel, von hier über Blockgrat (II), teils sehr brüchig, zum Gipfel; 3,5 Std.

„Unbenannter Gipfel, ca. 1950 m“: mit Ski über das Haabets-Gletscherplateau, nach 3,5 Std. zu einem 1200 m hoch gelegenen Sattel, 200 m hohe, sehr morsche Firn-Eiswand,  $45^\circ$  steil, Querung zum plattigen, sehr steilen Westgrat. Am Grat 6 Seillängen teils sehr schwierige Plattenkletterei, oft sehr brüchig und stark vereist (III), teils IV, zwei Stellen V) bis ein mächtig überhängender Turm unterhalb des Gipfels erreicht ist. Der Turm ist auf 2 Seiten überhängend, daher ungangbar, an der Nordseite Querung über glatte Platten zu einer Eiswand, ca.  $45^\circ$  steil. Die dünne Eisaufgabe bricht aus, trotz Hakenhilfe muß 50 m unter dem Gipfel aufgegeben werden. 11 Std.

„Felsiger Gipfel“: 1580 m, Auf- und Abstieg über die Nordost-Firnwand ( $40/45^\circ$  steil, sehr viel Eis), ca. 5,5 Std. vom Lager.

„Kangerblick“: 1470 m, Aufstieg über Nordostseite, felsdurchsetzter Firngrat, un schwer. Ca. 2 Stunden. Abstieg wie Aufstieg.

„Doppelgipfel“: 1480 m, Skiberg bis zum Gipfel. Von der Nordostseite in 2,5 Std. zum Gipfel.

„Dreieck“: 1500 m, Auf- und Abstieg über den Nordost-Felsgrat, unschwer, gestuft, ca. 2 Std.

„Schotterberg“: 1345 m, Auf- und Abstieg über Nordostgrat, Schotterberg, sehr brüchig, bereits bestiegen, ca. 11,5 Std. vom Gletscherplateau aus, anschließend Rückweg zum Hauptlager, gesamte Zeitdauer: 15 Std.

„Holländerspitze“: 1420 m, mächtiger Felsobelisk, dieses Bergmassiv ist der „van der Berge-Spitze“ vorgelagert. Auf- und Abstieg über Nordgrat und im oberen Teil über die Westwand, teils steiler Firngrat, dann brüchige Kletterei (meist II, Gipfelseillänge III). Bereits erstiegen durch die holländische Arctisexpedition 68 (allerdings über den leichteren Südgrat). 4,5 Std. vom Lager.

„Kreuzspitze“: 1380 m, markanter Felsgipfel südlich des Haabets-Gletscherplateaus, Auf- und Abstieg über Nordost-Firnflanke (teils 40°), ca. 300 Höhenmeter, anschließend Nordost-Fels-Gipfelwand (mehrere Seillängen II/III) in festem Granit, 5 Std.

**Sonstige Aktivitäten:** Vom Sermiligaaq-Fjord, in welchem der Knud-Rasmussen Gletscher mündet, wurden vielfältige Gesteinsproben entnommen, Moränen und Gletscherschliffe fotografiert, von deren Auswertung sich Erlanger Geologen Aufschlüsse über Zeiten klimatischer Veränderungen erhoffen.

#### *Bemerkungen:*

a) *Klima:* Im Zeitraum der Kundfahrt wurden gute bis sehr gute Wetterverhältnisse angetroffen. Während in den ersten 2 bis 3 Wochen noch viele Niederschläge, an den Fjorden als Regen, in den höheren Regionen als Schnee zu verzeichnen waren, folgte darauf etwa 3 Wochen lang eine ausgesprochene Schönwetterperiode mit blauem Himmel. Die Temperaturen sanken nachts bis  $-15/-20^{\circ}\text{C}$ , am Tage stiegen sie jedoch bis  $+15^{\circ}\text{C}$  an, allerdings brachte das Jahr 1972 einen außergewöhnlich schönen Grönlandssommer.

b) *Behörden:* Für die Verhandlungen mit dem Grönland Ministerium in Kopenhagen ist ein entsprechender Verhandlungszeitraum von ca. 1 Jahr vor der Abreise einzuplanen, da erst nach Erteilung der Einreisegenehmigung die Freigabe von Schiffsplätzen durch den königlichen Grönlandhandel in Kopenhagen, welcher alle Schiffs- und Flugreisen nach Grönland ausrichtet, erfolgt. Ferner ist eine vom Grönland Ministerium geforderte Versicherungssumme mit einzuplanen. Dieselbe kann, je nach Gefährlichkeit und Entfernung von der nächsten Siedlung, bis zu 400 000,— dKr (ca. 200 000,— DM) betragen. Die Sicherstellung dieser Versicherungssumme wird durch Abschluß eines Versicherungsvertrages mit einer vorgeschriebenen dänischen Versicherung gegen eine Gebühr in Höhe von 5 % der Versicherungssumme möglich.

## Nordnorwegen-Fahrt 1972

**Teilnehmer:** Wolfgang und Manfred Burgdorf, Gertrud, Richard, Dagmar und Astrid Goedeke, Doris und Klaus von Gramatzki, Reinhard Gregor, Herwig Grim, Ursula Groß, Wolfgang Haertel, Volker Hahne, Monika Haupt, Norbert Klöcker, Klaus Kretschel, Ingrid Leppelt, Peter Nettekoven, Reinhard Nies, Herbert Ohlendorf, Martina Peter, Jürgen Rademacher, Felicitas Rühlmann, Birgit Schulte, Wolfgang Troester, Uwe Wätjen, Anne Weißbach, Uwe Wittke.  
*Dauer der Fahrt:* 23. 7. bis 20. 8. 1972 (ohne Anreise).

#### *Übersicht über Neutouren:*

*Sennedalsjället (1385 m):* 1. Längsüberschreitung mit 1. Beg. des NO-Gipfel N-Grates (300 m, III u. II), 1. Überschreitung des Verbindungsgrates zum SW-Gipfel (II), 1. Besteigung des SW-Gipfels (1385 m) und SW-Vorgipfels (ca. 1370 m) und 1. Beg. des SW-Gipfel SW-Grates (IV u. III) am 28./29. 7. 72 durch W. Burgdorf, R. Goedeke, H. Grim u. P. Nettekoven in 12 Std. E.

*Skarvknauen (1668 m)-Südgrat:* 900 m, IV+ u. IV), 1. Beg. durch R. Nies, R. Gregor, J. Rademacher, W. Troester, U. Wittke am 29. 7. 72 in 8 Std. E.

*Tiind (1338 m)-Ostkante:* (900 m, V+, V u. IV), 1. Beg. am 31. 7. 72 durch V. Hahne, W. Haertel, H. Grim in 11 Std. E.

*Tagtoppen (ca. 1480 m)-NO-Pfeiler:* (650 m, V), 1. Beg. durch R. Goedeke u. W. und M. Burgdorf am 1. 8. 72 in 11.30 Std.

*V-tind (ca. 1400 m)-S-Grat:* (300 m, II) wahrsch. 1. Beg. am 7. 8. 72 durch K. v. Gramatzki, W. Troester, U. Gross, K. Kretschel, U. Wätjen in 3 Std. E.

*Balgesvarinebba (1526 m)-Westpfeiler:* (1000 m, V+, IV u. III; im obersten Teil) gemeinsam mit Aufstieg der Österreicher 1971), 1. Beg. am 7. 8. 72 durch R. Goedeke, H. Grim, W. Burgdorf, W. Haertel in 8 Std. E.

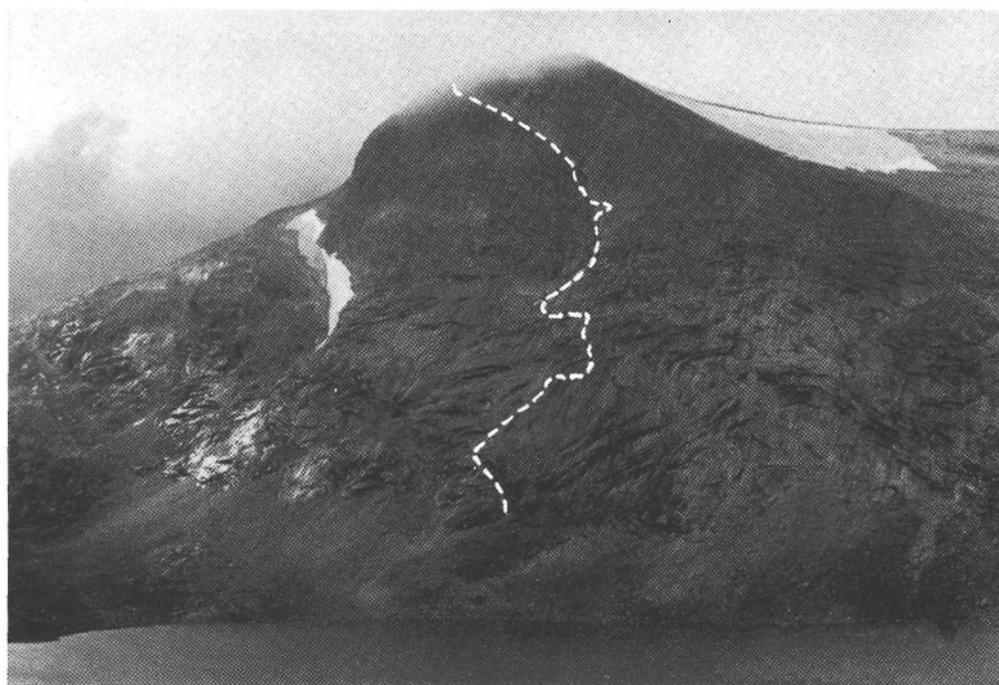
*Balgesvarinebba N-Kante:* (700 m, IV+ u. IV), wahrsch. 1. Beg. am 9. 8. 72 durch K. v. Gramatzki, W. Tröster in ca. 14 Std.

*Rundtind (1460 m)-Ostwand:* (700 m, V u. IV+), 1. Beg. am 14./15. 8. 72 durch R. Goedeke, K. v. Gramatzki, W. Troester in 15 Std.

#### *Tips für Interessenten an ähnlichen Fahrten:*

Nördlich von Narvik sind verschiedene Gebirgsgruppen Sperrgebiet. Rechtzeitige Anfragen bei der Königlich-Norwegischen Botschaft, Bonn, mit Angabe der Zielgebiete helfen Ärger vermeiden. Kartenmaterial (1:100 000, z. T. auch 1:50 000) ist erhältlich über den Norske Turistforening, Oslo, Stortingsgaten.

*Literatur:* P. Prag: Mountain Holidays in Norway, London 1963 (vergriffen).



Oben: Nördl. Lakselvtinder mit Tagtoppen-Nordostpfeiler, 650 m, V u. IV+, 1. Beg. am 1. 8. 72 durch R. Goedeke, W. u. M. Burgdorf.

Unten: Rundtind-Ostwand, 700 m, V u. IV+, 1. Beg. am 15./16. 8. 72 durch R. Goedeke, K. v. Gramatzki, W. Troester.

Fotos: R. Goedeke

## Österreichische Lapplandfahrt 1972

Österreichischer Alpenverein — Universitätssturnanstalt Wien.

**Teilnehmer:** Peter und Lilo Baumgartner (ÖAV S. Wr. Neustadt und S. ÖGV), Rudi Brandstötter, Franz Matscheko (ÖAV S. Freistadt, Gr. Steyr-egg), Dr. Franz Österreicher (ÖAV S. ÖGV) und Dipl.-Ing. Rudolf Klute (DAV S. Karlsruhe). Das Sarekmassiv, Ziel der ÖLF 72, ist ein 20 km langes und 10 km breites Bergmassiv in Nord-schweden, das in seinem Hauptgipfel, dem Sarektjåkkå, die 2000-m-Grenze knapp überschreitet. Es liegt im Sarek-Nationalpark, der zusammen mit den angrenzenden Nationalparks Stora Sjöfallet und Padjelanta Europas größte Wildmark außerhalb der Sowjetunion bildet (Gesamtfläche: 5 500 km<sup>2</sup>).

Begrenzt wird das Bergmassiv in NO vom Kukkesvagge, im SO vom Fluß-Seensystem Pielajåkkå — Pierikjåure — Vuoinesuobbalah, das in den Lietjit-jåure mündet, im SW vom Rapajåkkå und Ruotesvagge; im NW und N befindet sich zwischen dem Sarekmassiv und dem nördlich davon gelegenen Akkamassiv eine ausgedehnte Seenplatte.

Ausgangspunkt der ÖLF 72 war Stora Sjöfallet, eine Touristenstation im Stora Sjöfallets Nationalpark, die auch Stützpunkt auf dem Kungleden, dem bekanntesten Weitwanderweg Schwedisch-Lapplands ist.

13. 7. Start in Stora Sjöfallet mit rund 300 kg Gepäck (10 Traglasten). Nach Überfahrt über den Luleju-jåure (in einem Lappenboot) Lager am Rissajåure.

14. 7. Über den Rissajåkkå mit dem Schlauchboot. Lager am Slugga, einem auffallenden, kegelförmigen Berg von 1279 m.

15. 7. Lager im Mückensumpf am Sitoätno. Wir sehen hier, daß es falsch war, südöstlich des Slukkajåkkå zu bleiben, den man besser in der Gegend des L II übersetzt.

16. 7. Hauptlager am Nientoålke, einer Rückfallkuppe des schon vom Slugga aus sichtbaren Nientotjåkkå. Das Lager stand noch im Stora Sjö-

fallets Nationalpark, auf ca. 800 m Höhe.

17. 7. Einen halben Tag brauchen wir, um den Grenzfluß des Sarekmassivs, den Kukkesvagge mit dem Schlauchboot zu übersetzen und mit einem Seilgeländer zu versehen.

18. 7. Schlechtwetter. Ersteigung des Nientoålke.

19. 7. 1. Versuch, die Überschreitung des Sarek-hauptkammes durchzuführen; mußte nach Erreichen des Vuoinestjåkkå (1952 m) über den unschwierigen Ostrücken wegen Schlechtwetters abgebrochen werden.

20.—22. 7. Schlechtwetter. Ersteigung des Nientotjåkkå.

23.—24. 7. Überschreitung des Sarek-Hauptkammes: Rudi Brandstötter und Franz Matscheko steigen durch die Ostwand der Spika (Eisflanke mit zwei Querspalten im oberen Teil, größte Neigung etwa 40 Grad) auf den Spikagipfel (1976 m) und gehen weiter über den Buchttoppen (2010 m) — Sarektjåkkå-Südtoppen (2030 m) auf den Sarektjåkkå-Stortoppen (2089 m). Franz Österreicher und Peter Baumgartner gehen am Kukkesvagge entlang zum Nordrücken des Sarektjåkkå und steigen über den Nordgipfel auf den Hauptgipfel, wo sich beide Gruppen um Mitternacht treffen. Gemeinsamer Abstieg über den Nordgipfel.

Länge der Überschreitung vom Lager zum Lager: 27 km; Zeit: 23 Stunden; größte Schwierigkeit: IV (Verbindungsgrat zwischen Nord- und Hauptgipfel).

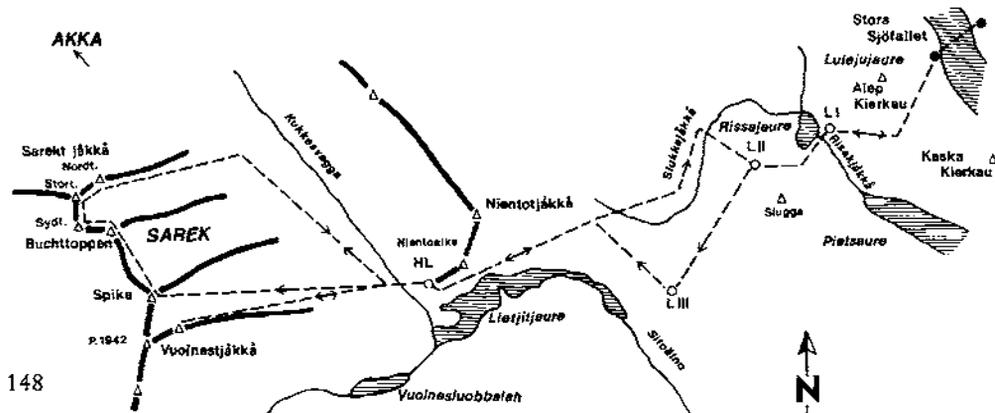
25. 7. Rückmarsch: 3 Uhr früh Aufbruch im Hauptlager, 180 kg Gepäck (6 Traglasten). Bis zur Höhe des Slugga nordwestlich des Slukkajåkkå, wo das Gelände wesentlich besser ist als in den Sumpfstrecken des Anmarschweges. Um 19 Uhr Ankunft in Stora Sjöfallet.

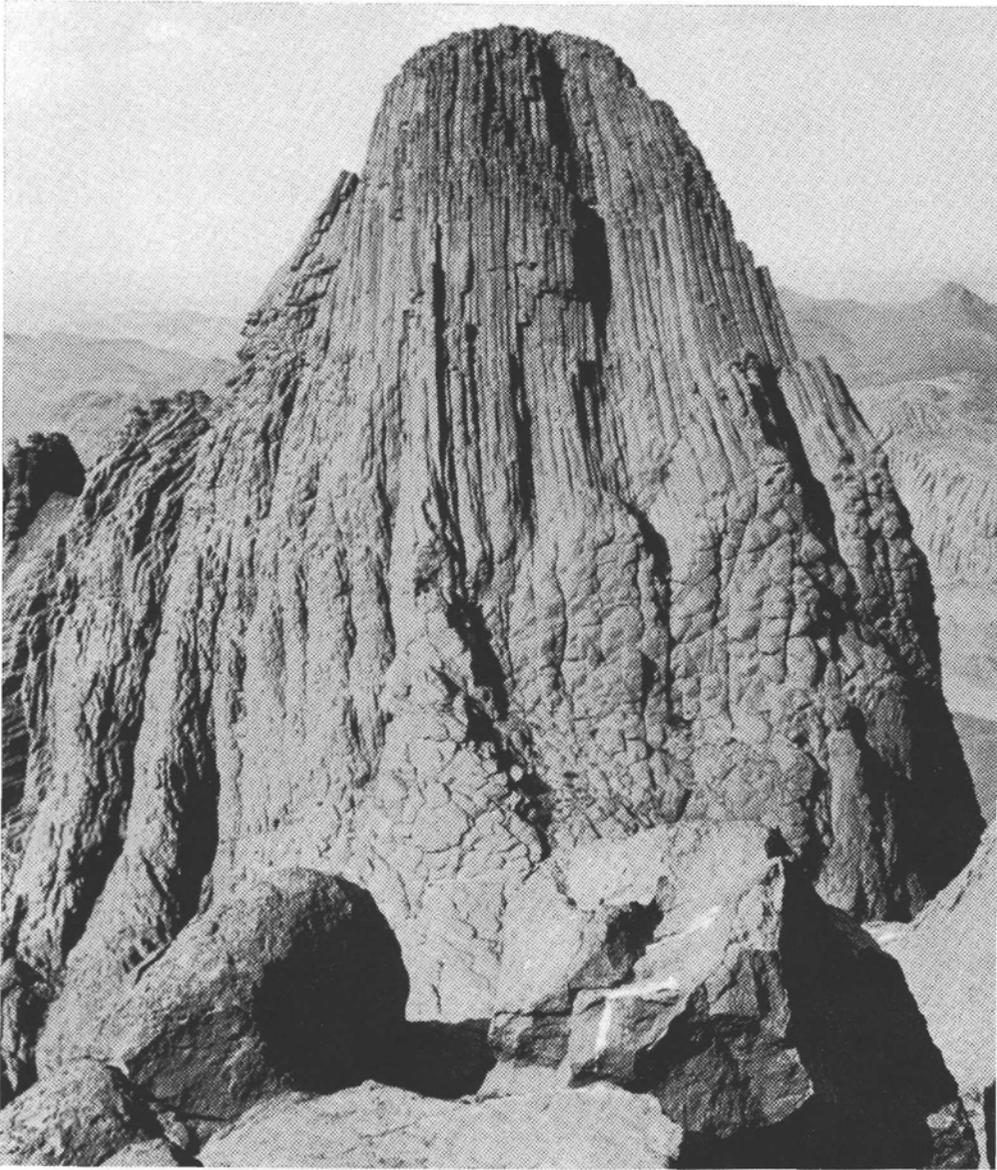
**Literatur:** Jahrbücher des Svenska Fjällklubben: Till fjälls 1952 und 1965.

Fjällturer i norra Lappland, Svenska Turistföreningens Förlag, Stockholm 1954.

Sarek — Europas letzte Wildnis, Der Bergsteiger 37 (1970, 1,50).

**Karten:** Topografisk karta över Sverige, Blatt 28 I Stora Sjöfallet, Blatt 28 H Sarek.





**Hoggar-Kundfahrt 1972**, durchgeführt von der Sektion Pongau des ÖAV; *Leiter*: Toni Aichhorn, Riedgasse 9, A-6020 Innsbruck; weitere Teilnehmer: Dr. Werner Schwarz, Dr. Ingo Sniesko, Peter Schreilechner.

*Dauer der Kundfahrt*: 25. Juli bis 2. Oktober.

*Anreise* per Landrover über Algier—Tamanrasset in die Atakorgruppe. Dort zahlreiche *Besteigungen*,

u. a. Tezouiag Nord (Bild oben); Ersterstiegen bzw. bedeutende Erstbegehungen sind im Atakor nicht mehr zu machen; der gesamte Hoggar kann als alpinistisch erschlossen gelten.

*Hauptsächliche Aktivitäten der Kundfahrt* galten deshalb einem botanischen und medizinischen Forschungsprogramm.

Foto: T. Aichhorn

## Berchtesgadener Hindukusch-Expedition 1972

Durchgeführt von Mitgliedern der Sektion Berchtesgaden des DAV.

**Teilnehmer:** Lorenz Heiß, 824 Berchtesgaden, Bergwerkstr. 74 (Leiter), Herbert Eglauer, Albert Steinbacher, Heini Brandner, Sepp Rasp, Roland Bannert, Manfred Hillebrand, Gerd Gsottschneider; Begleiter aus Kabul: Rainer Maier, Udo Blaes.

**Dauer des Unternehmens:** 18. 6. bis 5. 8. 72.

**Bergsteigerisches Ziel:** Noshaq-Gebiet in Afghanistan. (Für das ursprünglich vorgesehene Hauptziel, den 7700 m hohen Tirich Mir war wegen des Krieges zwischen Indien und Pakistan keine Genehmigung zu erhalten).

**Anreise:** Flug Wien—Athen—Teheran—Kabul. Flug von Kabul über Kunduz nach Fajzabad. Fahrt mit Lkw in den Wakhan nach Quasi Deh. **Anmarsch:** mit 53 Trägern in 3 Tagen zum Basislager (4550 m).

**Durchgeführte Besteigungen:**

4. Juli 1972 Besteigung des 6507 m hohen Aspe Safed I durch Manfred Hillebrand, Sepp Rasp und Lenz Heiß über die Nord-Flanke mit zwei Zwischenlagern (Lager I, 5200 m, Lager II, 5950 m). Abstieg auf derselben Route.

7. Juli 1972 Erstbesteigung des 6140 m hohen Aspe Safed IV durch Herbert Eglauer, Albert Steinbacher, Heini Brandner, Roland Bannert über die rechts gelegene ca. 700 m hohe, 55 bis 60° steile Eisrinne zum Sattel und weiter über den Gipfelgrat zum höchsten Punkt. Lager I wurde auf 5200 m Höhe aufgeschlagen. Wegen schlechten Wetters mußten die Erstbegeher zwei

Biwaks beziehen. Die Route wurde Berchtesgadener Rinne genannt. Abstieg ebenfalls durch die steile Rinne.

10. Juli 1972 Skibesteigung des 5700 m hohen Karpothe Yakhi durch Herbert Eglauer, Manfred Hillebrand, Gerd Gsottschneider und Lenz Heiß mit einem Lager. Abfahrt über den nach Osten abfallenden „Polen-Gletscher“. Lager I befand sich auf 5300 m Höhe.

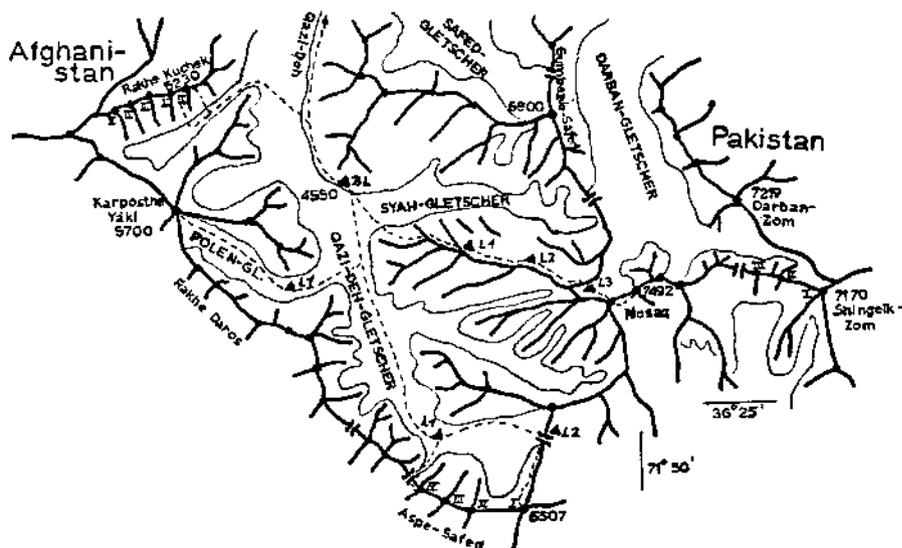
11. Juli 1972 Wiederholung der Skibefahrung am Karpothe Yakhi durch Albert Steinbacher, Udo Blaes und Rainer Maier bei dichtem Nebel, nachdem Albert Steinbacher den Gipfel alleine erreicht hat, Udo und Rainer ca. 100 m unterhalb zurückgeblieben sind.

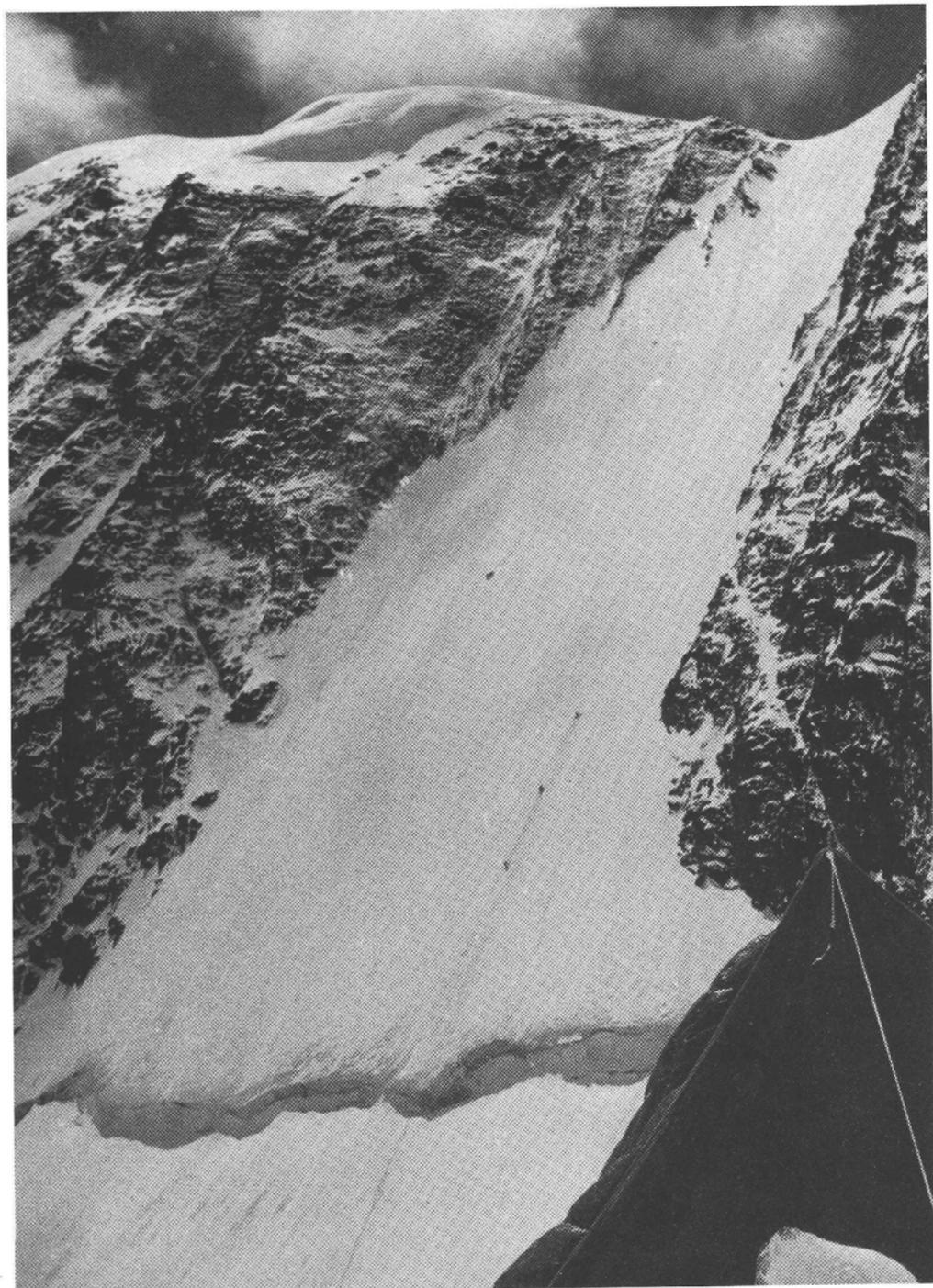
15. Juli 1972 Herbert Eglauer und Gerd Gsottschneider besteigen den 5230 m hohen Rakhe Kuchek I über seine Südwand zum erstmalig. Anschließend erklettert Herbert Eglauer den Rakhe Kuchek II (5300 m) — 2. Begehung. Noch am gleichen Tage kehren sie zurück zum Basislager.

16. Juli 1972 Besteigung des 7350 m hohen Noshaq Mittelgipfels über die Westflanke durch Albert Steinbacher und Lenz Heiß mit drei Zwischenlagern (Lager I, 5400 m, Lager II, 6200 m, Lager III, 7000 m). Heini Brandner, Manfred Hillebrand und Sepp Rasp müssen vom Lager III wegen Höhenkrankheit absteigen. Der Rückzug vom Gipfel wird wegen eines Schlechtwettereinbruchs sehr erschwert.

**Bemerkungen:** Beim DAV liegen vor: „Ratschläge für Expeditionen nach Afghanistan zum Hindukusch“ von Lorenz Heiß. Interessenten können Kopien erhalten.

## NOSHAQ-GEBIET





*Aspe-Safed IV, 6140 m, mit „Berchtesgadener Rinne“.  
Im unteren Drittel befindet sich die Viererseilschaft  
der Erstbegeber.*

## Hindukuschfahrt der Jungmannschaft Marktoberdorf 1972

*Teilnehmer:* Hubert Schmid, 8952 Marktoberdorf/Thalhofen, Obweg 5 (Leiter), Hubert Krißmer, Friedrich Weber, Alois Herbein, Alfred Herbein.

*Dauer des Unternehmens:* 5. 7. bis 20. 9. 1972.

*Anreise:* Kleinbus über Kabul, Kunduz bis Fajzabad (Straßen gut, geteert bis Kunduz). Von hier bis Fajzabad Straße in sehr schlechtem Zustand; es empfiehlt sich, in Kunduz ein Flugzeug (nicht teuer) zu nehmen. Von Fajzabad bis Hadradsaid mit einem sowjetischen Landrover.

*Bergsteigerisches Ziel:* Erkundung des bis dahin wahrscheinlich unbesuchten Argusht-Tales.

*Anmarsch:* 7 Tage von Hadradsaid bis zum Beginn des Argusht-Tales. Zunächst am Kokeha entlang bis Iskar, dann weiter am Mungan über Keran bis nach Nau, dem letzten Talort. Von hier in eintägigem Marsch bis zum Beginn des Tales. Basislager in 3800 m Höhe. Tragtiere: 8 Pferde, 1 Esel; pro Pferd ca. 60 kg/2300 Afghani. In Iskar gab es einige Schwierigkeiten, da die dortige Bevölkerung der Expedition ihre Pferde aufdrängen wollte und zunächst die Treiber hinderte über den Fluß zu setzen. Später scheuten sich die Leute aus Hadradsaid, über Tilli hinauszugehen, da Nau schon Nurdistan zugerechnet wird. Sie konnten jedoch dazu bewegt werden, weiterzugehen. Lebensmittel: Bis Fajzabad sind Lebensmittel erhältlich, natürlich nur Landeskost. In Kabul gibt es Supermärkte europäischen Stils.

### Bestiegene Berge:

*Ko-i-SA-I-BO, SW-Grat, 5060 m, III—IV, 1 Stelle V, von einem Zwischenlager in 4100 m; wahrscheinlich Erstbegehung, 14 Std.*

*P. 5370 m über NW-Grat, durchschnittlich IV—V, 1 Stelle VI. Vom Zwischenlager über einen Gletscher und anschließend über den Grat. 2 Tage, 1 Biwak.*

Errichtung eines weiteren Zwischenlagers in 4400 m, ganz im Talgrund.

Besteigung eines 5350 m hohen Berges, *Kob-e-Dusti* benannt. Anstieg über die SSW-Wand, teilweise über Büßerschnee. Gipfelwand etwa III. Vom Zwischenlager 7 Std.

*Kob-e-Shariati, 5150 m, W-Wand.* Anstieg größtenteils über ein ca. 40° geneigtes Eisfeld, das öfter mit Büßerschnee durchsetzt war. Ab Zwischenlager 4 Std.

*Kob-e-Argusht, 4950 m.* Anstieg über die S-Wand über ein 30° geneigtes Eisfeld.

*Kob-e-Gabriele, 5200 m, NW-Eisfeld, 30°.*

Diese beiden Berge wurden an zwei aufeinanderfolgenden Tagen erstiegen. Nach der Besteigung des Kob-e-Gabriele wurde in der Scharte zwischen beiden Bergen biwakiert.

Ersteigung eines bisher unbenannten 5080 m hohen Berges von der OSO-Seite, 5 Std.

Da nach vorliegenden Berichten das Argusht-Tal noch von keiner Expedition besucht worden war, ist anzunehmen, daß die aufgeführten Bergfahrten durchwegs Erstbesteigungen waren.

*Rückmarsch:* Von Nau über den Weran-Paß nach Nurdistan. Der Weg wurde von Nau bis Naglan mit Pferden zurückgelegt. Pferde sind von Wama an nur bedingt geeignet (mit Pferden 2 Tage für einen halbtägigen Fußmarsch).

## Rosenheimer Hindukusch-Kundfahrt 1972

Durchgeführt von der Sektion Rosenheim des DAV.

*Teilnehmer:* Thomas Trübswetter, 82 Rosenheim-Mitterfeld, Gleiwitzer Str. 7 (Leiter), Werner Bergmann †, Gernot Eisenmann, Heinz Heidenreich, Herbert Holzmayr, Horst Kaltow †, Antje Lenk, Paul Lenk, Ernst Schiebler, Dieter Linnemann, Christian Stacheder, Iris Trübswetter.

*Dauer des Unternehmens:* 28. 7. an Kabul bis 21. 9. ab Kabul.

*Arbeitsgebiet:* Oberes Urgunt-Tal (Darrah-e-Urgunt-e-Bala). Im Talschluß die Gipfel der Hauptkette Koh-e-Urgunt, Koh-e-Tez, Akher Chagh (über 7000 m). Tal flankiert von steilen 5000ern. Im SO Plateau Krakau, ein riesiges Gletscherplateau auf 5300 m.

*Anreise:* 3 Kleinbusse bis Kabul (14 Tage, fast durchgehend staubfrei); Flug über Moskau-Taschkent. Eigene Fahrzeuge bis Fajzabad, dann gemietete Lkw zum Wakhan. Straße läuft teilweise in Flußbetten!

*Anmarsch:* von Urgunt/Wakhan zum Basislager (4500 m).

*Bergsteigerische Tätigkeit — Chronik:*

Vorbemerkung: Bezeichnung der Gipfel mit W . . . nach Karte von Wala. Höhen sämtlich barometrisch ermittelt, nur für W 281 von Wala übernommen. E = Erstbesteigung, W = Wiederholung, NR = Neuroute. Bei Erkundungsgängen unterbleibt diese Bezeichnung.

10. 8. Ankunft im Basislager (4500).

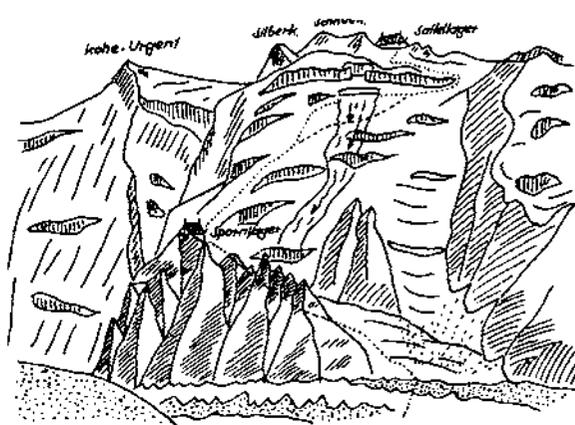
13. 8. W 259 (5800) E durch Bergmann, Eisenmann, Holzmayr, Kaltow, I. Trübswetter von NO über Gletscher, zuletzt über N-Grat.

13. 8. Vorgipfel (5710) zwischen W 282 und W 283 durch P. Lenk und Linnemann durch Schneeriane von W (Erkundung).

15. 8. Nördl. Vorgipfel (5510) von W 260 durch Bergmann, Eisenmann, Heidenreich, Holzmayr, P. Lenk, Schiebler von NO über Gletscher und brüchigen Fels (Erkundung).

15. 8. Umrundung des W 281 (Koh-e-Avval) durch Stacheder, I. und T. Trübswetter über Plateau Krakau — Avvalscharte (5550) — östl. Seitental des Tales von Urgunt-e-Bala (NR).

Die Skizze zeigt das Schneebrett zwischen Sattellager und Spornlager, das Horst Kaltow und Werner Bergmann beim Abstieg vermutlich schon am ersten Schlechtwettertag auslösten und mit dessen Schneemassen sie wahrscheinlich in die Tiefe gerissen wurden.



16. 8. W 261 (5300) E durch Bergmann, Heidenreich, Holzmayr über S-Grat, Abstieg direkt nach N durch Schutrinne.

16. 8. W 281 (5800, Koh-e-Avval) durch Kaltow und I. Trübswetter durch Schneerinne von W zum N-Grat (NR). Abstieg zu Avval-Scharte und Plateau Krakau (Normalweg der Polen).

18. 8. I. und T. Trübswetter gehen wegen Krankheit des letzteren ins Tal.

19. 8 W 260 (5600) E durch Kaltow, Linnemann von NO über N-Gipfel.

19. 8. W 282 (5820) durch Bergmann, Eisenmann, Heidenreich, Schiebler von W durch Schneerinne (NR).

19. 8. Errichtung des „Spornlagers“ (5000) durch Holzmayr und P. Lenk (Lager I zum Koh-e-Urgunt 7038).

20. 8. W 261 (5300) W durch Kaltow, Linnemann, Stacheder.

20. 8. Punkt 6010 im N-Grat des Koh-e-Urgunt durch Holzmayr und P. Lenk von NO über steilen Gletscher.

22. 8. Ausbau des Spornlagers (5000).

23. 8. Errichtung des „Sattellagers“ (5800) Lager II auf dem N-Grat des Koh-e-Urgunt durch Bergmann, Holzmayr, Kaltow, P. Lenk.

23. 8. W 281 (5800, Koh-e-Avval) W durch Eisenmann, A. Lenk, Linnemann, Stacheder durch Schneerinne von W.

24. 8. Punkt 6130 E im N-Grat des Koh-e-Urgunt durch Bergmann und Kaltow von N (vom Sattellager über Punkt 6010).

27. 8. Spornlager wird nach Schlechtwetter wieder bezogen.

28. 8. W 281 (5800, Koh-e-Avval) durch Holzmayr, P. Lenk durch steile Schneerinne von W zum N-Grat nächst dem Gipfel (NR), Abstieg von SO-Grat nach W (NR).

28. 8. Sattellager wird wieder bezogen.

29. 8. Im Sattellager sind nur Bergmann und Kaltow; abends durch Lichtzeichen letztes Lebenszeichen.

30. 8. Schlechtwetter.

31. 8. Schönes Wetter, Lawinengefahr. Keine

Zeichen mehr vom Sattellager. Das Lager selbst ist unversehrt, jedoch verlassen.

Vergebliche Suche nach den Vermissten. Schwache Spuren lassen vermuten, daß Bergmann und Kaltow beim Abstieg im schlechten Wetter von einer Lawine mitgerissen wurden.

7. 9. Abmarsch ins Tal.

*Bemerkungen:* Genehmigung für Gebirge nur durch vorherige Korrespondenz mit Deutscher Botschaft, Kabul, POB 83. Verfahren sehr bürokratisch. Verhandlungen im Gebirge um Preise brauchen Zeit. Alle im Gepäck zugänglichen Dinge sind diebstahlsgefährdet!

#### **Hindukusch-Kundfahrt 1972 der Sektion Schwaben des DAV**

*Teilnehmer:* Wolfgang Schiemann, 7 Stuttgart 31, Krokodilweg 20 (Leiter), Peter Gassenmeier, Helmut Kutscher, Hans Graf.

*Dauer des Unternehmens:* 1. 6. bis 29. 7. 72.

*Anreise:* auf dem Landwege mit Kleinbus, in dem die gesamte Ausrüstung und ein großer Teil der Verpflegung mitgeführt wurde. Reiseroute: Stuttgart, Istanbul, Ankara, Yozgat, Erzurum, Agri, Täbris, Teheran, Babolsar, Bodjnurd, Maschhad, Herat, Kandahar, Kabul, Kunduz. Hier wurde ein sowjetischer Unimog gemietet bis Qadzi-Deh. *Anmarsch:* von Qadzi-Deh im Wakhan mit 13 Trägern in 2 1/2 Tagen ins Basislager.

*Bergsteigerisches Ziel:* Hinterer Teil des Qadzi-Deh Tales. Besteigung des Noshag, 7492 m. Überschreitung zum Gumbaz-e-Safed.

Wegen des anhaltend schlechten Wetters und den immer wieder einsetzenden Schneefällen, Höhenkrankheit eines Teilnehmers, wurde kein Gipfel erreicht.

*Bemerkungen:* Für die Anwerbung der Träger und die Verhandlungen während des Anmarsches ist ein Dolmetscher notwendig, in Kabul über die deutsche Schule anwerben, Kosten 1 \$/Tag. Durch einen Fall von akuter Höhenkrankheit im Basislager wird eindringlich darauf hingewiesen, daß ein kleines Sauerstoffgerät für medizinische Zwecke unbedingt zur Ausrüstung gehört.

## 1. Himalaya-Paddel-Expedition 1971

*Teilnehmer:* Dr. Raimund Margreiter, A-6020 Innsbruck, Sternwartestr. 4 c (Leiter), Dr. Uli Schwabe, Hermann Flory, Horst Hupfaut, Klaus Juranek, Hans-Jörg Moser, Dipl.-Ing. Helmut Ohnmacht.

*Dauer des Unternehmens:* 14. 8. bis 5. 10. 1971.

*Anreise:* VW-Bus: 4 Personen mit Expeditionsgepäck und 5 Booten (1200 kg); 3 Personen mit Flugzeug. Route: Innsbruck — Belgrad — Sophia — Istanbul — Ankara — Erzurum — Täbris — Teheran — Meshad — Herat — Kandahar — Kabul — Peshawar — Rawalpindi — Swat — Industal — Gilgit.

Zur Autofahrt durchs Indus-Tal nach Gilgit: Straße zur Zeit der Expedition gerade im Bau. Einzige Verbindung mit China! Von Nowshera (zwischen Peshawar und Rawalpindi) nach Malakand und ins Swat-Tal. Von dort über einen Paß hinüber ins Industal nach Besham. Damals war die Straße 3 Tage für den Verkehr geöffnet und 3 Tage gesperrt. Wann die Straße gesperrt und wann geöffnet ist, konnte in Rawalpindi niemand sagen. Bis Chilas katastrophale Straßenverhältnisse, es mußte fast durchgehend im ersten Gang gefahren werden, bis auf den Fahrer sind oftmals alle ausgestiegen um zu schieben und Steine aus dem Weg zu räumen. Angeblich war der VW-Bus der erste Wagen seiner Art in Gilgit. Bisher nur Jeeps, Geländefahrzeuge und Lkw's.

### *Befahrene Flüsse:*

*Befahren wurden auf der Anreise:*

1. *Karadj-Fluß in Persien* (nahe Teheran); befahrene Strecke: 22 km verblocktes Wildwasser

mit beträchtlichem Gefälle, Schwierigkeitsgrad IV.  
2. *Kabul-River in Afghanistan*, östlich von Kabul: befahren wurde die gesamte Schlucht vom Kraftwerk bis in die Ebene, insgesamt 24 km. 3 Übertragungen, Wasser 25 Grad warm. Stark verblockt. V.

*Im Hindukush:*

1. *Gabral* (einer der beiden Quellflüsse des Swat), Einbootstelle nördlich der Ortschaft Gabral in 2300 m, Ausbootstelle 6 km südlich von Kalam am Swat (2030 m). Schwierigste Schwallstrecken. V. 5 km unbefahrbar.

2. *Swat*. Fortsetzung der Befahrung des Swat 15 km südlich von Kalam (2000 m). Befahrung bis Saidu Sharif (860 m): 85 km, V, die letzten 25 km II. Im Oberlauf verblockt, im Unterlauf vorwiegend Schwallstrecken.

*Im Karakorum:*

1. *Hunza*: Einbootstelle nördlich von Nomal (1600 m), Befahrung bis zur Einmündung in den Gilgit. 25 km, V. Wasserreicher Fluß mit mächtigen Schwallstrecken, sandiges, grauschwarzes Wasser. Befahrung des Hunza von weiter oben aus politischen Gründen nicht möglich.

2. *Yasin* (einer der beiden Quellflüsse des Gilgit), Einbootstelle nördlich der Ortschaft Yasin (2800 m), Befahrung bis zum Zusammenfluß mit dem Phandar bei Gupis (2350 m). 22 km, V.

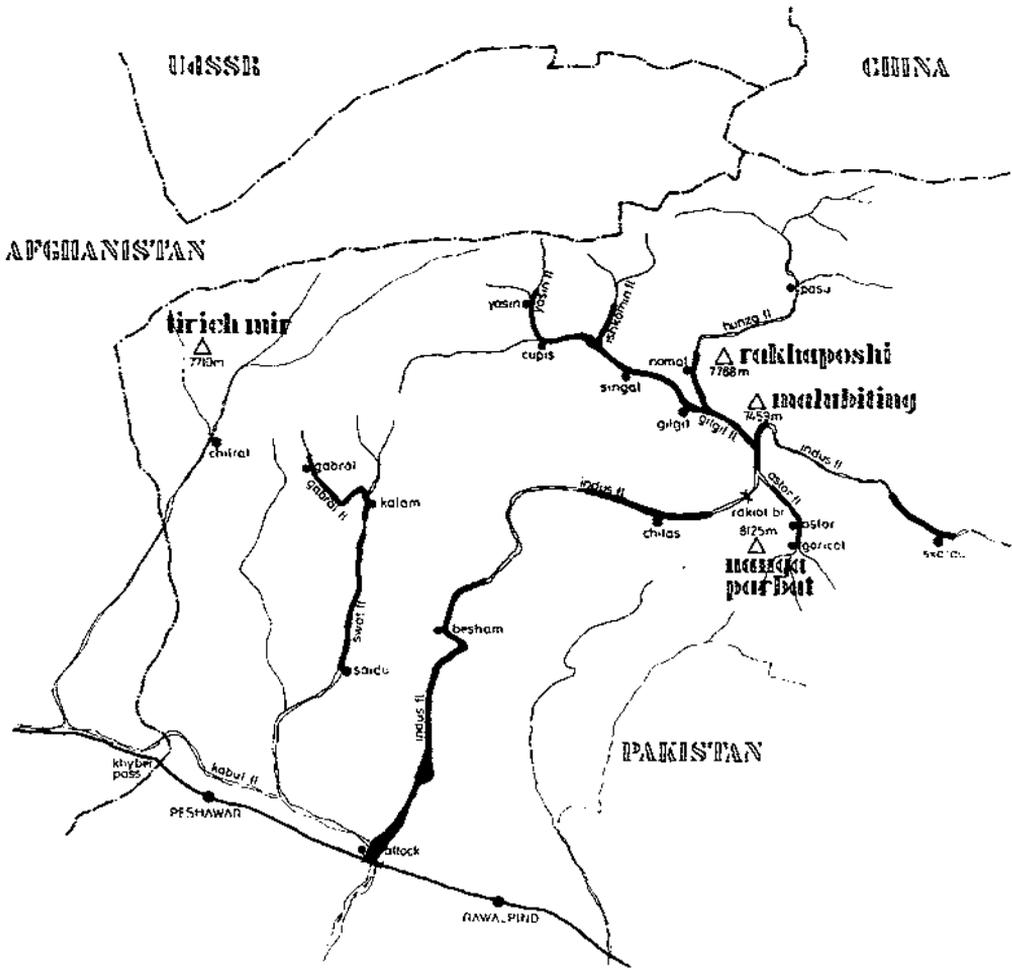
3. *Gilgit*

Von Gupis bis zur Einmündung in den Indus (1250 m) 135 km, V—VI, 20 km im mittleren Abschnitt II—III.

Wuchtiger, gefährlicher Fluß. Den Hauptschwierigkeiten muß unbedingt ausgewichen werden.

*Indus. Vor der Rhakiot-Brücke nördlich des Nanga Parbat.*





Mehrere kurzstreckige Übertragungen.

4. *Iskoman*, nördlicher Nebenfluß des Gilgit Einbootstelle bei Chatorkand (2100 m), Befahrung bis zur Einmündung in den Gilgit (1900 m) 12 km, IV—V.

5. *Astor*.

Einbootstelle östlich von Gurikot (2400 m). Eine Befahrung von weiter oben wegen der nahen Feuerlinie im Kashmir-Konflikt nicht möglich. Befahrung bis zum Abbruch hinunter ins Indus-Tal (1900 m) 27 km, VI.

6. *Indus*.

Von Skardu (2400 m) bis zum Beginn einer 150 km langen, unbefahrten Schlucht (2300 m) 30 km II, die letzten km V. Kurz vor der Gilgit-Mündung (1300 m) bis zum Beginn der Rhakiot-Schlucht (1194 m), 22 km II. Man hat hier vom Boot aus die Rhakiot-Seite des Nanga Parbat vor Augen! Nördlich von Chilas (1150 m) bis zum Beginn des Indus-Durchbruches durch das Vor-

gebirge (1080 m) 71 km II—III. Von Chakai (880 m) bis Tarbela (365 m) 170 km, V—VI, von Tarbela bis Attock (300 m) 50 km II.

Indus ist ein riesiger Fluß (Abfluß des gesamten westlichen Himalaya-Gebirges). Zur Zeit der Befahrung bei der Alam-Brücke (nördlich der Rhakiot-Brücke) 17 m (!) tief (höchster Wasserstand 21 m, niedrigster Wasserstand im Winter 14 m) bei einer Breite von 80 m.

Unvorstellbare Wasserwucht, teilweise äußerst gefährlich!

Insgesamt wurden 688 km zum Großteil schwierigstes Wildwasser auf 8 verschiedenen Himalaya-Flüssen erstmals befahren. Vom Fuße der Himalaya-Riesen in fast 3000 m sind die Expeditionsteilnehmer quer durch das ganze Himalaya-Massiv bis hinunter in die indisch-pakistanische Tiefenebene gepaddelt.

Dazu kommen noch 46 Wildwasserkilometer, die auf der Anreise befahren wurden.

## Allgäuer Himalaya-Expedition 1972

Durchgeführt von vier Mitgliedern der Sektion Allgäu-Kempten und einem Mitglied der Sektion Trostberg

### Teilnehmer:

Dr. Karl-Dieter Fuchsberger (Leiter), 896 Kempten (Allgäu), Salzstr. 2, Helmut Schaefer, Franz Bischof, Wolfgang Reichhart, Franz Dürschmidt (Trostberg)

*Dauer des Unternehmens:* 22. 4.—10. 6. 1972

### Anmarsch:

Von Kathmandu mit gemietetem Omnibus auf der Chinastraße 86 km nach Barabise. Mit 5 Sherpas und 25 Trägern durch den Rolwaling-Himal über den Trashi-Labtsa-Paß nach Namche Bazar (Route der großen Rolwaling-Himalaya-Bergfahrt des DAV).

Zur Akklimatisierung wurden während des Anmarsches der Kang Pom Ri (5750 m), der Ramdung (6050 m), ein bisher namenloser, von uns „Gartenzwerg“ genannter Fünftausender (5800 m, erstmals 1953 von einer schottischen Expedition erreicht), sowie der Parchamo (6272 m) bestiegen.

### Bergsteigerisches Ziel:

Erstersteigung des Kongde Ri (Kwangde) im Solu-Khumbu-Gebiet. Der doppelgipfelige Sechstausender bildet den nordöstlichen Eckpfeiler der Lumding-Khola-Gruppe. Die NO-Flanke ist von Namche Bazar und Tengpoche, der N-Absturz von Thame aus gut sichtbar.

### Besteigungen:

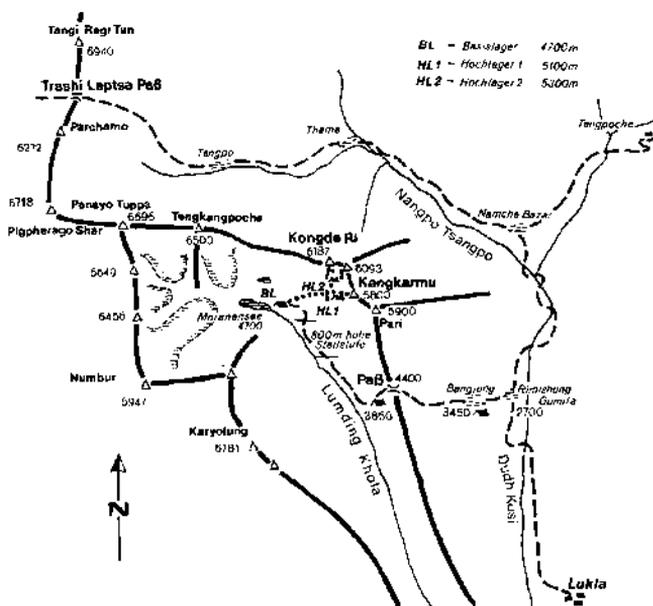
Die Besteigung des Kongde Ri erfolgte von Süden aus der Lumding-Khola. Dieses von Expeditionen

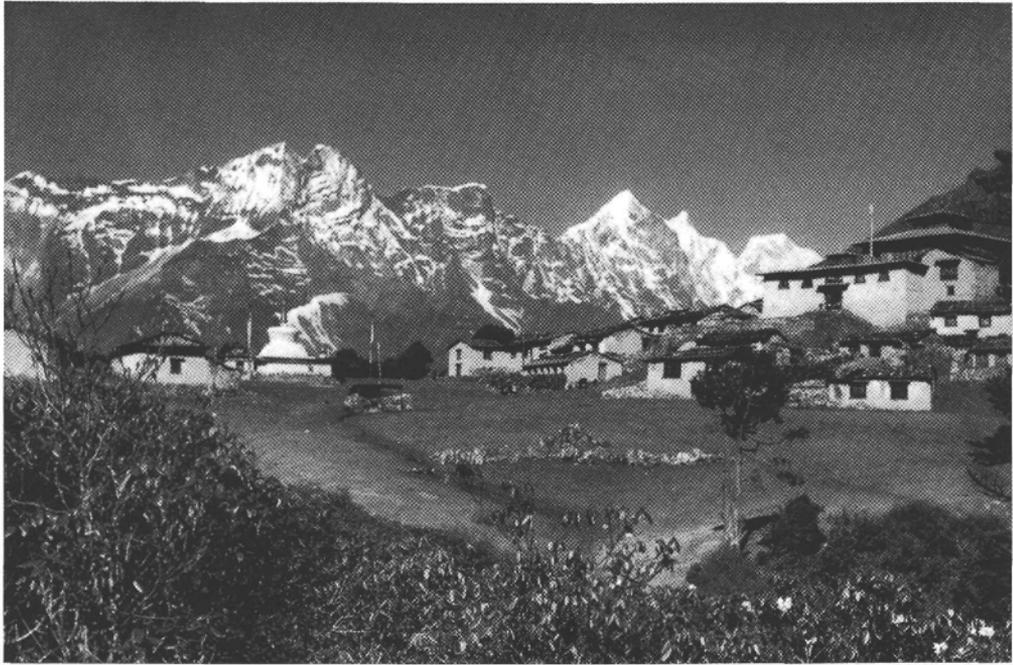
bisher nicht besuchte Tal (3850 m) wurde mit 4 Sherpas und 14 Trägern von Rimishung aus (2700 m, Sherpaname: Gumila, oberhalb des Dudh Kosi gelegen) nach Übersteigung eines 4400 m hohen Grates erreicht. Die ca. 800 m hohe Talsperre wurde östlich riesiger Wasserfälle überwunden. Im erweiterten oberen Talkessel lag das Basislager am unteren Ende eines großen Moränensees in 4700 m Höhe. Östlich hinauf über einen 400 m hohen Moränenhang und ein Felsplateau gelangte man zu einem Felsgrat und erhält erstmals Einblick in die vergletscherte Südseite des Kongde Ri. Auf einem schmalen Schuttband abwärts querend wurde ein kleiner Gletschersee erreicht und an seinem Südufer Hochlager I (5100 m) errichtet. Hochlager II lag in 5300 m Höhe in einem Felskar. Der Zugang zu dem oberen Gletscherbecken erfolgte von W nach O über ein breites, eisschlaggefährdetes Band oberhalb einer glatten, ca. 100 m hohen Felsplatte unter den Eisabbrüchen des W-Gipfels. Die Schlüsselstelle bildete eine 25 m hohe, fast senkrechte Eisnase. Über Gletschermulden und eine Steilrinne gelangte man unter die W-Flanke des eisdurchsetzten SSO-Grates, der zum O-Gipfel führt. Über diese Steilflanke und den langen Blockgrat erreichten am 27. 5. 72 alle fünf Expeditionsteilnehmer den 6093 m hohen O-Gipfel des Kongde Ri.

Franz Dürschmidt gelang am 29. 5. 1972 über die Südflanke (Abstieg SW-Grat) allein die Erstersteigung des ca. 5800 m hohen Kangkarmu, der sich südsüdöstlich des Kongde Ri-Ostgipfels erhebt.

### Sonstige Aktivitäten:

Es wurde ein Super-8-Farb-Film gedreht.





*Das Kloster Tengpoche gegen Lumding-Khola-Gruppe, mit Kangkarmu (am linken Bildrand), Ost- und Westgipfel des Kongde Ri, Tengkangpoche und Panayo Tappa.*

*Foto: H. Schaefer*



*Kangkarmu (ca. 5800 m) und Pari (ca. 5900 m). Erstbesteigung des Ersteren am 29. 5. 72 über die Südflanke, Abstieg über den SW-Grat durch Franz Dürschmidt.*

*Foto: W. Reichhart*

## Bayerische Himalaya-Fahrt 1972

Durchgeführt von Mitgliedern der Sektion München, Kempten und Lindau des DAV.

*Teilnehmer:* Wolfgang Weinzierl, 8 München 82, Ingeborgstr. 49 (Leiter), Peter Vogler, Klaus Harder, Gustav Harder, Michaela Wegert.

*Dauer des Unternehmens:* 16. 2. bis 14. 7. 1972.

*Anreise:* Mit 2 VW-Bussen über Teheran — Kabul — Lahore — Karachi; Schiff (wegen Grenzschwierigkeiten) Karachi — Bombay; Bombay — Kathmandu — Barabise, 60 km östlich Kathmandu an der Chinastraße.

*Bergsteigerische Ziele:* Berge des Ripimu- und Tolambau-Beckens im östlichen Rolwaling Himal.

*Anmarsch:* von Barabise 7 Tage ins Hauptlager oberhalb Nangaon (30 Träger).

### *Bestiegene Berge:*

*Chobutse*, Sherpaname: *Kang Daré*, 6700 m, Erstbesteigung über die NO-Wand. Zeit: 14 Tage, 3 Hochlager = Schneehöhlen in 5100, 5900, 6200 m Höhe, kombiniertes Gelände, etwa 250 m versichert. Ersteigung am 24. 4. 72.

*Pimu*, 6300 m, Erstbegehung des S-Grates;

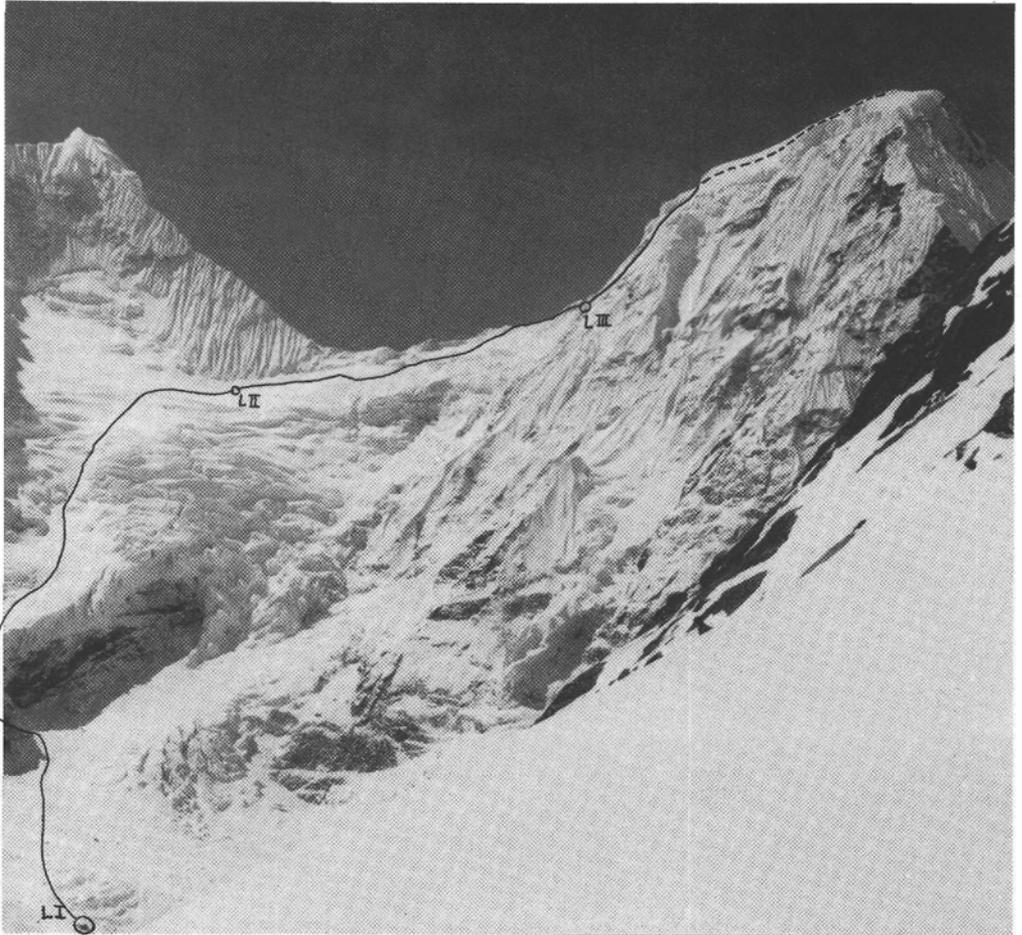
*Little Takargo*, 6150 m (wahrscheinlich schon bestiegen), beide Berge am oberen Tolambau-Gletscher, bestiegen vom Tolambau-Lager 5300 m ohne Zwischenlager.

Außerdem wurden zwei unbedeutende 5000er südlich des Hauptlagers erstiegen.

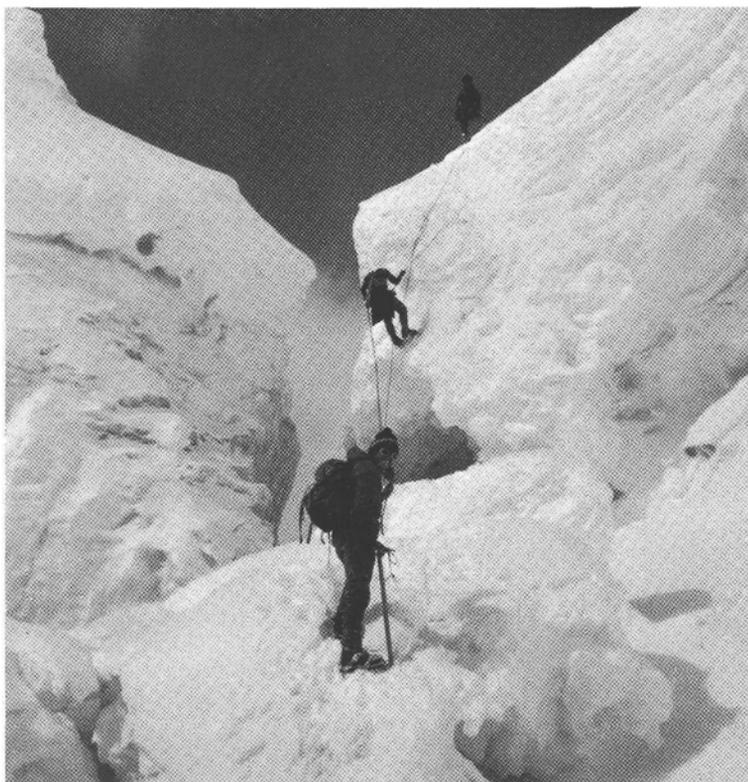
*Rückmarsch:* 7 Tage, 13 Träger.

*Bemerkungen:* Auf der Anreise wurde der *Dema-vend*, 5670 m, mit Ski erstiegen; auf der Rückreise im Cilo Dag (Osttürkei) der „*Petersberg*“, 2900 m.

*Die Aufstiegsroute zum Chobutse (6700 m) über die NO-Wand. Links der Takargo.*



*Münchener Rolwaling-Himal-Fahrt:  
Im Abstieg vom  
P. 6293, 2. Besteigung  
am Weg der Erst-  
ersteiger.*



*Foto: L. Klement*

### **Münchener Rolwaling-Himal-Fahrt 1972**

Durchgeführt von der Jungmannschaft der Sektion München des DAV.

*Teilnehmer:* Franz Ludwig Klement, 8 München 80, Morgenrothstr. 47 (Leiter), Anni Klement, Florian Maurer, Ferdinand Pfordte, Max Leonhard, Harro Stork.

*Dauer des Unternehmens:* 13. 2. bis 4. 6. 1972.

*Anreise:* München — Istanbul — Ankara — Teheran — Meshed — Kabul per Kleinbus. Kabul — Kathmandu per Flugzeug.

*Arbeitsgebiet:* Rolwaling Himalaya — südlicher Teil und oberes Tolam Bau Becken.

*Anmarsch:* Ausgangsort Barabise an der Chinastraße (Kathmandu — Lhasa; 1 Tag von Kathmandu per Bus); mit 40 Trägern (Sherpas und Tamang) in 7 Tagen über Charikot nach Behding. Hauptlager oberhalb Nangaon auf 4350 m Höhe. *Bestiegene Berge:* (H = Hochlager)

1. *Yalungtse*, 5910 m, *N-Grat*, zweimal im Alleingang, wurde von der Südseite schon öfters bestiegen, ein Zwischenlager auf 5100 m (H 1): 21. 3. Stork, 22. 3. Pfordte, 23. 3. Leonhard und Stork.

2. *Jalungkang*, 5750 m, *O-Grat*, 3. Besteigung. Felsgrat (teilweise brüchig, aber auch bombenfest), etwa 10 Seillängen (Schwierigkeiten II bis III), ein Zwischenlager auf 5400 m (H 2): 26. 3. F. Klement, Leonhard, Maurer, Pfordte, Stork.

3. *Zirkokang oder Kang Pom Ri*, 5786 m, *O-Grat*, bereits viele Besteigungen, Zwischenlager auf 5400 m (H 2): 27. 3. A. u. F. Klement, Leonhard, Pfordte, Stork.

4. *Dschadirgo*, 5560 m, *O-Grat*, 1. Besteigung. Felsgrat, ca. 6 Seillängen, teilw. II, ein Zwischenlager 5400 m (H 2): 28. 3. A. u. F. Klement.

5. *Kidakomago*, 6050 m, *NW-Flanke*, 2. Besteigung (Weg der Erstbegeher unbekannt). Reiner Eisanstieg: 400 m Eisflanke ca. 45°—50°, danach verschiedene senkrechte Eisstufen, zuletzt scharfer Grat mit Schwimmschnee, ein Zwischenlager 5400 m (H 3), ein Biwak auf 5900 m: 1./2. 4. Leonhard, Pfordte, Stork.

6. *Singkar*, 6263 m, *SW-Grat*, 1. Begehung/3. Besteigung. Durch Spaltenlabyrinth zum SW-Grat, 5 Eisseillängen, 2 Felsseillängen, dann über das weite Gipfelplateau zum Gipfelaufbau, ein Zwischenlager 6050 m (H 4): 13. 4. Leonhard, Stork, 15. 4. F. u. A. Klement (bis 6180 m), 15. 4. Gebr. Pfordte.

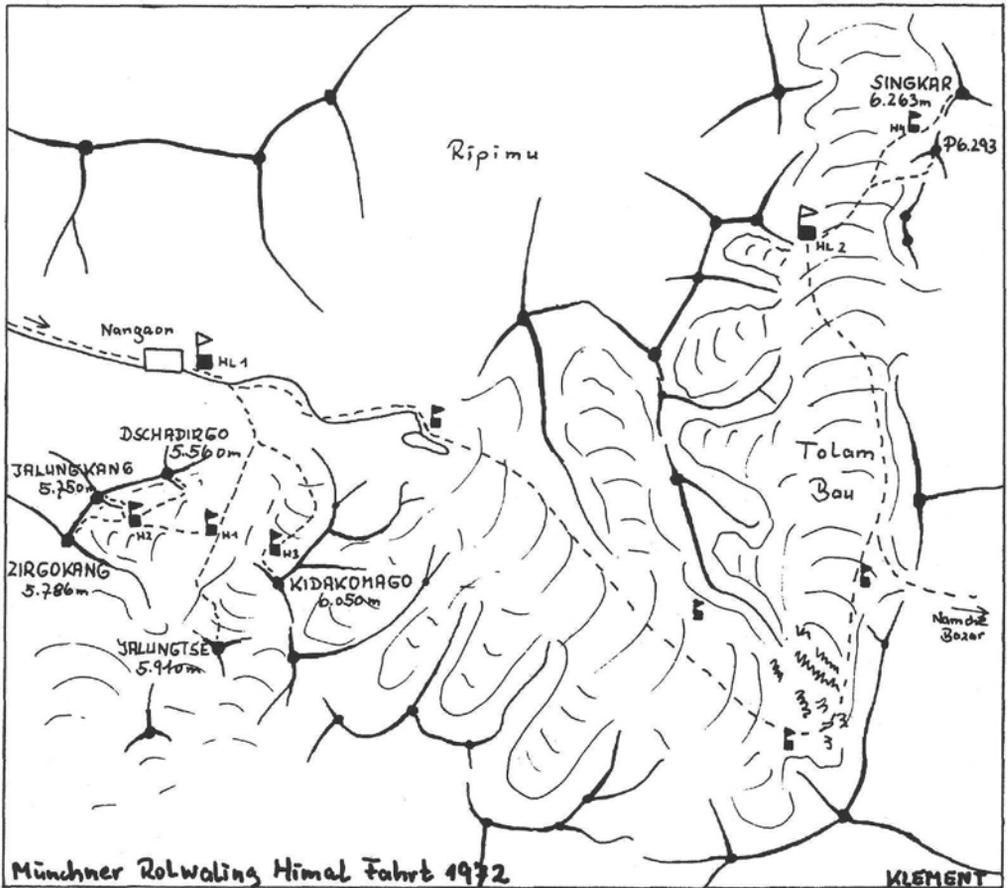
7. *P. 6293*, *SW-Flanke*, 2. Besteigung am Weg der Erstbesteiger. Reiner Eisanstieg, einzige Schwierigkeit: Riesenspalte — Spaltenwand etwa 1 Seillänge 60—65°, vom Hauptlager 2, 5800 m, aus: 17. 4. F. Klement, Leonhard, Pfordte, Stork.

*Rückmarsch und Rückreise:* Trashi-Labsta-Paß 5755 m — Thame — Namche Bazar — Lukla, ab Lukla mit Flugzeug nach Kathmandu.



Die bestiegenen Gipfel: Singkar, 6264 m (2. v. links) und P. 6293 (rechts) vom Hauptlager 2 in 5800 m Höhe.

Foto: L. Klement



## Tiroler Himalaya-Expedition 1972

Durchgeführt vom Verband der Österreichischen Berg- und Skiführer, Tiroler Sektionenverband.

*Teilnehmer:* Wolfgang Nairz, A-6020 Innsbruck, Kaiser-Josef-Str. 3 (Leiter), Dr. Oswald Ölz, Reinhold Messner, Horst Fankhauser, Hansjörg Hochfilzer, Hans Hofer, Franz Jäger †, Josl Knoll, Andi Schlick †.

*Dauer des Unternehmens:* 25. 2. bis 18. 5. 1973.

*Bergsteigerisches Ziel:* Besteigung der Manaslu-Südwand. Wandhöhe fast 4000 m, Länge ca. 10 km.

*Anreise:* Flug über Indien nach Nepal; auch Gepäcktransport per Flugzeug. Ein Großteil der Expeditionsverpflegung wurde in Kathmandu eingekauft, um Gewicht zu sparen. Flug Kathmandu — Pokhara.

*Anmarsch:* Von Pokhara nach Begnas Tal — Baklung Pani-Khudi, das Marsyandital nach Norden bis Naje, dann nach Osten ins Dona Khola. Basislager am Thulagi-Gletscher. Von Pokhara bis Basislager mit Trägern 13 Tage, ohne Träger 6 Tage. Am ganzen Anmarsch ist Ernährung aus dem Lande möglich.

*Basislager am Thulagigletscher; im Hintergrund der 600 m hohe Felspfeiler, die einzige Möglichkeit, in den Mittelteil der Wand zu gelangen.*

*Foto: W. Nairz*

## Erstbesteigung der Manaslu-Südwand, 8156 m

Auszüge aus dem Expeditionsbericht von Wolfgang Nairz.

„Die Aufstiegsroute gliedert sich in 4 Teile:

1. Nur über einen 600 m hohen, teilweise überhängenden Felspfeiler war es möglich, in den Mittelteil der Wand zu gelangen. Teilweise wies der Fels den VI. Schwierigkeitsgrad auf, man kann die Kletterei mit der Nordwand der Gr. Zinne, Comiciführe, vergleichen. Der gesamte Pfeiler wurde mit Strickleitern und fixen Seilen versehen, um den Sherpas einen sicheren Lastentransport zu ermöglichen.

Über dem Pfeiler eine Eiswand, die in das anschließende Eislabyrinth führt. (Am Pfeilerfuß befand sich das Pfeilerlager, am Pfeilerkopf L I.)  
2. Die Route führt durch das Eislabyrinth in das ca. 6 km lange „Schmetterlingstal“. Der Weg wurde mit 300 Bambusstangen markiert, um auch bei Schlechtwetter zurückzufinden. Die Route führt durch das Tal (in der Mitte L II, 5850 m) und bis zum Südwestsattel, dort stand L III in 6600 m.

3. Von Lager III ermöglicht eine steile Eiswand



*Kletterei am Felspfeiler der Manaslu-Südwand. Teilweise wies der Fels den VI. Schwierigkeitsgrad auf. Der gesamte Pfeiler wurde mit Strickleitern und fixen Seilen versehen, um den Sherpas einen sicheren Lastentransport zu ermöglichen.*

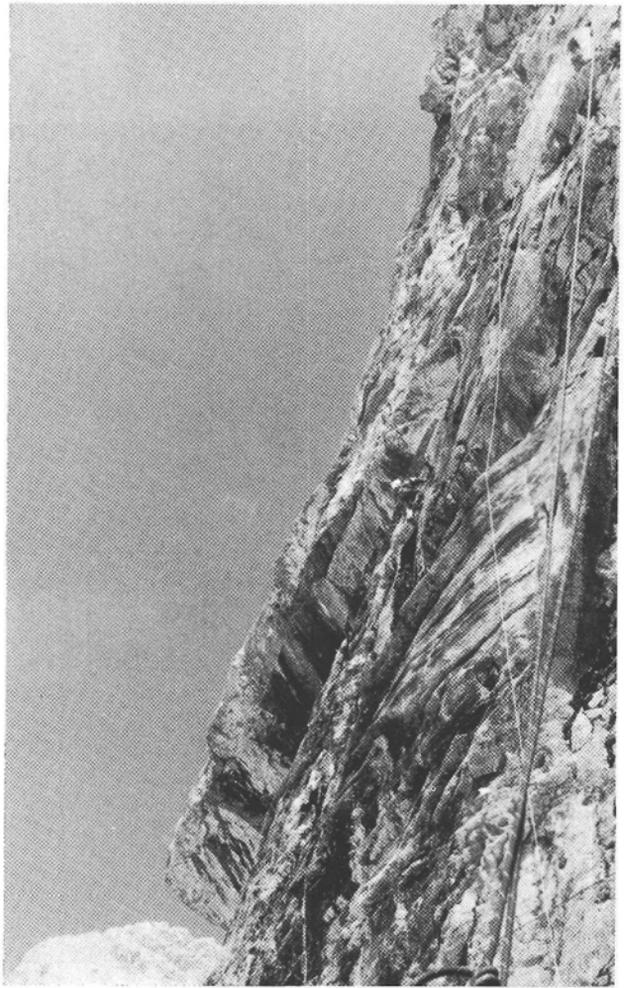


Foto: W. Nairz

(an Steilheit und Schwierigkeit mit der Ortler-Nordwand zu vergleichen) den Aufstieg zum Gipfelplateau, wo auf 7400 m Lager IV errichtet wurde.

4. Das Gipfelplateau, ca. 2,5 km lang und 1,5 km breit, im unteren Teil sehr flach und ungefährlich. Am Ende ein Grat, der zum Gipfel führt.

In der ersten Aprilwoche gelang der endgültige Durchstoß ins „Schmetterlingstal“. Am 9. April wurde Lager II errichtet. In der Nacht wurde dieses Lager durch eine Lawine teilweise zerstört. In derselben Nacht fanden zehn Sherpas und fünf Teilnehmer einer südkoreanischen Expedition an der Nordseite des Manaslu den Tod durch eine Lawine. Das Wetter blieb weiter schlecht und alle Teilnehmer stiegen wieder ins Hauptlager ab.

Mitte April: Wiederaufbau von L II, der Lastentransport über den überhängenden Teil des Pfeilers war in vollem Gange. Zur Akklimatisation bestiegen Josl Knoll, Hansjörg Hochfilzer und Hans Hofer den 5850 m hohen „Führergipfel“.

Reinhold Messner gelang die 1. Besteigung des 6900 m hohen „Hervis-Peak“, Horst Frankhauser und Wolfgang Nairz bestiegen erstmals die 6650 m hohe „Stubai-Spitze“. In den darauffolgenden Tagen erreichten alle Teilnehmer Lager III.

In zwei Etappen wurde von Reinhold Messner und Franz Jäger, mit Unterstützung von Sherpas, Lager IV in 7400 m Höhe aufgestellt.

Der erste Gipfelangriff wurde bis ins kleinste Detail vorbereitet und für den 25. April festgesetzt. Alle Expeditionsteilnehmer waren zwischen Lager II und Lager IV verteilt. Eine längere Schönwetterperiode hatte die Voraussetzungen für den geplanten Angriff geschaffen und ließ einen planmäßigen Verlauf erhoffen.

In den frühen Morgenstunden starteten Reinhold Messner und Franz Jäger in Richtung Gipfel. Gleichzeitig stiegen Horst Frankhauser und Andi Schlick zur Unterstützung der Gipfelmansschaft nach Lager IV auf. Hansjörg Hochfilzer und

Hans Hofer, die sich für den Aufbau der Lagerkette besonders eingesetzt hatten, kehrten für eine Erholungspause ins Basislager zurück, Wolfgang Nairz, Josl Knoll und der Sirdar Urkien rückten nach L III vor.

Über das Hochplateau des Manaslu kam die Gipfelmanschaft aufgrund der guten Schnee- verhältnisse und des für den Manaslu einmaligen Wetters überraschend schnell voran. Da am Beginn keine klettertechnischen Schwierigkeiten zu überwinden sind und vorwiegend spaltenfreies Gelände zu finden ist, gingen sie seilfrei. Gegen 10.00 Uhr vormittags — die beiden befanden sich am Beginn zweier Steilaufschwünge, die zum Gipfelgrat führen — entschloß sich Franz Jäger, allein ins Ausgangslager zurückzukehren. Er hatte Bedenken, den Gipfel und den Abstieg am selben Tag noch zu schaffen und wollte unter keinen Umständen biwakieren. Reinhold führte sich noch in bester Verfassung — auch er wollte die Risiken einer Biwaknacht in der Todeszone nicht eingehen —, aber er glaubte, den Gipfel ohne Biwak schaffen zu können. Zwischen Lager IV und dieser Stelle war nur Gehgelände und es bestand keinerlei Absturzgefahr, das Wetter versprach gut zu bleiben und keiner zweifelte, daß Franz allein ins Lager zurückkommen würde. Er war in guter körperlicher Verfassung, bestens ausgerüstet und versprach in Lager IV auf Reinhold zu warten und Tee zu kochen. Reinhold setzte vereinbarungsgemäß den Aufstieg alleine fort.

Über zwei steile Firnhänge erreichte er den

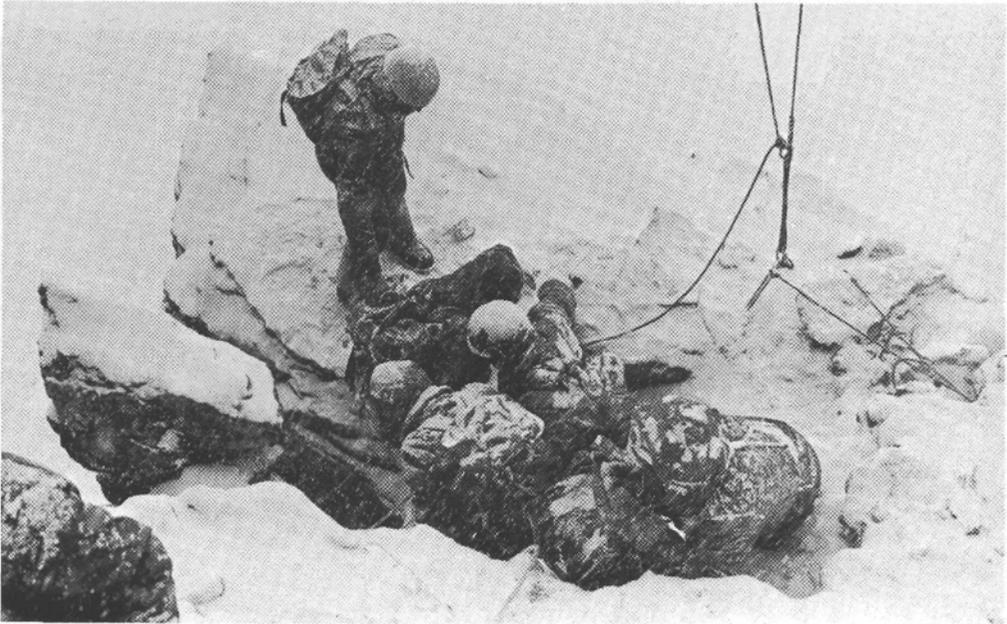
Gipfelgrat und über diesen in mäßig schwieriger Kletterei um 14.00 Uhr den höchsten Punkt. Damit war der Manaslu nicht nur erstmals von Süden her, sondern auch ohne Sauerstoff bezwungen.

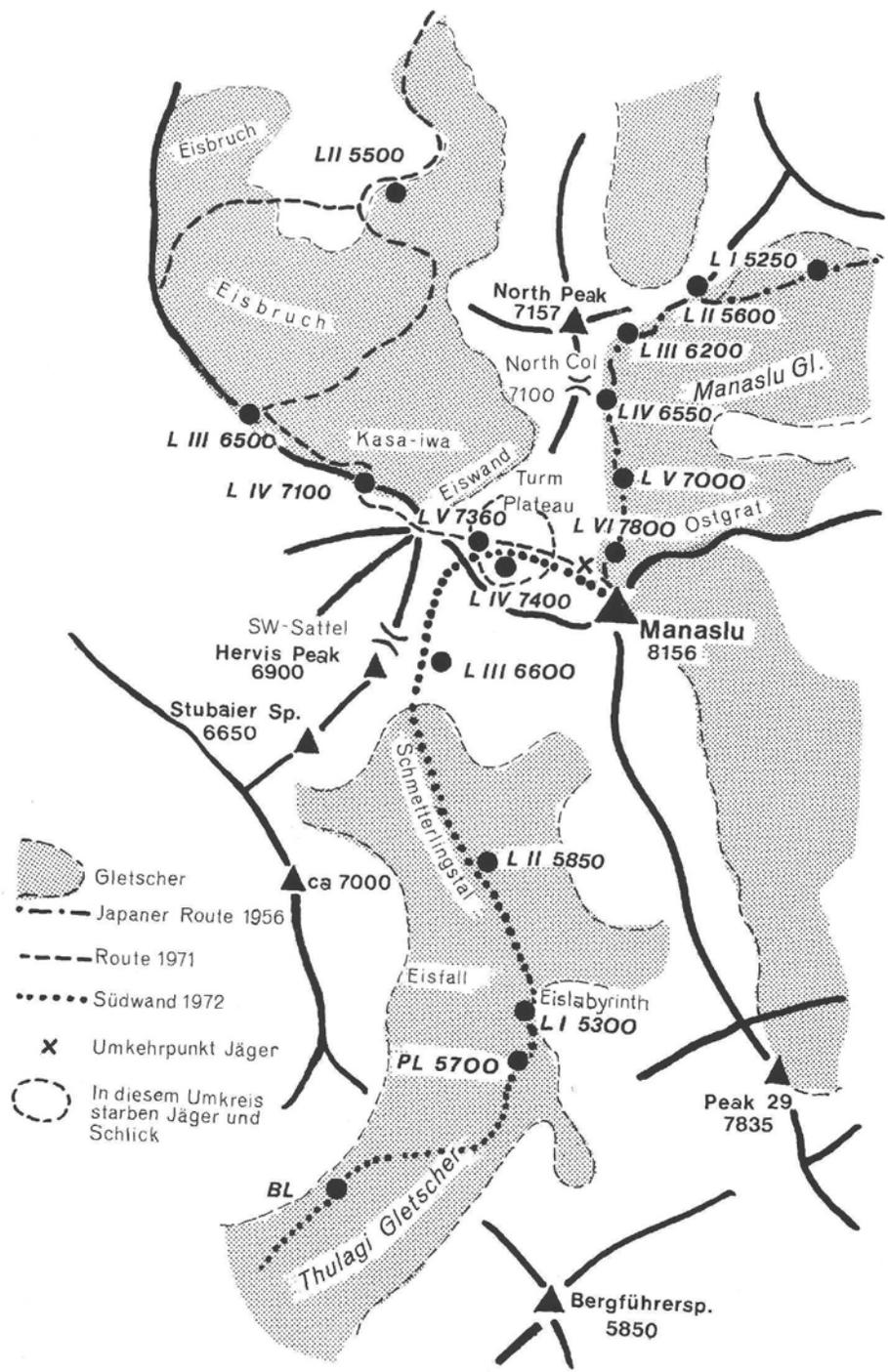
Der Abstieg verlief anfangs reibungslos und rasch. Plötzlich und unerwartet kamen Nebel und Schneesturm auf und der weitere Abstieg wurde nun zum Wettlauf mit dem Tod. Während Reinhold sich über die Aufstiegsroute hinabkämpfte, vermutete er Franz mit Sicherheit im Zelt in Lager IV. Der Schneesturm steigerte sich, es war unmöglich mit Brillen zu gehen. Mund und Augen vereisten und die Lage schien hoffnungslos. Reinhold irrte am Gletscherplateau, das Zelt suchend, umher, konnte einige Male Franz' Stimme hören und wähnte sich dem Zelt nahe. Nach langem Suchen fand er das Zelt und stellte mit Bestürzung fest, daß Franz nicht da war, Horst und Andi befanden sich darin.

Horst verließ sofort das Zelt, um nach Franz zu schauen, er stieg das Plateau aufwärts und hörte Franz rufen. Horst kehrte ins Zelt zurück und stieg zusammen mit Andi neuerdings auf, in der Hoffnung, Franz Hilfe bringen zu können. Sie versuchten in Richtung der Rufe zu gehen, doch der Orkan steigerte sich von Minute zu Minute und die Rufe verloren sich im Wind. Aufgrund der extremen Wetterbedingungen und der herein- gebrochenen Nacht war an eine weitere Suche nicht zu denken und die einzige Überlebenschance für Horst und Andi bestand darin, sich

*Wettersturz am Pfeiler.*

*Foto: W. Nairz*





Rechts: Der 600 m hohe Felspfeiler der Manaslu-Südwan.  
Foto: W. Nairz



ein Schneeloch zu graben und darin Schutz vor Kälte und Sturm zu finden.

Reinhold verließ in der Zwischenzeit mehrmals das Zelt, um durch Rufe und Lichtzeichen den Freunden Orientierungshilfe zu geben. Immer wartete er vergebens auf Antwort. Der Funkkontakt mit den unteren Lagern wurde die ganze Nacht aufrecht erhalten, aber wir glaubten unsere Freunde im Schutz einer Schneehöhle.

Nach mehrmaligem Drängen von Andi erklärte sich Horst bereit, mit ihm die Schneehöhle zu verlassen, um das Zelt zu suchen. Nach kurzer Zeit mußte er die Hoffnungslosigkeit dieses Unternehmens einsehen und grub erneut eine Schneehöhle, in der die beiden Schutz fanden. Nach geraumer Zeit verließ Andi die Schneehöhle mit der Bemerkung, nach dem Wetter sehen zu wollen, und kehrte nicht mehr zurück. Horst suchte lange nach ihm, fand jedoch keine Spuren mehr.

Völlig verzweifelt kroch er in die Schneehöhle zurück und wartete dort bis zum Morgengrauen. Nur aufgrund seiner einmaligen körperlichen Verfassung konnte er diese Nacht mit leichten Erfrierungen überstehen. Im ersten Tageslicht vermochte er sich zu orientieren und wühlte sich im tiefen Schnee zurück zum Zelt. Dieses war völlig eingeweicht. Nachdem sich Horst einigermaßen von den Strapazen der letzten Nacht erholt hatte, nahmen er und Reinhold die Suche nach Franz und Andi neuerdings auf, mußten aber die Ausschichtslosigkeit ihres Unternehmens einsehen. Da sich bereits das Wetter auch wieder verschlechterte und an eine Hilfe von unten wegen der herrschenden Lawinengefahr — es hatte 1½ m Neuschnee — nicht zu denken war, wurde von der Expeditionsleitung der sofortige Abstieg angeordnet. Reinhold und Horst mußten den Abstieg alleine bewältigen. Erschöpft und niedergeschlagen erreichten sie Lager III, wo sie von Josl Knoll betreut wurden, der sie dann nach Lager II führte. Dort behandelte der Expeditionsarzt Dr. Oswald Ölz sofort mit intraarteriellen Infusionen ihre Erfrierungen, die sie sich bei der Suche nach ihren Kameraden zugezogen hatten.

Auch in den folgenden Tagen wendete sich das Wetter nicht zum Besseren, die Lawinengefahr zwischen Lager III und Lager IV verschärfte sich, an eine weitere Suche nach den toten Kameraden war nicht zu denken.

Die Expedition wurde abgebrochen. Nach und nach stiegen alle Bergsteiger ins Basislager ab.

Wenige Stunden nach dem Gipfelsieg leitete ein furchtbarer Wettersturz die Tragödie ein. Die Tiroler Bergführer, die von Anfang an mit äußerster Vorsicht operierten und alle Schwierigkeiten sicher überwinden konnten, standen diesen Wetterunbilden machtlos gegenüber.“

## Himalaya-Bergfahrt zum Hanuman Tibba und Christa Peak

Durchgeführt von Klaus Frantzok, z. Z. Dept. of Human Geography, Delhi School of Economics, University of Delhi, Delhi-7/India, mit einem Sherpa und einem Hochträger der privaten Sherpa Guide School Manali (Leiter Sherpa Sardar Wangdi).

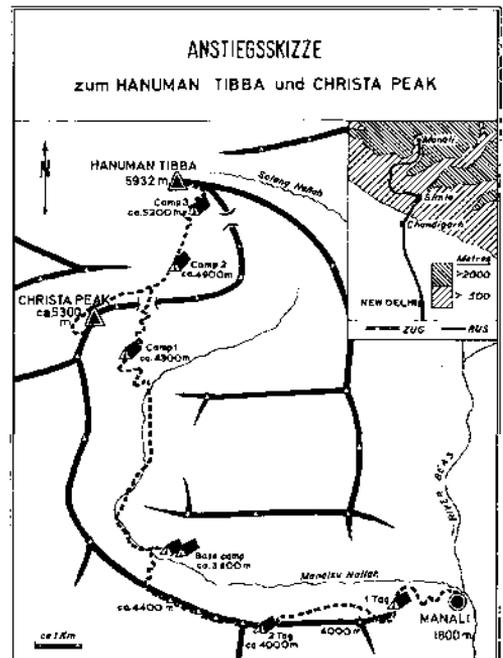
*Ausgangsort:* Manali (1800 m), Indien; hierher in 12stündiger Busfahrt von Simla; auch Flug möglich von Delhi nach Kulu (38 km unterhalb Manali).

*Basislager* in 3600 m.

Besteigung des *Hanuman Tibba*, 5932 m, über dem O-Grat zur Schulter, dann in der Südwand direkt zum Gipfel, 3 Hochlager, am 1. 6. 72. Der Erstbesteiger, Gen. Bruce (1910) nannte den Berg Solang Weißhorn. Später Umbenennung. Zweitbesteigung 1966. Seitdem mehrmals von indischen und ausländischen Expeditionen bestiegen. Erstbesteigung des *Christa Peak*, ca. 5300 m, über SW-Grat, II, brüchiger Fels, am 3. 6. 72.

*Bemerkungen:* Die Gesamtkosten dieser 14tägigen Expedition (Lebensmittel, Lohn für Sherpa und Träger, Leihgebühren für Zelt, Matratze, 2 Kocher und Ausrüstung von Sherpa und Hochträger) betragen — selbst unter Zugrundelegung des offiziellen Wechselkurses — kaum DM 450,—. Potentiellen Nachahmern sei verraten, daß hier noch unzählige Fünftausender einer Erstbesteigung harren.

Ausführlicher Bericht liegt beim DAV vor.



Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgendein Mensch ist oder zu sein vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen.

Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz.

Lessing

## panta rhei

*Panta rhei — alles fließt, alles ist in Bewegung — eingedenk dieser Einsicht Herakliths wollen wir im folgenden, abschließenden Teil dieses „Alpenvereinsjahrbuches“ nicht erst versuchen, das Vereins- und Bergsteiger-geschehen des vergangenen Jahres zusammenfassend und wohlabgerundet darzustellen. Unsere Beiträge sollen lediglich einen Einblick auf tun in diese Bewegung, die Kräfte spüren lassen, die sie freilegt, und durch die — so hoffen wir — sie weiterhin Bewegung bleibt. Es kann uns deshalb auch nicht daran gelegen sein, ein möglichst einheitliches, in sich geschlossenes Meinungsbild zu einzelnen Fragen und Problemen zu entwerfen. Sollten vielmehr gänzlich unterschiedliche Ausgangspunkte und Weisen zu denken und zu handeln in diesem Buch sich andeuten, so glauben wir das als Beleg dafür ansehen zu dürfen, daß unsere Gemeinschaft tatsächlich in Bewegung ist — also lebt. Daß ein Großteil der folgenden Beiträge das Thema Mensch und Umwelt umkreisen — der Beitrag von Prof. Mann geht auf ein Referat des Verfassers vor der Tagung des Bundes für Umweltschutz in Saarbrücken 1972 zurück —, deutet den Schwerpunkt dieser Bewegung an, der wir alle unterworfen*

*sind, mit der wir uns deshalb auseinandersetzen müssen.*

*Zuversichtlich stimmt es, daß sich dieser Auseinandersetzung offensichtlich sehr bewußt gerade die junge, aktive Bergsteiger-generation stellt. Diesen Schluß jedenfalls läßt das Bild zu, das Renate Katarina Oswald auf Seite 205 ff. aus dem Material entwirft, das eine, vergangenen Winter durchgeführte, Fragebogenaktion mit einer Reihe von Bergsteigern aus der Gilde unsererer „Extremen“ erbracht hat. Angeregt dazu hat Frau Oswald die Stadt Leverkusen, für die sie im Olympiajahr '72 eine ähnliche Untersuchung unter den durch diese Stadt geförderten Spitzensportlern durchzuführen und auszuwerten hatte. Die Einsicht in die Situation und Belange der Spitzensportler sowohl als auch der Bergsteiger, in das, was sie gemeinsam haben oder unterscheidet, die R. K. Oswald daraus gewonnen hat, scheint uns besonders aufschlußreich.*

*Die Aufsätze von Günter Schweißhelm und Jürgen Vogt, mit denen dies Jahrbuch ausklingt, mögen R. K. Oswalds Röntgenbildern vom „Alpinismus '73“ durch die kräftige Farbe unmittelbaren Erlebens die angemessenen Akzente aufsetzen.*

## Erziehung zum Umweltbewußtsein als anthropologisch-ethische Aufgabe

ULRICH MANN

In seinen „Fünzig Thesen zur Umweltkrise“ sagt Gerhard Helmut Schwabe (Scheidewege 1972/1) in These 3: „Der Widerstand des Menschen gegen Natur und Vernunft geht Hand in Hand mit einem unübersehbaren Tatsachenwissen, das heißt, er stützt sich auf ein in der gesamten bisherigen Geschichte nie erreichtes Maß an Sachkenntnissen, aus denen sich eindeutig die Folgen solchen Handelns ableiten lassen, auch wenn anscheinend niemand sich die Mühe macht, das zu tun.“ Es ist für unsere weiteren Überlegungen hilfreich, mit einer Analyse dieser These einzusetzen.

### Natur und Kultur

Woraus speist sich wohl dieser Widerstand des modernen Menschen gegen Natur und Vernunft? Zunächst zum Begriff der Natur: Ist dieser Mensch etwa naturlos? Das ist undenkbar, da der Mensch immer ein Stück Natur ist und bleiben wird. Doch darüber hinaus gibt es eine spezifisch menschliche Verhaltensweise gegenüber der Natur, auch der eigensten Urnatur des Menschen, welche diese dann zu einem Gegenstand seiner Verfügungsgewalt macht. Das Gesamt jener Verfügungsweisen nennen wir Kultur; ich schlage vor, den Begriff Kultur hier noch in einem wertneutralen Sinn zu verwenden, und die etwa von Spengler gebrauchte Unterscheidung von Kultur als etwas positiv und Zivilisation als etwas negativ zu Wertendem auf sich beruhen zu lassen. Der Widerstand gegen die Natur speist sich also aus der Kultur.

Kultur gehört zum Menschsein einfach hinzu. Eine „kulturlose“ Menschengruppe hat es nie gegeben, solange es Menschen gab; die Vorgeschichtsforschung bezeugt das und sie bestätigt damit den alten Mythos, z. B. den ältesten biblischen Schöpfungsbericht, wonach schon der Mensch im Paradies den Garten zu „bebauen und zu bewahren“ hatte (Gen. 2,15). Kultur bedeutet immer einen gewissen „Widerstand“ gegen die Natur, und zwar

*„Kultur bedeutet immer einen gewissen  
Widerstand gegen die Natur...“*

Foto: O. Poss



widerum gegen deren eigenen „Widerstand“: Der pflügende Ackerbauer – den gibt es auch heute noch – spürt diese beiden Widerstände ganz unmittelbar in Händen und Armen; das Wort Kultur kommt ja vom Ackerbau – cultura – her.

Freilich meint nun Schwabe in seiner genannten These nicht jenen uralten, sozusagen „natürlichen“ Widerstand der Kultur gegen die Natur, sondern eine spezifische Einstellung und Verhaltensweise unserer technisch-wissenschaftlich bestimmten Gegenwart. Diese Einstellung und Verhaltensweise nun wurde von Hans Freyer (Theorie des gegenwärtigen Zeitalters, Stuttgart, 2. Aufl. 1961) charakterisiert durch den Begriff „Sekundäres System“.

Im Unterschied zu einer sozusagen noch „natürlichen“ Kultur, dem primären System, ist das sekundäre gekennzeichnet durch vier Grundüberzeugungen, nach denen der Mensch dieses Systems, mehr oder weniger bewußt, sich prinzipiell in seinem praktischen Verhalten richtet: Erstens, alle Sachen sind machbar; zweitens, alle Arbeit ist organisierbar; drittens, der Mensch ist total „erziehbar“, besser ausgedrückt: manipulierbar; viertens, die Geschichte ist vollendbar.

Hierzu ist einiges zu erläutern und zu ergänzen. Daß die Sachen machbar sind und die Arbeit organisierbar ist, gehört zu unserem Zeitgeschick, wir können dahinter einfach nicht zurück, es gibt kein „retournons à la nature“ in dieser Hinsicht, was nicht näher erläutert zu werden braucht: es genügt der Hinweis, daß die Menschheit in ihrem heutigen Ausmaß ohne die Hilfe der Technik zum Chaos und Untergang verurteilt wäre.

Auch daß der Mensch erziehbar ist, kann nicht bestritten werden, daran denkt auch Hans Freyer keineswegs; problematisch aber wird die Sache, wenn wir, wie Freyer es sieht, an das Dogma von der totalen Erziehbarkeit denken, was sofort weiter an George Orwells „1984“ mit seinen so grauenhaften und doch so naheliegenden, ja in vielen Teilen der Welt schon seit Jahrzehnten sehr realen Aspekten denken läßt. Totalerziehbarkeit, da sei Gott vor! Wo dieses Ideal herrscht, da möchte ich, über Freyer hinausgehend, von einem „tertiären System“ sprechen, welches das Ende der Humanität und also jeder echten Paideia, jeder Erziehung des Menschen

zu seinem eigensten Seinsollen bedeuten würde, ein Termitenzustand also, und, da wir von Natur keine Termiten sind, folglich die Unnatur schlechthin, und ebenso die Unkultur!

Schließlich Vollendbarkeit der Geschichte: Gewiß, das sekundäre System ist unausweichlich angelegt auf eine gewisse Aufhebung der bisher als selbstverständlich angesehenen Geschichtsstruktur mit absoluten Einzelstaaten und dementsprechend einkalkulierten permanenten Einzelkriegen als den legalen Mitteln zwischenstaatlichen Konkurrenzstrags; aber die im sekundären System angelegte „one world“ ist eine Aufgabe nüchternster Praxis im Dienst des Überlebens; sie ist weit entfernt von allen Ideologien verschiedenster Couleur, welche ja immer einer „Vollendbarkeit der Geschichte“ nachträumen, auch etwa durch die bekannte Trennung von Vorgeschichte und Geschichte im Sinn des ökonomischen Materialismus: Anstatt der „Vollendung“ kann ja da letztlich nur das katastrophale „Ende“ aller Geschichte herauskommen.

Was wir hier als drohendes „tertiäres System“ beschworen haben, das ist es, was Schwabe im Auge hat; es ist, glücklicherweise, noch nicht perfekt und also noch reparabel, aber es ist, in Ansätzen zumindest, unübersehbar schon da; es wirkt sich aus als eine radikal naturwidrige und ebenso kulturwidrige *Miß-Kultur*, die sich in totalem Widerstand der Natur radikal zu bemächtigen und sie zu unterwerfen sucht, und dabei eben nichts anderes zu gewinnen in der Lage ist, als daß die vergewaltigte Natur, wie an der wachsenden Umweltmisere deutlich erkennbar wird, nunmehr zu einem ebenso radikalen Widerstand aufgestachelt, die Kultur überhaupt zu verschlingen droht.

### Vernunft und Verstand

Nun zum zweiten Begriff, der Vernunft. Woher kommt der von Schwabe apostrophierte Widerstand gegen die Vernunft? Auch hier müssen wir wieder sagen: Nicht von völliger Vernunftlosigkeit, denn die gibt es im Menschlichen nicht; wohl aber von etwas anderem, nämlich, wie Thomas von Aquino sagen würde, der Unordnung der Vernunft. Sehen wir etwas genauer zu, um

diese Unordnung näher zu bestimmen; ein Blick auf Kant und Hegel ist dazu hilfreich. Man muß unterscheiden zwischen Verstand und Vernunft. Kant sagt: „Alle unsere Erkenntnis hebt von den Sinnen an, geht da zum Verstande, und endigt bei der Vernunft, über welche nichts Höheres in uns angetroffen wird, den Stoff der Anschauung zu bearbeiten und unter die höchste Einheit des Denkens zu bringen“ (Kr. d. r. V., jetzt Werke II, Darmstadt 1963, S. 311 f.). Einheit, das heißt Ganzheit; wo es bei nur partiellen Erkenntnissen bleibt, hat der Verstand allein gearbeitet, möglicherweise trefflich, aber das reicht niemals zu. Denn nur wo Ganzheit im Blick erscheint, was, nach Kant, ja ein Grenzbegriff ist, wird das Denken aus der Sphäre des bloß Kategorialen, objektiv Gegebenen, ins Transzendente erhoben und also, immer noch nach Kant, in jene Sphäre, worin die großen Ideen der Freiheit und damit der Sittlichkeit, der Ethik, beheimatet sind. Ohne Vernunft keine Verantwortlichkeit des Menschen, also keine Moral, also keine Humanität. Der Verstand als Diener der Vernunft, darum geht es im Menschsein. Wo aber der Verstand sich verabsolutiert, da ist die Vernunft ins Feindlager abgedrängt worden; wo der Mensch Widerstand gegen die Vernunft leistet, da hat er dies zuwegegebracht nur dadurch, daß er einen untergeordneten Teil seiner Geisteskraft gegen den Geist mobilisierte. Darin besteht die verhängnisvolle Unordnung.

In seiner These 3 hat Schwabe nun deutlich gesagt, der Widerstand gegen die Vernunft stütze sich auf Tatsachenwissen und Sachkenntnisse. Das heißt aber genau: Auf Ergebnisse eines Verstandesdenkens! Wir finden hier also eine ähnliche Struktur wieder wie beim Verhältnis von Natur und Kultur. Selbstverständlich gibt es einen, sozusagen „natürlichen“, Widerstand des Verstandes gegen die Vernunft, aber auch der Vernunft gegen den Verstand. Alle sogenannten Erigenschaften der Kultur- und Geistesgeschichte mußten einer noch mehr oder weniger in mythologischen Banden gefangenen Vernunft abgerungen werden, wobei ich, nebenbei, freilich die Begriffe des Mythologischen und Mythischen sehr streng unterscheiden möchte — denn das Mythische werden wir nie los, es ist die einzige Möglichkeit,

Ganzheitliches zum verstehbaren Ausdruck zu bringen; aber eine veraltete Mythologie, die muß überwunden werden. Der Helfer in diesem Ringen ist der Verstand. Wo jedoch der Helfer sich unversehens zum Tyrannen aufschwingt und, anstatt die noch befangene Vernunft zu größerer Freiheit und damit zu sich selbst zu bringen, diese einfach als Feind deklariert, spricht: als archaisches Denkrelikt ein für allemal abtut, da sind wir ganz im tertiären System gelandet! Da laborieren wir munter drauflos im Bestreben, den Menschen total zu manipulieren und die Geschichte total zu „vollenden“ — siehe oben. Die Folgen sind danach. Es kommt dann zum totalen Widerstand des Verstandes gegen die Vernunft. Sichtbarste Kennzeichen für eine solche katastrophale Entwicklung ist der hemmungslose *Fortschritts Glaube*. Er ist es ja letztlich, der uns die Umweltmisere beschert hat.

#### **Mißkultur und Mißverstand**

Auch hier ist wieder eine Einschränkung angebracht. Selbstverständlich ist die Fortschrittserwartung nicht einfach vom Übel. Ohne deren Beflügelung befänden wir uns noch im Stadium des Pithecanthropus erectus, aber nein, nicht einmal das: noch im Stadium des Primaten. Denn die Hominisation, mag sie stattgefunden haben wann, wo und wie auch immer, sie ist doch letztlich identisch mit einem Erwachen der Fortschrittserwartung! Jene Gruppe des Australopithecus, welche erkannte, daß Flint bessere Werkzeuge ergäbe als Kalkstein und daß es sich lohne, weiter und weiter nach entsprechenden Verbesserungen zu suchen, sie war es, die überlebte und auf dem eingeschlagenen Weg fortschreiten konnte.

Es war dies der Augenblick, wo der Verstand, freilich noch in klarer Unterordnung unter die Vernunft, doch seine relative Selbständigkeit gewann, zugleich aber, auf dieses Zugleich kommt es an, die Vernunft überhaupt ihr Licht voll erstrahlen lassen konnte. Dieses Verhältnis charakterisiert, wenn ich recht sehe, das transzendente Wesen der Menschwerdung, der Hominisation. Vorher, im noch rein tierischen Stadium, war — so dürfen wir wohl behaupten ohne ins Spekulieren zu geraten — das Geistige, das auch

beim Tier nicht einfach fehlt, noch eine ungegliederte Einheit; das Vernünftige, auf letzte Verantwortung Bedachte, lag also noch völlig in den Fesseln des Verstandigen, rein auf den praktischen Nutzen Bezogenen. Aber dies Letztere war wiederum, da die Vernunft noch keine wirkliche Freiheit erschwungen hatte, seinerseits nicht frei genug, planend vorauszu denken und somit permanent fortzuschreiten. Bessere Steine suchen, das kann der Affe auch; auf weithinaus Zielvorstellungen zu entwickeln, dazu reicht es aber doch nicht (was, wenn mit gebührender Vorsicht gesagt, auch die Zustimmung Adolf Portmanns finden dürfte). Wirklichen Fortschritt und also Verstand im eigentlichen Sinn gibt es im Tierreich nicht; der Schlafnesterbau der Menschenaffen vollzieht sich durch Jahrzehntausende hindurch nach dem gleichen Muster. Und andererseits: Das Ganze bewußt zu erfassen und in Verantwortung zu nehmen, also Vernunft zu üben, das ist wiederum ein Wesensmerkmal des humanen Seins im Unterschied zum tierischen; und zwar in dem Sinn, daß sich beim Tier noch nicht jene Differenzierung des auch in ihm angelegten Geistigen abgespielt hat, von der oben die Rede war.

Verstand und Vernunft, in ihrem aufeinander Bezogensein einerseits, in freier Überordnung der Vernunft über den Verstand andererseits, das können wir als die „Natur“ des Menschen bestimmen.

Das genuine Ordnungsverhältnis von Verstand und Vernunft spiegelt sich wieder in einem gleichen freien Unterordnungsverhältnis von Progressivität und Verantwortlichkeit. Dieser letzteren kommt der Primat zu. Sie resultiert aus der nur von der Vernunft zu erkennenden ganzheitlichen Beziehung des Menschen zum Kosmos und also auch zu dem, was diesen umgreift, räumlich wie auch zeitlich, zum Ursprung wie zum letzten Ziel; beides, Progressivität und Verantwortlichkeit, charakterisiert das Wesen des Menschen. Liebendes Ringen zwischen Natur und Vernunft einerseits, Kultur und Verstand andererseits, Kampf um Freiheit zum Fortschritt einerseits, um Ganzheitlichkeit der Verantwortung andererseits, darum geht es. Wo nur Liebe wäre, und damit spannungslose Verschmelzung von Natur und Kultur, Vernunft und Verstand, da hörte die Ent-

wicklung auf, wo nur Kampf jedoch, drohte das Chaos. In unserer Zeit sind wir an diese zweite Möglichkeit geraten, wobei aus der Kultur eine Mißkultur wird, und aus dem vernunftbezogenen Geist ein Mißverständnis. Es kommt alles darauf an, daß dies nicht zur vollen Wirklichkeit werde. Aus dem reinen Antagonismus wieder ein liebendes Ringen werden zu lassen, ja darum geht es eigentlich heute. Soweit unsere Analyse der Grundlage; nun zur weiteren Überlegung.

### **Der Weg der technisch-wissenschaftlichen Kultur**

Zunächst ist zu fragen, wie es denn zu der Vereinseitigung kommen konnte, die sich in dem totalen Widerstand von Kultur und Verstand wider Natur und Vernunft auswirkt. Da kommen wir nicht darum herum, von der neuzeitlichen Entwicklung der technisch-wissenschaftlichen Welt zu sprechen. Dabei sei als selbstverständlich vorweg bemerkt, daß es nicht angeht, von der Geisteswissenschaft her in bequemer Distanziertheit ein pauschales Verdikt über den Weg der Naturwissenschaften seit drei Jahrhunderten zu fällen: Dieser Weg war ja unser aller Weg, keine Wissenschaft, auch die Theologie nicht, konnte sich von ihm fernhalten. Wo immer die Geisteswissenschaften diesem Weg, anders etwa als der große Leibniz, nicht folgen wollten, gerieten sie in den Elfenbeinturm, und wurden, zu Recht, nicht mehr gehört. Nach dieser Vorbemerkung mag es erlaubt sein, den Weg zu überprüfen, den wir in allen wissenschaftlichen Disziplinen seit drei Jahrhunderten eingeschlagen haben, auf dem freilich, völlig sachgemäß, die empirisch-experimentell forschenden Naturwissenschaften, vom Licht des konkrete Ergebnisse suchenden Verstands geführt, vorgegangen sind.

In einer knappen, doch tieferschürfenden und eindrucksvollen Untersuchung kommt der Wissenschaftssoziologe Friedrich Wagner zu folgender Feststellung (in: Fuldaer Hefte 14, 1960; dazu neuerdings: Verantwortung und Wissenschaft, Scheidewege 1972/3). Die Entstehung der technisch-naturwissenschaftlich bestimmten Kultur der Neuzeit hat zur Voraussetzung eine kirchliche Fehlentscheidung grundsätzlicher Art, die sich am deutlichsten

im Fall Galilei gezeigt hat; dabei möchte ich anfügen, daß diese Fehlentscheidung nicht allein der römischen Kurie angelastet werden darf, ein lutherisches Konsistorium oder eine reformierte Synode hätte nicht anders reagiert. Die Fehlentscheidung lag darin, daß die Kirche dem Naturwissenschaftler die Erörterung aller theologischen, metaphysischen, und, das schlimmste, ethischen Fragestellungen versagte und diese Erörterungen sich selbst vorbehielt, dafür jedoch, sozusagen als Gegenleistung, welche der Zeitgeist von ihr verlangte, „den positiven Forschungsbereich, auch der Himmelsmechanik, der isolierten Spezialforschung freigab“ (Wagner S. 27). Damit wurde eine verhängnisvolle Entwicklung ausgelöst: Die Naturforschung gewöhnte sich an, ihre Forschung zu treiben „ohne Berücksichtigung von Fragen der Theologie, Metaphysik, Moral, Politik, Grammatik, Rhetorik und Logik“, wie es in den Statuten der Royal Society in London von 1663 ausdrücklich und in für alle künftige Forschung maßgebendem Klartext heißt (Wagner S. 31). In der Folge hat sich die naturwissenschaftliche Forschung, wie Wagner sagt, immer mehr daran gewöhnt, nach allem möglichen zu fragen, was man noch entdecken könnte, und immer weniger nach dem, was man entdecken solle oder vielleicht auch besser zugedeckt ließe. Man fühlte sich von nun an in seinem Forschen von der Verantwortlichkeit jedenfalls mehr suspendiert als gut war, bis schließlich die Möglichkeit zur Totalzerstörung irdischen Lebens in die Hand des Menschen gelangte.

Es ist nicht der Sinn von Wagners Ausführungen, hierüber nun einen Klagegesang anzustimmen, und schon garnicht, nach irgendwelchen Verboten und dergleichen zu rufen: Wagner sieht deutlich genug, was sich ja für jeden Wissenschaftler von selbst versteht, daß der Weg der neuzeitlichen Naturwissenschaft unumkehrbar und in seinem weiteren Verlauf unversperrbar ist. Dies ist so schon aus dem einfachen Grund, weil sich ja nur im weiteren Verfolg der eingeschlagenen Richtung möglicherweise auch die Gegenmittel gegen die drohenden Verhängnisse, angefangen vom Atomtod bis zu den makabren Möglichkeiten der Biogenetik und den unheimlichen weil meist schleichenden Umweltgefährdungen des Lebens, finden lassen.

## Forschung und Ethik

Immerhin ist es nun auch wissenschaftlich, nicht nur einen einzigen Weg zu verfolgen, sondern ein breites Wegesystem zu erschaffen, auf welchem dann die zweckmäßigsten Routen ausgewählt werden können. Denn es kann ja auch dies gesagt werden: Die neuzeitliche Naturwissenschaft hat zwar aus der Pandorabüchse manches Übel herausgeholt, aber das Gefäß doch nicht blindlings ausgeschüttet; sie hat gewisse Wege, von schrecklichen Ausnahmen abgesehen, die aber Ausnahmen blieben und sind, vermieden. Der Wissenschaftler unserer und auch wohl aller künftigen Zeit muß ein Wegenetz erkunden, das so breit wie möglich angelegt ist, er darf auch Kurven und Gegenrichtungen nicht scheuen, denn bekanntlich kann man in unwegsamem Gelände gezwungen werden, ein Stück nach Süden zu gehen, wenn man nach Norden will. Doch braucht es dazu einer Orientierungsleistung, denn man will ja nach Norden, so wie wir heute schließlich ins einundzwanzigste Jahrhundert wollen und nicht ins siebzehnte zurück. Die Orientierungsleistung aber besteht heute in erster Linie in der Wahrnehmung unserer Verantwortlichkeit, also unserer Vernunft, und sie ist letztlich eine Sache der Ethik. Davon spricht wiederum Gerhard Helmut Schwabe in These 41: „Die Heilung verlangt . . . in hohem Maße den Einsatz ethischer Kräfte“. Da steht es nun, dürr und bündig. Also eine neue Moral, eine neue Ethik. Nur: Wie macht man das, woher bezieht man sie?

Hier wäre es natürlich allzu einfach, auf die herkömmliche, vorwiegend christlich bestimmte Moral zu verweisen, von der wir abgewichen sind und die es wiederzubeleben gelte. Vielleicht wäre das im Grund garnicht so falsch, wie es heute von der Mehrzahl unserer sich progressiv nennenden Meinungsbildner geflissentlich hingestellt wird. Nur: Es ist dies eben nicht einfach zu „machen“, und zwar einfach deshalb, weil die traditionelle Moral, möge sie nun für künftige Aufgaben genügen oder nicht, ihrerseits etwas Gewachsenes und nicht etwas Gemachtes war! Die Grundstruktur der zu fordernden neuen Ethik kennen wir jetzt schon; sie wird bestimmt durch die Prinzipien der Progressivität und der Verantwortlichkeit, des fachwissenschaftlichen Verstands und der umgrei-

fenden Vernunft. Doch nun kommt es auf die genauere Ortsbestimmung an. Dazu aber bedarf es zunächst wieder einer Rückschau, schließlich bis in ferne geschichtliche Vergangenheiten.

Es geht uns um Umweltbewußtsein heute. Da mag man durchaus fragen: Was soll denn da immer wieder der Blick nach rückwärts? Aber ja doch; er ist nötig, einfach deshalb, weil jede Art von Bewußtsein ein im Grund unendliches Gebiet hinter sich hat, dessen Eindrücke in ihm aufgehoben sind. Ob man mehr von Sigmund Freud bestimmt ist, oder, wie ich, von C. G. Jung, es besteht Einigkeit in der Tiefenpsychologie, daß wir archaische Relikte in unserer Seele mit uns schleppen, über die man sich auf jeden Fall zunächst einmal Klarheit verschaffen muß, wenn man eine neue Richtung einschlagen will, wie das von der ganzen Menschheit in unserer Zeit offenkundig durch die neuesten Entwicklungen verlangt wird. Ich möchte kurz versuchen, die psychologische Problematik des Umweltbewußtseins mit Hilfe Jung'scher Kategorien darzustellen, die mir dafür besonders hilfreich zu sein scheinen.

#### Hilfe aus dem Unbewußten

Wenn wir von Umweltbewußtsein und also von Bewußtsein sprechen, so klingt sofort ein anderer Begriff mit an: Das Unbewußtsein (Freud), das Unbewußte (Jung). Es ist eine der großen Erkenntnisse der Psychotherapie seit ihrem Neuaufbruch in der Freud'schen Psychoanalyse gewesen, daß das Bewußtsein ein armes und schwaches Gemächte ist, wenn das Unbewußte anders will; und daß es eine unfaßbare Kraft gewinnt, wenn das Unbewußte sich hinter es stellt. Es ist offenkundig, daß die neue Ethik solcher seelischen Kräfte bedarf, wenn die Umweltkrise bestanden werden soll; mit einfachen Appellen an die ach so schwache bewußte Moral ist viel zu wenig getan. Die neue Ethik, von der heute alles redet, müßte also, wenn sie effizient werden soll, sich aus Kräften speisen, die im Unbewußten wurzeln. Was für Kräfte können dies sein?

Es sind die Kräfte, von denen schon die Rede war: Kräfte der Natur und der Vernunft!

Hier ist es angezeigt, zunächst noch einen erkenntnistheoretischen Grundsatz hervorzu-

heben, der für alle weiteren Erwägungen festgehalten werden sollte. Wir können heute, seit dem Siegeszug der Relativitätstheorie, nicht mehr festhalten an der in der bisherigen, vor allem auf Aristoteles zurückgehenden Tradition als absolut angeschencken Diastase von erkennendem Subjekt und erkanntem Objekt! Die moderne Physik lehrt uns, daß der Beobachtungsvorgang das beobachtete Objekt selbst verändert; also gibt es kein absolut Objektives mehr sondern nurmehr ein relativ Objektives. Aber noch mehr: Wenn ich als beobachtendes Subjekt die Absolutheit der Objektivität aufhebe, dann ist der Schluß unausweichlich, daß damit auch die Absolutheit der Subjektivität aufgehoben ist, denn mit der einen Kategorie fällt auch die andere. Nicht als wären die Kategorien der Subjektivität und Objektivität, die übrigens von Aristoteles bis in die Hegelzeit noch den genau entgegengesetzten Sinn hatten als in der nachhegelschen Philosophie, damit völlig obsolet geworden; aber sie sind jetzt eben relativiert. Und das heißt: Letztlich ist das Draußen und Außen mit dem Drinnen und Innen aufs Engste verbunden. Die romantische Natursicht hat Recht bekommen, Vernunft ist auch ein Aspekt der Natur, und Natur ist das Haus der Vernunft! Dazu bedarf es keineswegs mystizistischer oder gar magischer Denkvoraussetzungen. Die Welt ist letztlich so, wie ich bin!

Noch wichtiger ist das Umgekehrte, die Erkenntnis, daß es eine Art Sympathie zwischen der Außen-Natur und der Seele gibt, daß die Natur ihren festen Stützpunkt in der Seele hat. Auch dies ist eine Grundauffassung der Religionen in Ost und West! Und von dieser Auffassung her ist es eine Binsenwahrheit, daß ich zunächst einmal im eigenen Innen Ordnung schaffen muß, wenn ich Ungeordnetes um mich herum ordnen will. Auf das Umweltbewußtsein bezogen läßt sich diese Erkenntnis schlagwortartig so formulieren: *Wenn ich die Umwelt verderbe, verderbe ich mich selbst; wenn ich die Umwelt schütze, schütze ich mich selbst.*

Die Tiefenpsychologie bestätigt nun eben diesen Aspekt. Sie tut dar, daß das erkennende und planende Subjekt nur ein sehr geringer Teil ist innerhalb eines psychischen Ganzen, das in unergründliche Tiefen reicht, in Tiefen wahrscheinlich, in denen auch die

Wurzeln der Natur selbst liegen. Das Ich, das Individuum, das Subjekt und sein Bewußtsein, es ist ein Komplex, der nur so seine ihm zukommende Freiheit und Souveränität wahrzunehmen vermag, daß er sich zugleich seiner steten Abhängigkeit von dem größeren Ganzen bewußt bleibt. Nur wenn das Ich sich nicht verabsolutiert, gewinnt es die Würde der Persönlichkeit.

Selbstverabsolutierung des Ich wäre es, wenn ich, was natürlich ein unbewußter und doch nicht einfach unerkennbarer Vorgang ist, mich zum absoluten Subjekt emporsteigerte, was ich doch niemals wirklich werden kann: ich versuche dies aber, und zwar immer wieder, einfach dadurch, daß ich alles um mich herum mir zum Gegenstand, zum verfügbaren Objekt mache, und sei es auch nur durch eine bestimmte Weise meines Denkens. Natürlich muß ich, besonders als Wissenschaftler, objektivieren, muß beispielsweise als Religionsforscher oder Theologe sogar Texte, die mir oder anderen heilig sind, als Objekte des historischen Forschens behandeln, wodurch diese Objekte möglicherweise im Ergebnis sehr wohl entheiligt werden könnten! Doch muß der Wissenschaftler andererseits auch immer wieder die nötige Skepsis seinem eigenen Objektivieren gegenüber aufbringen und also sich dessen bewußt bleiben, daß sein Objektivieren relativ ist und bleiben muß. In der Philosophie der letzten Jahrzehnte ist es vor allem Martin Heidegger gewesen, der diese Wahrheit erkannt hat: Die objektive Welt der Kategorien verstellt die eigentliche Wirklichkeit; wo sie verabsolutiert wird, verschließt sie jenen einzigen Zugang zum Sein, den nur ein das Subjekt-Objekt-Schema hinter sich lassendes existenziales Denken als ehrfürchtiges An-Denken sich zu eröffnen vermag. Auch die Existenzialphilosophie bestätigt also unseren Aspekt der Sympathie zwischen Natur und Psyche, ja zwischen Natur und Vernunft.

Nun haben wir das entscheidende Stichwort wieder genannt: Vernunft! Hier liegt der Schlüssel zum Ganzen. Nach dem, was hier eben nur kurz andeutend über die Tiefenpsychologie gesagt werden konnte, ist doch die Folgerung einsichtig: Vernunft kann nur herrschen, wo das Ich sich nicht verabsolutiert; Vernunft wäre also identisch mit dem Ganzen des geordneten Psychischen, und ge-

ordnet wäre dieses nur, wenn das Ich sich dieses Eingebundenseins bewußt wäre; das hieße aber, daß das denkende Ich sein Bewußtsein als Verstand begriffe, der innerhalb der Grenzen, die ihm die reine Vernunft setzt, ausgreifen und fortschreiten darf und muß, der aber sofort zum Mißverstand entartet, wo er diese Grenzen nicht mehr respektiert. Im selben Augenblick, wo der Verstand zum Mißverstand entartet, wird auch das Gesamt menschlicher Verstandestätigkeit, die Kultur, zur Mißkultur.

### **Die heilsame Rache**

Dann aber, das mag jetzt verständlich geworden sein, beginnen Vernunft und Natur sich zu rächen. Wie die Natur dies tut, streng sich an die Kausalgesetze haltend und ganz sachlich, dennoch überwältigend erwartungswidrig, sehen wir an der lawinenhaft anwachsenden Umweltkrise. Wie die Vernunft dies tut, das erleben wir auch, und zwar immer deutlicher; und gerade davon muß jetzt im weiteren die Rede sein.

Daß die Vernunft sich rächt und dies auch erkennbar werden läßt, darin liegt die eigentliche Hoffnung unserer bedrohten Zeit und Welt. Gegen die Außen-Natur glauben wir vielleicht angehen zu können, ja zu müssen, und wenn sie sich nicht fügen will, die sich rächende Außen-Natur, so legen wir, wenn wir unserem Miß-Verstand folgen, ihr immer noch mehr Eisen an: Dieses Rezept haben wir ja nun durch drei Jahrhunderte befolgt, und gewiß nicht ohne jeden Erfolg. Wenn aber die Vernunft aufleuchtet und zu erkennen gibt, daß unser Verstand zum Miß-Verstand entartet ist, können wir im Grund nicht mehr gegen sie an. Da muß dann eine neue Erziehung einsetzen, die natürlich immer zunächst eine Selbsterziehung ist. Die Vernunft ist die einzige Hoffnung in der Umweltkrise. Die Tiere sind der Krise der sich rächenden Natur wehrlos ausgeliefert; Fische drehen sich um und treiben sterbend flußabwärts. Menschen aber können nach der Ursache der Natur-Rache fragen und neue Wege einschlagen: Denn die sich rächende Vernunft interpretiert die Katastrophe durch das zwar schmerzliche, aber doch allein Heilung ermöglichende Argumentum ad hominem.

Dieses Argument liegt zunächst in der wichtigsten Erkenntnis, die für alle Erziehung zum Umweltbewußtsein fundamental ist: Der Grundfehler allen Miß-Verstands der Umweltkrise liegt darin, daß ich die Schuld überall suche und demnach auch Abhilfe von überall her erwarte, nur nicht bei mir und von mir.

Im Grund steht die Sache ja im Augenblick noch ungefähr auf Remis. Es gibt Äußerungen wie die des Clubs von Rom, wonach eigentlich jede Hoffnung fahren gelassen werden muß, was nicht ganz von der Hand zu weisen ist. Demgegenüber stehen aber andere Auffassungen, die auch Recht haben könnten. In einer neuen Broschüre des Frankfurter Nationalökonomens Wolfram Engels (Soziale Marktwirtschaft — verschmähte Zukunft? Stuttgart 1972) findet sich der gut begründete Hinweis auf die überraschende Tatsache, daß Staatssysteme mit Planwirtschaft wie etwa Sowjetrußland auf manchem Gebiet der Umweltkrise weniger Herr geworden sind als marktwirtschaftliche Systeme, wobei wir an den überraschenden Sieg über den Londoner Smog denken dürfen. Also kennen wir doch schon den rechten Weg?

Nein, so einfach geht es gewiß nicht. Möglich wird das nur sein, wenn eine radikale und universale Erziehung vorhergegangen ist, die dem Einzelnen die unumgänglichen Opfer als sinnvoll erkennbar werden lassen.

Diese Erziehungsaufgabe, das können wir jetzt schon folgern, hat zum eigentlichen Ziel, der Vernunft zum Sieg zu verhelfen und damit den Miß-Verstand zum Verstand zu integrieren. Dazu bedarf es, auch das sollte schon deutlich geworden sein, der Mobilisierung aller seelischen Kräfte, auch und gerade der unbewußten, im Dienst jener neuen Ethik, die freilich im Grund doch garnicht so neu ist, denn sie ist ja nichts anderes als die uralte Ethik aus Vernunft. War einst der Waldbrand ein beliebtes Mittel zur Kulturlandgewinnung, so ist heute die im Wald weggeworfene Zigarette schon ein echtes Verbrechen: Dagegen gibt es in unserer Massengesellschaft nur Hilfe, wenn der Wegwurf der brennenden Zigarette schon aus dem Unbewußten heraus unmöglich wird. Erst wenn der Kraftfahrer, der eine Ladung Abfall in den Rhein zu kippen beauftragt wird, dazu ebenso unfähig ist wie der altpreußische Be-

amte zur privaten Verwendung ärarischen Schreibpapiers, können wir aufatmen.

### **Erziehung und tragisches Denken**

Doch nun zum Grundsätzlichen, denn darauf kommt es in der Umwelterziehung eigentlich an. Es ist ja unmöglich, alle denkbaren Umweltsünden juristisch und pädagogisch ebenso präsumptiv zu erfassen und zu tabuisieren, wie das zu seiner Zeit im Codex Hammurabi mit allen überhaupt denkbaren Verbrechen versucht wurde. Gewiß, es wird nicht gehen ohne neue Tabus, und die heutigen professionellen Tabubrecher werden noch Augen machen; aber damit ist es keineswegs getan. Die von uns beschworene uralte Ethik der Vernunft ist, das freilich immerhin schon seit der Spätantike, doch insofern eine Ethik neuer Art, als sie sich nicht mehr wie zu Hammurabis Zeit kasuistisch an Einzelfakten orientiert, sondern formal am ethisch-rationalen Prinzip. Dieses Prinzip freilich muß ebenso selbstverständlich im Unbewußten der Einzelperson seine Wohnung finden wie vorher das archaische Tabu. Ohne dies wird die Welt zugrund gehen.

Was für ein Prinzip kann das sein? Ich möchte es als „tragisches Denken“ bezeichnen, und das heißt zunächst als ein Denken, welches von jedem Menschen erwartet werden kann, unangesehen seiner besonderen religiösen oder konfessionellen Einstellung.

Da gilt es nun freilich zunächst, ein gängiges Mißverständnis des Tragischen abzuwehren. Tragisches Denken, das ist im Ursprung und Wesen nicht eigentlich im Sinn der großen Klage über das unabwendbare Verhängnis zu verstehen, das die Götter gerade über die guten Menschen kommen lassen. Ich möchte das Tragische im Sinn von Sophokles und vor allem Aischylos definieren, wobei ich mich einerseits auf Nietzsche berufe, andererseits aber vor allem auf Heinrich Weinstock (Die Tragödie des Humanismus, Heidelberg 1960) und Gerhard Nebel (Weltangst und Götterzorn, Stuttgart 1951).

Blicken wir zunächst auf die Orestie des Aischylos. Da geht es wirklich, ja buchstäblich vom ersten bis zum letzten Vers, um rechten Fortschritt, um den legitimen Progreß. Überwunden werden muß die archaische Themisordnung, nach welcher nur die Blutsbindung

der Mutterverwandtschaft durch die Erinyen geschützt wird, nicht aber die Humanität selbst, denn Vätermord interessiert die Rachegeister überhaupt nicht. Apollon und Athena, die göttlichen Vertreter einer höheren Humanität, haben es schwer und machen es sich nicht leicht, ihr Ideal durchzusetzen. Aber sie setzen es durch. Wie? Nicht durch billige Verdrängung des Hergebrachten, sondern durch dessen Sublimierung, durch seine ehrfürchtige Erhebung in eine neue Dimension. Sie appellieren dabei an die Verantwortlichkeit der Menschen, repräsentiert durch den Athener Areopag. Am Ende werden die Erinyen echter und tiefer verehrt als durch archaisches Blutvergießen. Laßt nie die Angst entfliehn aus dieser Stadt, heißt es da, die heilsame Angst des Menschen wird also nicht billig weggelesen sondern ins Humane erhoben, eben sublimiert. Das Herkommen wird nicht verdrängt, sondern bewußt gemacht, seine immer noch fließenden heilsamen Quellen werden nicht verstopft sondern neu erschlossen. Das ist eigentlich tragisches Denken: Es entläßt den Menschen je und je durchs Bewußtmachen seiner Lage in den neuen Tag einer erhabenen Verantwortlichkeit gegenüber dem Ganzen nach der Zeit und nach dem Raum. Die Herkunft, der Ursprung wird offenbar gemacht in seiner Verbindlichkeit für humane Daseinsgestaltung, und die Allgemeinheit, die für diese Verantwortlichkeit verantwortlich ist, wird in den Blick gerückt. Und das ist nur möglich, indem dem Menschen deutlich gemacht wird, daß er seine Daseinsaufgabe nur bewältigen kann, wenn er nicht das Ganze zu bewältigen sucht! Wenn er also Vernunft Vernunft sein läßt und damit den Verstand davor bewahrt, zum Miß-Verstand zu entarten. Dieselbe Auffassung von tragischem Denken finden wir auch bei Sophokles. Keine Spur von blindem Verhängnis, lassen wir nur die rechtverstandene Vernunft walten, so erkennen wir schon, was human und heilsam ist. Oidipous ist der klassische Vertreter des Miß-Verstands, bis er schließlich zur Läuterung findet. Im Grund liegt alles schon am Tag, gleich nach Beginn der Tragödie spricht der Seher Teiresias die ganze Wahrheit aus. Doch Oidipous glaubt ihm nicht, er weiß alles besser, weil er alles besser wissen will, er ist der typische Tatsachenmensch der Fortschritts-

gläubigkeit. Aber dann, Stück für Stück, Szene um Szene werden ihm seine Argumente zerschlagen, bis er die Ursache der Katastrophe erkennt — sich selber. Es ist ja im Grund eine Umweltkatastrophe, eine Pest, und sie ist zugleich verdient, daran gibt es das ganze Drama hindurch keinen Augenblick einen Zweifel. Verdient ist sie insofern, als der Mensch, hier der junge Oidipous, sie durch lauter Handlungen heraufbeschworen hat, die im Grund seinem Willen entsprungen, das Ganze des Seins sich gefügig zu machen, mit den Gaben seines Verstands allein den Schwierigkeiten zu begegnen, ja, was ihm auch gelungen ist, das Rätsel des Menschseins zu lösen und so das archaische Ungeheuer, die Sphinx, ins Nichts zu stürzen. Fortschritt also auch hier, legitimer Fortschritt; aber um welchen Preis! Wo der Verstand allein das Welt- und Menschenrätsel lösen will, da kommt er zwar zu gültigen Lösungen, aber nicht zum heilsamen Leben. Das meint tragisches Denken. Laßt nie die Angst entfliehn aus dieser Stadt; gemeint ist nicht die dumpfe, niederdrückende Angst vor dem unausweichlichen Verhängnis, sondern die heilsame Angst, welche allein die Kräfte entbindet zur Lösung aus den unmenschlichen Bindungen der vernunftlos erlittenen Natur. Heilsame Angst ist vernünftig, und sie allein bringt Natur zu sich selbst und damit den Menschen zum Menschsein.

#### **Platon als Umwelterzieher**

Naturgemäßes und vernunftgemäßes Denken, verstanden als tragisches Denken, darum ginge es also zuerst und zutiefst in der Erziehung zum Umweltbewußtsein und zur Krisenmeisterung; darin stimmt eine Wolke von Zeugen aus den Bereichen des Mythisch-Religiösen wie des Tragisch-Philosophischen mit den heute aus der Umweltkrise erkennbaren Erziehungsanforderungen überein. Hierbei darf noch besonders erinnert werden an die tragischen Elemente im Denken des größten griechischen Philosophen (s. hierzu bes. Heinrich Weinstock, *Die Tragödie des Humanismus*, Heidelberg 1960). Ich denke etwa an das Höhlengleichnis in *Politeia VII*: Wer das Urlicht, die Wahrheit, gesehen hat, blickt mit schmerzenden Augen auf die kümmerlichen Abbilder, mit denen unser Ver-

stand sich normalerweise zufriedengeben muß; er kann nicht anders als die Vernunftwahrheit den Verständigen bezeugen, muß aber damit rechnen, daß er verlacht, ja verfolgt wird. Und doch kann Platon nicht ablassen, für die Wahrheit zu zeugen; denn er hat sie nun einmal erkannt. Könnte der tiefste Ursprung unserer Umweltkrise nicht vielleicht ähnlich aufgefaßt werden müssen wie Platons Urwahrheit, nämlich als das schmerzende Offenbarwerden unserer Wirklichkeit, die koste was es wolle bezeugt sein will? So gesehen wäre die Umweltkrise aber auch heilsam, wohlgemerkt nur so gesehen: die Heilsamkeit ist schmerzlich, denn sie verlangt von jedem gebieterisch ein sich Umlenken „mit der gesamten Seele“, wie Platon sagt (518 c, d).

### Das Verhängnis der Anthropozentrik

Blicken wir von da aus nun nochmals auf die Situation unserer Zeit. Es ist ein Grundelement des Tragischen, daß im harmlos oder gar heilsam Scheinenden der Keim des Unheils gefürchtet werden muß; aber auch umgekehrt: im Unglück muß der Keim des Heilsamen gesucht werden!

Daß die Natur sich heute evident rächt, darin liegt der Keim der Heilung; aber noch mehr darin, daß die Vernunft sich rächt: mögen das auch nur wenige erkennen, bald werden es mehr sein. Die Rache der Vernunft finden wir besonders in einem spezifischen Phänomen unserer Zeit, nämlich darin, daß die ganze reale Außen-Natur, im Mittelalter noch mit Scheu betrachtet, seit der Goethezeit aber bewundert und geliebt, schließlich bis in die Wandervogelzeit hinein als herrlicher Jungbrunnen, an dem die blaue Blume wächst, verehrt und gesucht, daß diese Natur selbst den Naturliebhabern unserer Zeit immer banaler, eintöniger und glanzloser erscheint. Es kostet immer mehr Mühe, selbst im Hochgebirge noch den Glanz des Ursprünglichen zu finden, und dort nicht so sehr wegen der Industrialisierungsschäden, obwohl auch die an dieser Stelle nicht haltmachen, sondern wegen der unheilvollen Prädominanz unseres total technisierten Denkens. Die große Öde breitet sich aus, Nietzsche hat von der Wüste gesprochen: „Die Wüste wächst, weh dem, der Wüsten

birgt“. Das ist die Wüste unseres Miß-Verstands, der die Vernunft so verdrängt, daß nicht einmal mehr das „Firnlicht“ (C. F. Meyer) den Wüstenstaub unseres Innern mehr durchdringt.

Es ist also hoch an der Zeit. Noch wartet die Vernunft auf ihre Wiederkehr; wer weiß wie lang?

Der erste Schritt zu einem neuen Vernunftdenken müßte nun darin bestehen, daß der mythologische Anthropozentrismus der Neuzeit durchbrochen wird! Was heißt das? Einst war ja dem Menschen dafür getan, sich als Mitte des Seins zu verstehen; war doch eindeutig Gott diese Mitte, oder die Physis, oder der Nomos, oder das Nirwana, was auch immer, dann war es für den Aufgeklärteren immer noch die Erde. Wenn der große Protagoras den Menschen als Maß aller Dinge bezeichnet, dann liegt darin ein Stück erkenntnistheoretischer Bescheidung und nicht etwa Anthropozentrismus (s. Albin Lesky, Geschichte der griechischen Literatur, Bern und München 1963, S. 377 ff.). Erst mit dem Aufbruch des modernen Säkularismus zieht sich der Mensch auf den Menschen zurück. Man redet soviel von Kopernikus und Giordano Bruno, deren zweifellos unaufgebare Erkenntnisse eben an jener Orientierungslosigkeit schuld wären, die uns heute den Menschen als bloße Partikel in einer unendlichen Beinahe-Leere auffassen ließen. Ach nein, das ist ja rein äußerlich gesehen. Über die Aufklärung, den Idealismus und was da folgte hat der Mensch der Neuzeit ja tausend Möglichkeiten ersonnen, sich selbst zur Mitte des Seins zu proklamieren. Wenn Gott fern und ferner rückt, oder gar tot ist, wie merkwürdige Theologen heute einem mißverständenen Hegel und Nietzsche nachreden, keine Sorge: Der Mensch ist sofort in die leere Stelle eingerückt! Denn das ist doch die zwar unausgesprochene aber eben permanent praktizierte Einstellung der Moderne, daß wir nichts mehr „an sich“ gelten lassen, sondern alles immer nur im „Für mich“ oder auch „Für uns“. Doch die Umweltkrise kann niemals gemeistert werden, solange wir, und sei es unter den edelst klingenden sozialen Parolen („Für den leidenden, entfremdeten Menschen“!), alles nur unterm Aspekt des Nutzens anschauen.

Nein, es geht, beispielsweise, um den Baum

*selbst*, diesen einen Baum, in seiner Würde und seinem Rang, mag er auch mir Licht fürs Arbeitszimmer wegnehmen! Es geht um den Singvogel *selbst*, um den Blauwal *selbst*! Da setzt das neue Denken ein.

Solches Denken, das wir zuvor als tragisch charakterisiert haben, hat also eine ganz konkrete Struktur. Schluß mit dem Anthropozentrismus, mit dem wir uns über die unbewußt nicht verwundene Gottesferne hinwegtrösten, indem wir uns selbst auf den leergewordenen Thron setzen. Tragisches Denken dagegen, welches dem Progreß immer *auch* mißtraut und jenen verhängnisvollen Fortschritt, der den Gottesthron erreichen will, ablehnt, ein solches Denken ist im Grund, ich sage das ganz ohne tagespolitische Nebenabzweckung, ein wahrhaft „konservatives“ Denken!

### **Konservatives Denken oder Fortschrittswahn**

Ernst Klett hat vor kurzem das Konservative glücklich definiert (Ernst Klett, *Konservativ*; ein Vortrag. Merkur 9, 25; 1971).

Transzendenz, Ordnung, Bewahren, das sind die drei Merkmale des konservativen Denkens. Transzendenz, das heißt nicht unbedingt einer bestimmten Religion oder Konfession verschworen sein; aber es heißt, bis in die Tiefe der Seele davon durchdrungen sein, daß ich nicht die Mitte des Seins bin, und die Gesellschaft auch nicht, sondern daß alles in der Natur seinen Sinn in sich selbst hat. Von daher kann Klett dann am Schluß seiner Ausführungen zwei charakteristische Ereignisse unserer Zeit preisen, die uns hoffen lassen, wenn auch nicht ohne Furcht: Die Proteste der Stockholmer Bürger, besonders der Jugendlichen, ganz ohne sozialkritische Töne, haben die Bäume dieser Stadt erhalten; und das Parlament der USA hat, gegen das Votum des Präsidenten und einer mächtigen Lobby, den Bau von Überschallflugzeugen für den zivilen Luftverkehr unterbunden.

Tragisches Denken als konservatives Denken: Das heißt, als Stellungnahme gegen den hemmungslosen Fortschrittswahn, daß wir uns endlich zu Opfern entschließen, auch zu Opfern an liebgewordenen Ideen von sogenannten Fortschritten, die schließlich doch keine sind, Opfern von Ideen, die da nur entstehen

können, wo wir den Menschen als Mitte des Seins ansehen. An diesem Punkt, vielleicht nur an diesem, hat uns der Bestseller von Jacques Monod, Zufall und Notwendigkeit, einen guten Dienst getan. Wir finden uns mit einem Mal wirklich verlassen in einer fürchterlichen Ode des Seins. Keine Angst vor solcher Einsamkeit auf dem Meer des Daseins! Hier werden wir nämlich endlich genötigt, uns auf das zu besinnen, was Natur und Vernunft uns sagen wollen. Dies aber verschließen wir uns dann, wenn wir übereifrig und unablässig nach Orientierungen rufen und solche anbieten, wo keine greifbar vorliegen. Wir sind nun endlich selbst gezwungen, uns zu orientieren, jeder einzelne.

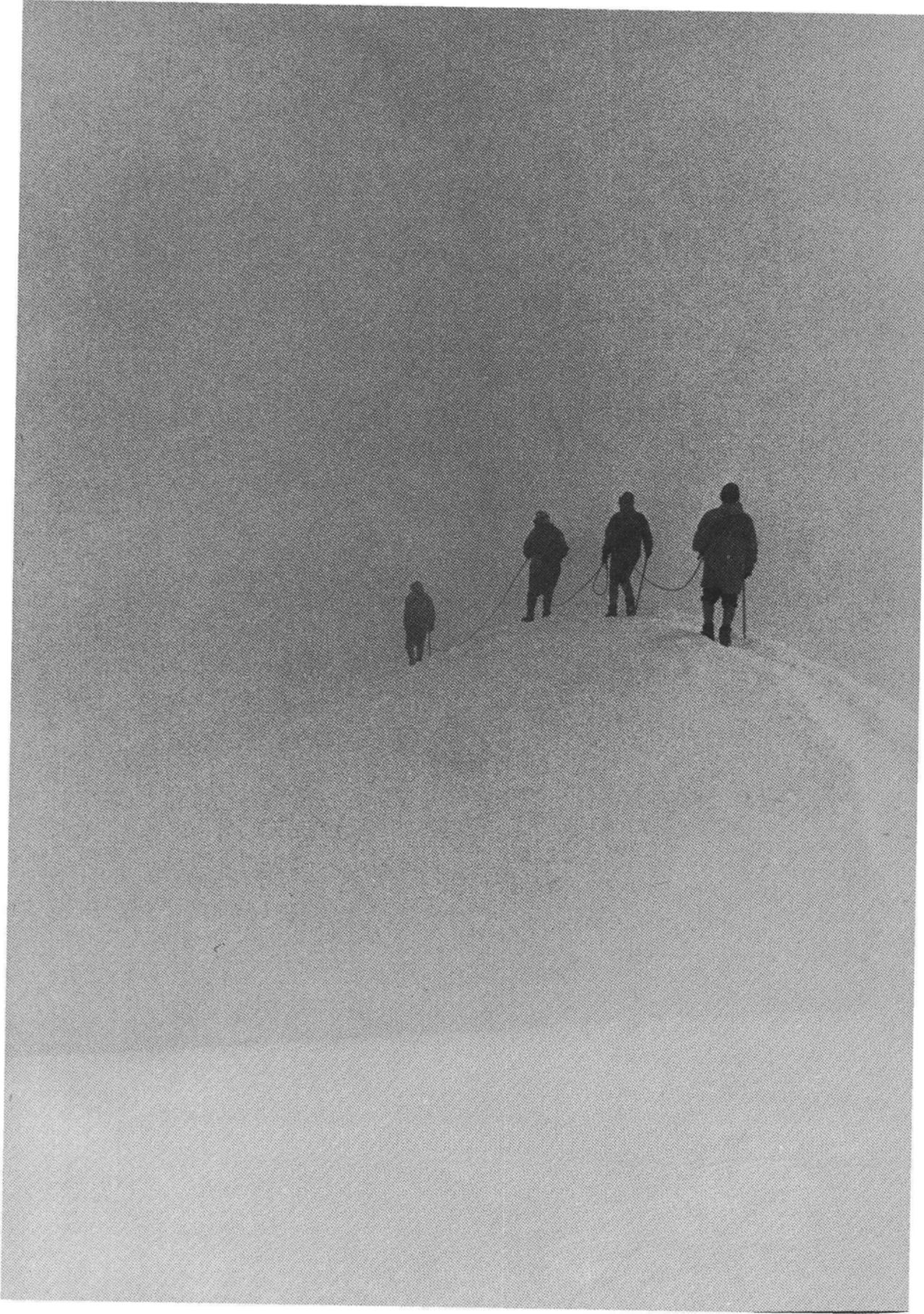
Vor kurzem geriet mir ein Leserbrief in die Hand; ein österreichischer Mittelschullehrer hat darin Stellung genommen zu den ewigen Jeremiaden über die Orientierungslosigkeit unserer Zeit, die baldigst behoben werden müsse und auch könne (Manfred Wasmayr, Ebenau, in: *Die Zeit* Nr. 32 v. 11. 8. 1972). Er schreibt: „Ist Orientierungslosigkeit ein Leiden, das kuriert gehört? Wer bringt den Leuten bei, daß Orientierungslosigkeit ein Zustand ist, der, statt ihn durch Dogmen ehestens zu liquidieren, gepflegt und erhalten werden sollte, da er von Odysseus bis zu Ulysses vielleicht der dem Menschen angemessenste war? (Bekanntlich kommt man nie weiter als dann, wenn man nicht weiß, wohin man gehen soll).“

Besser kann man es nicht sagen. Mit diesem kurzen, trefflichen Hieb hat der Schulmann dem Ausdruck gegeben, was tragisches, konservatives Denken bedeutet.

### **Skeptisches Denken**

Denn konservatives Denken ist skeptisches Denken. Man muß dankbar sein dafür, daß sich neuerdings unter der Redaktion von Franz Vonessen ein publizistisches Organ für skeptisches Denken zur Verfügung stellt (Scheidewege, Frankfurt/M., Verlag Klostermann).

Skeptisches Denken, das ist ein Denken, welches sich dem heute so hochgepriesenen „Kritischen Denken“ entgegenstemmt. Es macht ernst mit unserer Orientierungslosigkeit und ermutigt zu eigenem Suchen nach Orientierung. Es nötigt jeden einzelnen, den *Verlust*



von Karte und Kompaß ernstzunehmen, und darum selbst nach der Sonne und den Sternen, also nach der Natur zu schauen und Vernunft walten zu lassen. Skeptisches Denken hat nicht, sondern sucht. Und es kommt damit weiter als jene Rückständigen mit ihrem eingerosteten Kompaß und den verwaschenen Karten, die immer nur von dem schwätzen, was andere vorgefabriziert haben, und was in der jeweiligen Lage gleich nicht mehr stimmt. Das sogenannte „Kritische Denken“ braucht ja bekanntlich immer vorgefabrizierte Maßstäbe für die Kritik, die ihrerseits keiner Kritik mehr unterstehen. Wo es aber für den auf dem Gletscher oder auf hoher See orientierungslos Gewordenen ums Leben geht, und es geht heute für uns alle ums Leben, da hört sich solche Schein-Kritik auf. Da gilt es skeptisch zu werden, um die Richtung zu finden, je und je neu.

Ist ein solches „Skeptisches Denken“ nicht die gegebene Reaktion auf die Umweltkrise? Ich finde, es sei die einzig mögliche. Es setzt Vernunft gegen Miß-Verstand, Natur gegen Miß-Kultur; es schafft damit Raum für einen neuen Anfang mit dem wahren Verstand und der nutzbringenden Kultur; es setzt wirklichen Fortschritt gegen hemmungslosen Progressismus, es beseitigt falsche Tröstungen, es sucht nicht die Schuld und die Heilmittel beim ändern, es hilft damit erst wirklich zu jener Selbständigkeit, die echte Orientierungen verspricht. Es nötigt in all dem vor allem zu dem einen, was not tut: zur Freiheit, die nur da wächst, wo die Gefahr ernstgenommen wird. Wo aber die Gefahr ernstgenommen wird, sind wir davor bewahrt, dem Phantom einer Scheinlösung nachzujagen, das ewig vor uns hereilt und uns nur weiter in die Öde führt.

Ich behaupte nun: Ein solches skeptisches Denken ist nichts anderes als wahrhaft wissenschaftliches Denken. Dem scheint freilich die Erwartung zu widersprechen, welche von der Allgemeinheit heute der Wissenschaft entgegengetragen wird. Wo irgend man nicht mehr weiter weiß, muß die Wissenschaft heran. Das müßte ja nicht einfach falsch sein, denn dazu ist sie da. Aber es gibt bekanntlich wesentliche Dimensionen unserer Existenz, wo das Entscheidende dem Wagnis und dem Glauben vorbehalten bleibt, und die Wissenschaft lediglich vorbereitende Klä-

rungsarbeit zu leisten vermag. Das gilt nicht nur für Theologie und Religionswissenschaft, sondern ebenso für einen wesentlichen Teil der Jurisprudenz, der Ethik, der Politologie, vor allem der Erziehungswissenschaft. Wer von Wissenschaft wirklich etwas begriffen hat, wird von ihr nicht verlangen, was sie nie hergeben kann, nämlich daß sie ihm existenzielle Entscheidungen abnimmt. Ein wirklich wissenschaftlicher Kopf wird von der exakten Forschung niemals die Lösung der Welträtsel verlangen, aber auch nicht die Lösung der zutiefst menschlichen Probleme. Denn die Wissenschaft kann immer nur eins: neue Fragestellungen aufdecken, indem sie vorherige löst. Wer das nicht begreift, ist ein *Famulus Wagner*. Wissenschaft führt ins Fragen hinein, das ist der beste Dienst, den sie dem Menschen leistet.

Ich frage von hier aus: Wird das Denken denn nicht erst da überhaupt interessant, wo wir, orientierungslos geworden, endlich ins wirkliche Fragen geraten? Kommt das Faszinierende nicht immer erst aus der Ratlosigkeit?

Ich appelliere vor allem an die Pädagogen und frage sie, ob sie zum Beispiel mit der heute üblichen Verabsolutierung von Curriculumforschung und lernzielorientiertem Unterricht nicht das Beste preiszugeben im Begriff sind, was Erziehung wirklich bringen kann. Kann die *Odyssee* jemals zu so etwas wie einem praxisbezogenen Lernziel erhalten? Nein, aber sie kann uns in der Tiefe daraufhin ansprechen, daß wir nicht wissen, wohin wir fahren. Wird der junge Mensch, und auch der alte, nicht erst da wirklich aufgeschlossen, wo er seiner Orientierungslosigkeit inne wird? Ohne diese Aufgeschlossenheit aber kann kein Umweltbewußtsein entstehen. Aber auch das andere gilt, und das ist tröstlich: Erst ein Umweltbewußtsein, das die Situation so ernst nimmt wie sie ist, läßt den Menschen aufgeschlossen werden für seine wirkliche Situation. Noch leisten Natur und Vernunft ihren Beistand für eine solche Erziehung. Es könnte freilich einmal dafür zu spät sein!

*Anschrift des Verfassers:*  
Prof. Dr. Ulrich Mann,  
D-66 Saarbrücken,  
Kaiserslauterner Straße 83

# Ein Alpeninstitut für Umweltforschung und Entwicklungsplanung

WALTER DANZ

## Hintergrund

Für die Institutsgründung zum gegenwärtigen Zeitpunkt waren u. a. folgende Überlegungen maßgebend:

1. Die rasch zunehmende Verminderung der Lebensqualität, die, von den Verdichtungsgebieten ausgehend, auch den alpinen Raum erfaßt hat<sup>1)</sup>.
2. Die politischen Kontakte zwischen den Alpenländern, deren Intensität eine Reihe weitreichender und die Zukunft des alpinen Raumes wesentlich prägender Entscheidungen erwarten läßt. Diesen politischen Entscheidungen fehlen jedoch noch weitgehend die wissenschaftlich fundierten Grundlagen, vor allem im ökologischen Bereich.

## Leitbild und Forschungsziele

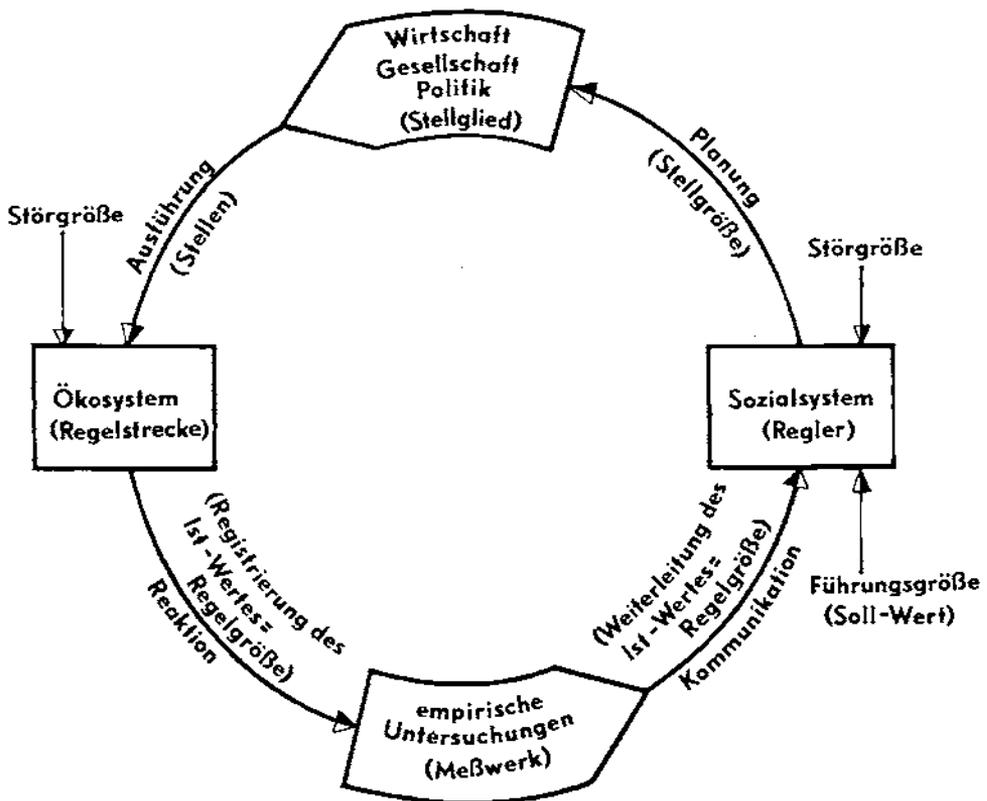
Anstelle des bisherigen Leitbildes der Raumordnung „Schaffung gleichwertiger Lebensbedingungen in allen Landesteilen“ (Bundesraumordnungsgesetz vom 8. 4. 1965 u. Bayer. Landesplanungsgesetz vom 6. 2. 1970) muß ein neues Leitbild „Sicherung der nachhaltigen Nutzbarkeit der natürlichen Hilfsquellen bei größtmöglicher Lebensqualität für den Einzelnen“ treten. Das vom Lebensstandard der Verdichtungsräume diktierte Niveau der „gleichwertigen Lebensbedingungen“ wurde bisher in der Regel als Aufforderung zur Industrialisierung und Erschließung ländlicher Räume aufgefaßt. Dabei nahm die Fremdbestimmung des Alpenraumes als Hauptzielgebiet der Erholungsuchenden der Verdichtungsgebiete immer mehr zu. Durch großzügige Erschließungsvorhaben in den Alpen sollte dem Großstädter diejenige Lebensqualität vermittelt werden, die er im Verdichtungsraum immer mehr entbehren muß. Damit wurde jedoch die Gefahr abnehmender Lebensqualität in den Alpen selbst heraufbeschworen. Ein raumordnerisches Leitbild<sup>1)</sup> Vgl. u. a.: DAV-Lehrschriftenreihe „Umweltschutz — spleen, show, chance?“, München 1972

für den Alpenraum hat daher neben den exogenen Einflußfaktoren die endogenen Zielsetzungen für die einheimische Bevölkerung gleichwertig mit zu berücksichtigen. Dabei ist ein langfristiger Gleichgewichtszustand zwischen Bevölkerungszahl, wirtschaftlichem Produktionsvolumen, Umweltbelastungen und Nutzung der Ressourcen einer vorübergehenden starken Wachstumsphase vorzuziehen.

Der gegenwärtig in nahezu allen Gebieten zu beobachtende Raubbau an den natürlichen Hilfsquellen (Wasser, Luft, Boden, Vegetation, Bodenschätze, Energiequellen, naturbelassene „ökologische Zellen“) wird nach übereinstimmender Meinung namhafter Wissenschaftler im Laufe des kommenden Jahrhunderts zu einer weltweiten Katastrophe führen<sup>2)</sup>. Ziel einer unserer Gesellschaft verpflichteten und sich der Zukunft verantwortlich fühlenden Forschungspolitik muß daher die Konzeption einer Überlebensstrategie sein. Inhalt dieser Überlebensstrategie ist die wissenschaftliche Erforschung der gegenwärtigen Trends, die aller Voraussicht nach zur Katastrophe führen (Gegenstand der Umweltforschung) und die Unterbreitung und räumliche Konkretisierung alternativer Möglichkeiten, wie diese Entwicklungstrends beeinflußt und geändert werden müssen, um die Katastrophe zu vermeiden (Gegenstand der Entwicklungsplanung).

## Forschungsschwerpunkte und Regelkreissystem

In der nachstehenden Abbildung sind die Wechselwirkungen zwischen Mensch (Sozialsystem) und Umwelt (Ökosystem) stark vereinfacht dargestellt. Die Rückkoppelungen<sup>2)</sup> FORRESTER, J. W.: Der teuflische Regelkreis. Stuttgart 1972. MEADOWS, D.: Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit. Stuttgart 1972



Die wechselseitige Abhängigkeit von Sozial- und Ökosystemen (Regelkreisschema des integrierten Planungsprozesses)

zwischen beiden Systemen sind im Alpenraum viel intensiver und folgen zeitlich enger aufeinander als etwa in den Mittelgebirgen oder im flachen Land. So hat z. B. der Kahlhieb eines Schutzwaldes unmittelbare Folgen für die Wildbach- und Lawinentätigkeit, die ihrerseits wiederum Standortentscheidungen für Siedlungen und Verkehrswege beeinflussen.

Forschungsbereiche sind daher entsprechend dem Regelkreissystem des integrierten Planungsprozesses

- Analyse der Ökosysteme und der natürlichen Hilfsquellen (Regelstrecke des Regelkreises)
- Analyse der Einflußfaktoren auf diese Hilfsquellen (Stellglied des Regelkreises)
- Analyse der Sozialstrukturen (Regler des Regelkreises)
- Verbesserung des Steuerungsinstrumentariums (Meßwerk des Regelkreises).

Im einzelnen ist die Durchführung folgender Forschungsvorhaben vorgesehen:

- Entwicklung von Strategien zur Sicherung der nachhaltigen Leistungsfähigkeit der alpinen natürlichen Hilfsquellen
- Erforschung der derzeitigen ökologischen Belastung und der möglichen künftigen Belastbarkeit des alpinen Naturhaushalts in den einzelnen Regionen
- Vergleichende Untersuchungen über die sozialen und wirtschaftlichen Lebensbedingungen in den Alpenländern und ihren Regionen
- Erarbeitung von wissenschaftlichen Grundlagen für die Raumordnung und Landesentwicklung als aktuelle politische Entscheidungshilfen
- Unterbreitung von Vorschlägen für die Abstimmung der einzelnen nationalen Entwicklungsprogramme
- Ausarbeitung alternativer Entwicklungsmodelle zur Gewährleistung bestmöglicher Lebensqualität für die alpine und außeralpine Bevölkerung
- Entwicklung umweltfreundlicher Landschafts- und Siedlungsleitbilder

- Konzeption von Leitbildern für die künftige wirtschaftliche, infrastrukturelle und bildungspolitische Entwicklung der einzelnen alpinen Regionen
- Sozialplanungen und allgemeine Langfristplanungen.

### Organisation und Personal

Forschung und Planung im Alpenraum waren bisher vorwiegend auf ein bestimmtes Fachgebiet („sektoral“) ausgerichtet, wurden überwiegend von nur einer Fachdisziplin („monodisziplinär“) bearbeitet und meist nur innerhalb der jeweiligen Landesgrenzen betrieben. Das neue Alpeninstitut will demgegenüber *fachlich integriert, interdisziplinär und international* tätig werden. Für den Arbeitsbeginn stehen Vertreter folgender wissenschaftlicher Fachdisziplinen zur Verfügung: Geographie, Landwirtschaft, Forstwirtschaft, Landschaftsplanung, Bauwesen, Volkswirtschaft, Soziologie. Je nach Bedarf sollen Hochschul institute, Verwaltungen, freie Mitarbeiter oder sonstige Fachstellen zur Bearbeitung mit eingeschaltet werden. Das Alpeninstitut tritt daher nicht in Konkurrenz zu bestehenden Forschungs- und Planungseinrichtungen, da es ja gerade zur Schließung der Marktlücke im Bereich der interdisziplinären Forschung und Planung gegründet wurde.

Ein Forschungsbeirat aus Vertretern der Wissenschaft und der staatlichen Verwaltungen wird dem Alpeninstitut beratend zur Seite stehen.

### Träger und Finanzierung

Träger des Alpeninstituts für Umweltforschung und Entwicklungsplanung ist die Gesellschaft für Landeskultur GmbH (GfL), Bremen—Regensburg. Die GfL ist eine Tochter der Landwirtschaftlichen Rentenbank in Frankfurt, die wiederum eine Stiftung des Bundes ist, und der Koninklijke Nederlandse Heidemaatschappij in Arnhem. Sowohl im Aufsichtsrat wie im Beirat der GfL sitzen hohe Beamte der bayerischen Staatsministerien für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, für Landesentwicklung und Umweltfragen und des Innern — Oberste Baubehörde. Im Jahre 1972 war die Zweigniederlassung

Regensburg der GfL in Bayern für 25 Gemeinden, Städte und Landkreise in 34 Projekten planerisch tätig. Die sachlichen Schwerpunkte lagen in der Vorplanung im ländlichen Nahbereich, in der Erstellung von Landschaftsrahmenplänen und von Landschaftsplänen sowie in der Ausarbeitung eines integrierten Entwicklungs- und Investitionsprogramms für ein agrarisches Problemgebiet. Ferner wurden zwei Modellplanungen für Segelhäfen am Chiemsee erstellt. Ein räumlicher Schwerpunkt der Tätigkeit liegt seit Jahren im bayerischen Alpenraum und seinem Vorland.

Die Finanzierung des Alpeninstituts soll zunächst über Forschungs- und Planungsaufträge vorwiegend der öffentlichen Hand erfolgen. Für die Inangriffnahme der so wichtigen Grundlagenforschung auf dem Gebiet der Belastung und Belastbarkeit des Naturhaushalts werden darüber hinaus die Möglichkeiten einer Stiftung und/oder eines Fördervereins auf gemeinnütziger Basis zu prüfen sein.

### Bedeutung für den Alpenverein

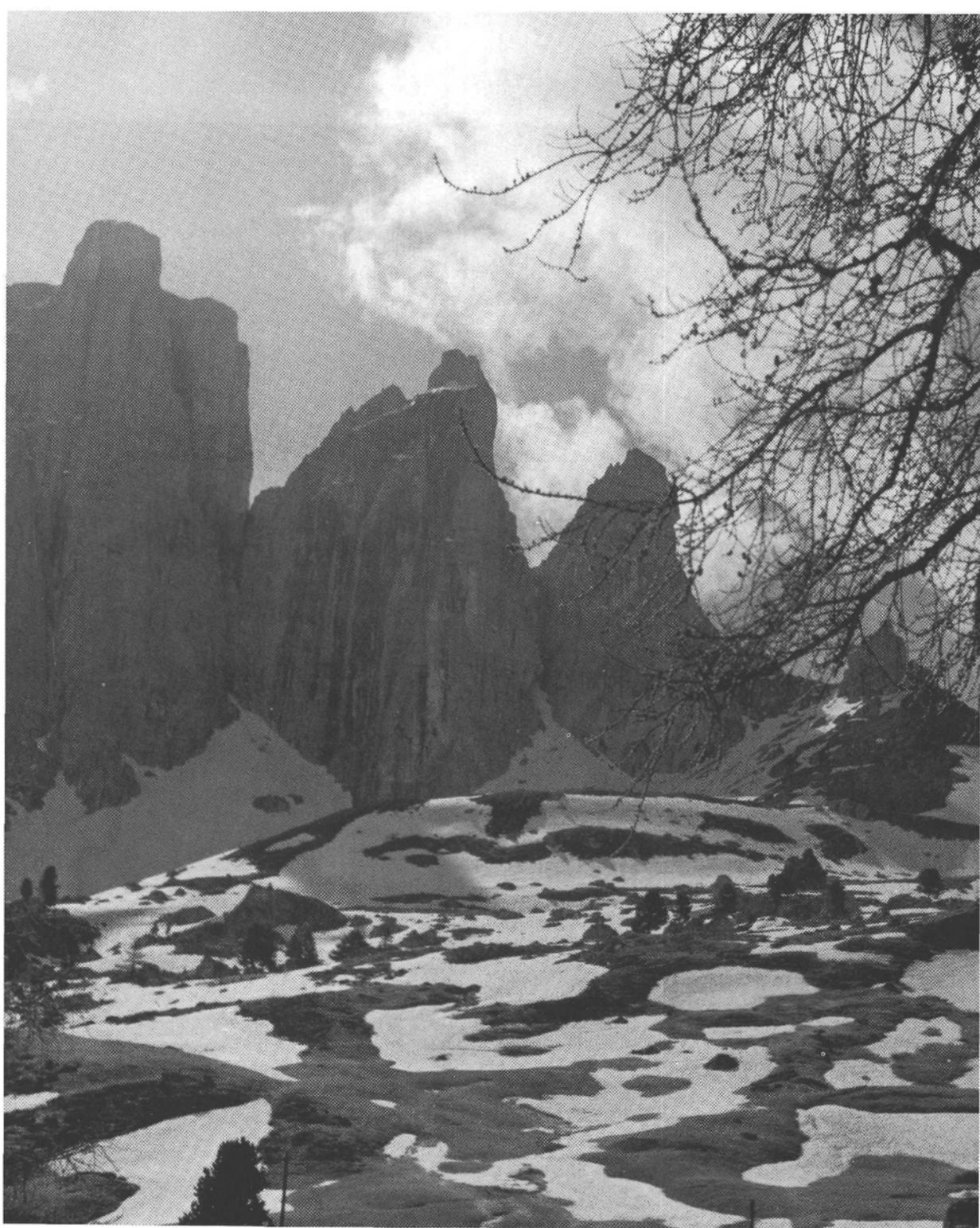
Für den Alpenverein bieten sich im Rahmen einer Zusammenarbeit mit dem Alpeninstitut u. a. folgende Möglichkeiten:

- Erstellung von Gutachten zu alpinen Umwelt- und Raumordnungsfragen, die die personellen Möglichkeiten des Alpenvereins übersteigen
  - Beratung in aktuellen Angelegenheiten (z. B. Erschließungsfragen, Natur- und Landschaftsschutz, Alpenparks usw.)
  - Intensivierung von Information und Kommunikation auf internationaler, nationaler und Sektions-Ebene über alpine Umwelt- und Raumordnungsprobleme.
- Der Alpenverein und alle anderen Verbände und Organisationen, denen die Konzeption einer wissenschaftlich fundierten Überlebensstrategie jenseits emotionaler Edelweiß- und Enzianmentatiltät ein ernsthaftes Anliegen ist, sind aufgerufen, sich des neuen Alpeninstituts für Umweltforschung und Entwicklungsplanung zu bedienen.

*Anschrift des Verfassers:*

*Dr. Walter Danz,*

*D-8224 Chieming, Pfaffing 11*



*Frühling am Sellajoch: Schein-Bild einer in sich ruhenden ungestörten Landschaft.*



Foto: R. Obster

## ... und macht sie euch untertan

*Betrachtungen zum Umweltschutz  
im Berggebiet Südtirols*

KARL HEINZ FISCHER

Törggelen ist in Südtirol beliebt. Im Herbst, wenn der neue Wein in den Fässern braust, wenn es zum Roten frische Nüsse und gebratene Kastanien gibt, wandert jung und alt zu Stätten lustiger Begegnung. Eine davon ist der Stallerhof, oberhalb St. Jakob. Von dort überschaut man das „neue“ Bozen, das in den dreißiger Jahren zu wachsen begann – und mit ihm die berühmte Industriezone! Tag und Nacht rauchen dort die Schornsteine. Sie spucken Dreck und Schwefel. Der Rauch verdunkelt den Sonntag, wölbt sich zur Smog-Glocke über der Stadt, verdirbt Obst- und Weinberge und macht Menschen krank. Gewiß, Industrie muß sein, auch wegen der Beschäftigung Einheimischer. Aber solche Industrie, hier, gleich neben dem früher so berühmten Luftkurort Bozen-Gries, mit technischen Unzulänglichkeiten, die der Bevölkerung im wahrsten Sinne des Wortes den Atem nehmen?!

Das Problem ist hier nicht die Industrie als solche, sondern ihre in die falsche Richtung gehende und anscheinend nicht mehr in den Griff zu bekommende Entwicklung. . . .

\*

Klettern an den Sellatürmen. Vom Standplatz aus sieht man hinunter auf die Straße, welche vom Fassatal zum Paß führt. Auto hinter Auto. Man sieht sie, man hört sie. Ein Bus kommt nicht auf's erstemal um die Kurve. Schon verkeilen sich oberhalb und unterhalb die Blechameisen und suchen ungeduldig mit wildem Gehuße Auseinander- und Weiterkommen.

Gewiß, Verkehr muß sein, auch im Berggebiet. Nicht der Verkehr ist hier das Problem, sondern seine im Verhältnis zur Straße völlig ungleichgewichtige Entwicklung. Das Problem ist nicht die Fortbewegung als solche, sondern die Unzulänglichkeit ihrer Organisation und Technik. . . .

\*

Volksmarsch im Pustertal. Die neue Masche hat eingeschlagen. Die Marschierer kommen zu Tausenden. Die Markierung führt auf

und ab durch die frühlingsschöne Landschaft; sie ist nicht zu verfehlen. Manche wissen da und dort eine Abkürzung und schon folgt ihnen die Schlange der Mirläufer über Wiesen und junge Saat. Der Bauer hat den Schaden.

Gewiß, Körperbewegung soll sein. Auch massenweise für jene, die es so mögen. Dies ist nicht das Problem, in dem Fall auch nicht die Organisation, sondern der Mensch, der alle Organisation auf Abkürzern über den Haufen rennt. . . .

\*

Wanderung auf dem Ritten. Über dem Wolfsgrubener See gibt es einen Alpenrosenplatz, von dem man zum Plattner-Hof hinüber schaut. Der Plattner ist eines der ältesten Bauernanwesen, die man auf dem Bozener Hausberg antrifft. Und noch ist er Bauernhof. Davor, dahinter und daneben Hotels, Pensionen, Sommerhäuser der Städte, aber auch Häuser, die schon ganzjährig von Leuten bewohnt werden, denen die Flucht aus der Smog-Glocke das tägliche „Pendeln“ wert ist. Hier heroben wurde die Sommerfrische von vermögenden Handelsherren „erfunden“. Sie kauften noch billig Grund und Boden von den Bergbauern. Wer heute kommt, zahlt mehr, viel mehr — aber er zahlt. Landbau und Viehzucht weichen der Hausgärtnerei.

Dagegen ist nichts zu sagen, solange eine vernünftige Siedlungsordnung eingehalten, die Wasserversorgung sichergestellt, die Abwasserbeseitigung und Müllabfuhr geregelt und der Landschaftverschandelung Einhalt geboten wird — solange, alles in allem, das Gleichgewicht zwischen Mensch und Natur erhalten bleibt.

Und damit sind wir auf dem Grund. Probleme, wie die in den vorausgegangenen Beispielen zeigten, laufen praktisch alle in einem einzigen Problem der Ungleichgewichtigkeit zwischen den natürlichen Erfordernissen und den davon abweichenden menschlichen Lebensansprüchen zusammen.

Umweltschutz ist heute das große Wort! Umweltschutz als Aufgabe ergibt sich aus der eingetretenen Ungleichgewichtigkeit infolge Unkenntnis, Unvernunft und Ignoranz. Wie ist dem beizukommen? Die Verwaltung schafft Gesetze. Die autonome Provinz Südtirol ist dabei in Italien — und darüber hin-

aus — vorbildlich. Sie hat Verordnungen zum Schutze von Tier- und Pflanzenwelt, gegen die Verunreinigung von Luft, gegen die Verschmutzung von Wasser, für die sachgerechte Beseitigung von Müll und Unrat. Neue Gesetze und, wie es den Anschein hat, auch brauchbare Gesetze. Sinnvoll wird das beste Gesetz aber erst durch dessen Befolgung. Weil die in Rede stehenden kaum erlassen sind, kann man in dieser Hinsicht vorerst nichts sagen. Noch lastet jedenfalls die Smog-Glocke über Bozen.

Außerdem ist von Gesetzeswegen nach jetzigem Stand nur eine Seite berührt: das Verbot. Und wer kümmert sich um das Gebot, um das, was getan werden muß, damit es der Verbote erst gar nicht bedarf?

Die Umweltschutz-Leute haben angefangen zu proklamieren und Aktionen zu starten. Ihr Tun in allen Ehren. Ihre idealen Appelle sind aber der menschlichen Trägheit und Widerspenstigkeit so entgegengesetzt, daß ihnen nur dann Erfolg beschieden sein kann, wenn die Bemühungen auch noch von anderen, im Ziele gleichgerichteten, aber vom Ökonomischen her wirkenden Maßnahmen unterstützt werden.

Wenn es um die Erhaltung des Gleichgewichtes zwischen Mensch und Natur geht, ist es naheliegend sich an jenen zu erinnern, der, weil in dieses Metier hineingeboren und zur eigenen Lebenserhaltung dort beschäftigt, von berufswegen mit der Sache zu tun hat: an den Bauern. Im Blick auf das Land Südtirol ist es genauer gesagt dessen Subspecies, der Bergbauer. Was kann er zur Erhaltung, besser zur Wiederherstellung des im Sinne unserer Betrachtung erforderlichen Gleichgewichtes tun?

Dem Vordringen der Städte muß er, wie man sieht, weichen. Rings um Meran z. B. spricht

*Seite 187: Bergbauernhof bei Colfuschg  
„In 20 Jahren hat sich die Zahl der in der Berglandwirtschaft Südtirols beschäftigten Bevölkerung um die Hälfte verringert. Wenn auch die landwirtschaftliche Fläche nicht in gleicher Weise schrumpfte und die Zahl der aufgelassenen Höfe vorerst nur gering ist — unter den Tisch mogeln kann man die Lebenskrise am Berg nicht mehr.“*

*Foto: J. Grossauer*



man bereits vom Ausverkauf heimischen Bodens an die Ausländer und will dagegen etwas tun. Aber was kann man dagegen tun, ohne die verbriefte Freizügigkeit innerhalb der Wirtschaftsgemeinschaft Lügen zu strafen?

Auch vom Berg geht der Bauer. In 20 Jahren hat sich die Zahl der in der Berglandwirtschaft Südtirols beschäftigten Bevölkerung um die Hälfte verringert. Wenn auch die landwirtschaftliche Fläche nicht in gleicher Weise schrumpfte und die Zahl der aufgelassenen Höfe vorerst nur gering ist – unter den Tisch mogeln kann man die Lebenskrise am Berg nicht mehr.

Die Frage ist nicht, ob der Bergbauer auf seinem Hof bleiben will, sondern ob er es überhaupt vermag. Die Antwort darauf kann im Rahmen dieses Aufsatzes nur mehr oder weniger pauschal gegeben werden. Gewiß, es gibt für viele Menschen, auch für solche bäuerlichen Berufs, mehr als nur rationale Gründe, die darüber bestimmen, ob man bei der erwählten oder ererbten Profession bleibt oder nicht. Die rationalen Gründe geben aber – von Ausnahmen abgesehen – den Ausschlag. Müssen es ja auch, da es letzten Endes um Existenz, Lebensanspruch und Zukunftssicherung geht.

Im Verlauf der letzten 20 Jahre hat sich gewaltig viel verändert. Der Bergbauer wurde mehr und mehr aus der geistigen Isolierung gelöst. Massenmedien erreichen heute den Berg noch vor der Straße. Aber die Straße folgt und mit ihr der Gast aus der näheren und fernerer Nachbarschaft. Es gibt Diskussionen, man lernt sich kennen. Man hört von der Welt, der Horizont wird weiter gesteckt als die zum Hof gehörige Flurgrenze reicht.

Die Jungen besuchen Volks- und Mittelschule, wissen, was die anderen tun und denken und wissen, was sie im Handelsbetrieb, im Geschäft und in der Fabrik verdienen. Sie vergleichen die Schufferei ihrer Eltern mit der Arbeit, die andere tun, erkennen, was auf sie zukäme, wenn sie selbst auf dem Hof zu wirtschaften hätten – und suchen sich schon beizeiten ein anderes Auskommen. Nicht alle, aber im kleinen Südtirol 30.000 im Jahrzehnt von 1960 bis 1970!

Die bleiben, richten sich, sogut es geht, ein. Mit Traktoren, Seilwinden, Beregnungsanlagen, Melkmaschinen und was alles noch dazu

gehört. Nur so kann die nicht mehr vorhandene Arbeitshilfe der Schwestern und Brüder ersetzt werden. In jedem der Hochtäler ist es das gleiche: die Nachgeborenen wollen nicht mehr bleiben, können es auch nicht, wenn sie selber vorwärts kommen wollen.

Technisierung und Rationalisierung haben auf dem Bergbauernhof eher als anderswo ihre Grenzen. In diese Richtung zielende Maßnahmen sind überhaupt nur sinnvoll, wenn sie für die Bauernfamilie dauerhaft den Lebensfortschritt gewährleisten. Wo dies der Fall ist, kann allerdings der Berghof, weil er Lebenskraft hat, auch ein Bollwerk des Landschafts- und Umweltschutzes sein. Im Umkreis des aktiven Hofes werden Alm und Wiese, Wald und Weide, Wasser und Weg in Ordnung gehalten.

Bergbauernhöfe in landschaftlich schöner Gegend – und die gibt es in Südtirol fast überall –, welche mit Kraftfahrzeugen erreichbar und baulich in Ordnung sind (oder in Ordnung gebracht werden können), haben im Fremdenverkehr eine zusätzliche Erfolgchance. 20 qm Zimmerfläche können oft mehr einbringen als Hektare geringwertiger Hochalmen. Der Ausbau von Fremdenzimmern wird mit Zuschüssen gefördert. Die Bauerntöchter lernen drunten im Tal kochen und servieren und rüsten sich so für den „Urlauber auf dem Bauernhof“. Nicht alle kehren aber wirklich heim – die Angebote der großen Hotels und Gastbetriebe sind zu verlockend.

Der Bauer war – ohne Auftrag – seit undenklichen Zeiten Schützer, Bewahrer und Gestalter der Landschaft. Er ist es heute noch. Dem Übermaß an technischer (Fehl-)Entwicklung und den damit verbundenen Beeinträchtigungen ist er aber immer weniger gewachsen. Zwar leistet jeder einzelne Hof als biologischer Stabilitätsfaktor auch heute noch seinen Beitrag, aber die Wirkung geht um so mehr verloren, je größer die Einbrüche in die gesunde Agrarlandschaft sind.

Die Geschlossenheit der in Bauernhüt befindlichen Landschaft ist bedroht oder schon zerrissen. Teils durch standorts-ungerechte Industrie, teils durch von Großunternehmen (z. B. der Elektroindustrie) verursachte Eingriffe in die Wasserwirtschaft und dergleichen mehr. Verschlimmert werden die Verhältnisse noch infolge Luft- und Landver-

schmutzung aus den allseits bekannten Gründen.

Die Funktion des Umweltschutzes kann vom Südtiroler Bergbauern in Hinkunft nur dann noch mit Erfolg wahrgenommen (oder wieder wahrgenommen) werden, wenn die Geschlossenheit der von bäuerlicher Hand gepflegten Agrarlandschaft nicht weiter eingeschränkt und die agrarbiologische Leistungskraft des einzelnen Hofes soweit gestärkt wird, daß er aus sich selbst voll lebensfähig ist.

Der Schlüssel dazu ist eine grundsätzliche Strukturverbesserung der südtiroler Landwirtschaft. Hierüber sind Gespräche im Gange und die Hoffnung besteht, daß ihnen Taten folgen.

Es ist erstaunlich, mit welcher Geduld und Selbstverständlichkeit der Bergbauer sich in der Vergangenheit durch Mühe und Plage selbst verwirklichte. Herr im eigenen Haus und Hof zu sein und frei, war ihm, besonders dem Tiroler, alle Opfer wert.

Droben in St. Martin am Kofl über Latsch im Vinschgau haben sie sich noch bis vor wenigen Jahren selbst vor die Egge gespannt, um das Saatbett zu ebnen. Der Gurschler hoch über dem Schnalstal führt noch immer den täglichen Kampf um das bißchen Wasser, das er in ausgehöhlten Lärchenstämmen vom Gletscher herholt. Trotz Unwetter, Lawinen und Muren, die ihm immer wieder die Leitung zerstören. Überall in den Hochtälern schufteten sie um ein wenig mehr an Futter, damit eine Kuh und ein paar Liter Milch mehr verkauft und das karge Einkommen ein wenig aufge bessert werden kann. Noch tun sie es, die Alten. Auch von den Söhnen und Töchtern bleibt der und jene noch bei der angestammten Bauernarbeit. Viele aber, wir sagten es schon, haben sich anders eingerichtet. Die im Lande bleiben, lehnen am Wochenende das Motorrad, mit dem sie den steilen Bergpfad heraufgekommen sind, ans Futterhaus. Sie legen noch mit Hand an, kümmern sich um die Beregnungsanlage, um zu Bruch gegangenes Gerät, um die elektrische Leitung in einer noch unbeleuchteten Kammer. Eine Zeitlang noch, bis sie sesshaft geworden sind. Bestenfalls in Bozen, Bruneck oder Sterzing, oft aber auch in München, Stuttgart und Frankfurt.

Den Berghof erhalten, heißt ihn wirtschaft-

lich leistungsfähig machen, von Grund auf. Was dazu gehört, kann hier nur in Schlagworten angedeutet werden: Ausreichende Betriebsgröße, Verkehrserschließung, technische Ausrüstung, kostengerechte Betriebsplanung, überbetriebliche (genossenschaftliche) Zusammenarbeit in Produktion und Absatz.

Der Berghof wird dabei ein anderes, zeitgemäßes Gesicht bekommen und die Kulturf lächen nach dem derzeitigen Stand landtechnischer und betriebswirtschaftlicher Kenntnisse gestaltet werden. Nachdem, trotz der rapiden Abnahme der bergbäuerlichen Bevölkerung, der Großteil der Höfe in Südtirol noch bewohnt und bewirtschaftet wird, ist es bei planmäßigem und sachgerechtem Vorgehen möglich, über die Wirtschaftsförderung der Landbaubetriebe auch die Berglandschaft lebensfähig zu erhalten.

Das wird um so eher gelingen, je besser die vorgesehenen Strukturänderungen auf die landbaumäßig gegebenen und entwickelbaren Voraussetzungen abgestimmt werden. Es hat keinen Sinn und ist im Hinblick auf den Natur- und Umweltschutz völlig belanglos, auf 1900 m über dem Meer noch Getreide zu bauen oder in unwegsamem, fast ertraglosem Gebiet ein paar Höfe künstlich am Leben zu erhalten. Eine vernunftgemäße Flächenregulierung im Sinne einer wachstums- und ertragsorientierten Aufteilung von zum Hofe gehörigen landwirtschaftlichen Nutzflächen, Wald und Hochalmen kommt den ökologischen wie den wirtschaftlichen Erfordernissen gleichermaßen entgegen. Es versteht sich aber von selbst, daß Strukturmaßnahmen zugunsten der Landwirtschaft nur dann wirtschaftsverbessernde und naturerhaltende Auswirkungen haben, wenn sie breitflächig angreifen, also im Zuge eines gesamtheitlichen Raumordnungsplanes für alle Talschaften Südtirols betrieben werden.

Insoweit ist in Südtirol dank der schon ergriffenen und der geplanten Maßnahmen Hoffnung. Gefährlich sind hingegen jene Großprojekte, hinter denen kapitalstarke Unternehmen stehen. Projekte, etwa wie jenes zur Errichtung von Appartementhäusern auf der Haflinger Hochebene oberhalb von Meran oder die Errichtung eines Flugplatzes für Großverkehrsmaschinen in 1400 m Höhe auf dem einmalig schönen Salten (Tschöggelberg) oberhalb von Bozen.

Neben diesen massiven Angriffen auf Landschaft und Umwelt sind auch die getarnten Aktionen im Auge zu behalten. Gemeint sind die fast unkontrollierbaren, weil verdeckt durchgeführten Grundkäufe und Grundverbauungen, welche auf eine unerwünschte Zersiedelung der Landschaft hinauslaufen. Davon betroffen sind vor allem die Erholungslandschaften der beiden größeren Städte, also vor allem der Ritten bei Bozen und die Höhenlagen des Burggrafenamtes rings um Meran.

Glücklicherweise hat das Land Südtirol mit einem eigenen Landschaftsschutzgesetz auch solchen Auswüchsen vorerst einen Riegel vorgeschoben. Nach diesem Gesetz wird erforderlichenfalls auch hart vorgegangen – und das ist im Blick auf das Notwendige durchaus gerecht.

Wer offenen Auges durch das Land fährt, etwa auf dem Rückweg vom Urlaub am Meer, dem wird nicht nur auffallen, daß oberhalb der Provinzgrenze bei Salurn keine Reklameschilder mehr die Straße begleiten und auch sonst längs des Weges und abseits davon – und das ist noch viel wichtiger – eine ordnende und schützende Hand spürbar ist.

Letzten Endes wird es also darauf ankommen, wie gut der aktive Natur- und Umweltschutz, bei welchem in Südtirol der Bergbauer einen Löwenanteil zu bestreiten hat, und der präventive Schutz, welcher von Gesetzgeber und Verwaltung ausgeht, als einheitliche Kraft zur Wirkung kommen.

Den Schöpferauftrag, sich die Welt untertan zu machen, hat die Menschheit oft genug mit untauglichen Mitteln zu erfüllen gesucht. Solange die Natur die menschlichen Fehlleistungen verkraften konnte, ist die Welt heil geblieben. Heute besteht aber die Gefahr, daß sie durch ein Übermaß an Unnatur vergewaltigt und im Grunde verdorben wird. Es sei denn, man fände zu den Quellen der Erkenntnis und lernte wieder von jenen, die noch fähig sind, mit Gottvertrauen aus der Saat eine gute Ernte hervorzubringen.

*Anschrift des Verfassers:*

*Dr.-Ing. habil. Karl Heinz Fischer,  
I-39059 Oberbozen Nr. 179*

## **Heimatschutz und das Gegenteil – auch südlich des Brenners**

EDITH EBERS

Wie die Leser des AV-Jahrbuches 1971 feststellen konnten, haben die Entdeckungen von Felsritzzeichen in den Alpen dem Heimatschutz vielfach neue Aufgaben zugewiesen. Ganz besonders war das auch der Fall für die „norische Felsbilderkultur“, welche sich über die österreichischen Alpenländer bis nach Bayern hinein erstreckt. Sowohl ähnliche als auch ein Reichtum verschiedenartiger anderer Felsbilder schließen im Süden an. Südtirol und auch Oberitalien besitzen eine Reihe vorgeschichtlicher Denkmäler, und es sind nicht nur Bodenfunde aus Eisen- und Bronzezeit, die in den Museen dieser Länder Platz gefunden haben. Es sind auch viele Felsritzungen darunter.

Auf uralten vorrömischen, in den Felsen eingehauenen Geleisestraßen, von welchen eine über den Plöckenpaß hinüberführt, war ein Bevölkerungstausch schon um 1000 v. Chr. möglich. Hier konnte er von der kärntnerischen Alpenlandschaft zum venetischen Teil der Po-Ebene hin stattfinden. Ein alter vorgeschichtlicher Übergang ging wie heute über den Brenner und den Reschenpaß. Schon hoch oben im Pflerscher Tal hinterließ der früheste Silberbergbau seine Spuren mit dem Swastika-Zeichen und dem Sonnenrad. Diesen Uralt-Symbolen auf einem Eingangstein sollte der Weg in die Stollen folgen. Diese ziehen bis unter die Gletscher und werden bei fortschreitendem Abschmelzen des Gletschereises jetzt wieder frei.

Eines der interessantesten, vorgeschichtsträchtigen Gebiete an der nach Italien hinabführenden Brenner-Route ist die Umgebung von Brixen. Hier ist das Gehänge weithin überstreut von ungeheuren Blockmassen, die zur Eiszeit der Eisackgletscher mit heruntergeschleppt hat. Manche davon wurden in vorgeschichtlicher Zeit zu „Schalensteinen“. Sie haben Hunderte von napf- und schalenförmigen Vertiefungen, die vom Menschen in sie eingetragene sind. Eine „rituelle Rutschbahn“, auf der, wie angenommen wird, die Frauen herunterrutschten, um



Die „Tschötscher Heide“ bei Brixen.

Foto: F. Wollenik

fruchtbar zu werden, und aus Riesen-Findlingsblöcken aufgetürmte, gigantische Mauerreste sind weitere Erinnerungen an nicht mehr feststellbare, vorgeschichtliche Zeiten. Ja, es führte von hier aus am Gehänge entlang, auf mittlerer Höhe etwa, eine vorgeschichtliche „Menhir-Straße“ in Richtung Bozen. Heute sind diese Monumental-Blöcke, in die Waffen und Werkzeuge, ebenso menschliche Attribute, Gesicht, Arme, Kränze, Gürtel oder nur Stückwerk davon, eingemeißelt sind, wenigstens teilweise in den Museen des Landes sichergestellt. Die „Menhir-Stube“ unter den Brixener Lauben bewahrt das Gedächtnis an diese „anthropomorph“ genannten Stelen, welches der Ehrenbürger der Stadt, Hans Fink, wieder erweckt hat, auf.

Das schönste aber, was Brixen von Vorgeschichtlichem zu bieten hat, ist die „Tschötscher Heide“.

In einem Hain von prachtvollen Edelkastanien, untermischt mit Birken, empfängt uns hier eine der schönsten Felsbilderfluren, die einen vollkommen anonymen Charakter trägt. Sie liegt offen da an der Straße von Brixen nach Feldthurns. Der Einbau einer neuen Straßenkurve mit den dazu nötigen

Sprengungen hat sie jedoch beschädigt und entweiht. Früher hätte man wahrscheinlich von einem „Heiligen Hain“ gesprochen; ein „Lied ohne Worte“, über dem viel urweltliche Atmosphäre liegt, bleibt der Ort trotz allem.

Die Felsplatten aus dem Quarzphyllit der Gegend sind blank geschliffen von der ehemaligen Gletscherzunge im Eisacktal. In die Gletscherschliffe sind monumentale, großenteils mühlbrettähnlich variierte, vereinzelte oder zu Gruppen gesammelte Quadrate tief eingehauen. Man zählt an die zehn oder mehr solcher, mit viereckigen Zeichen geschmückter Felsen, verstreut über einen tausende von Quadratmetern ausgedehnten Raum zwischen den Kastanien. Manchmal liegen aufrechte oder Schrägkreuze in den Vierecken. Auch Schalen treten auf. Es liegen mathematisch anmutende Konzeptionen zugrunde und Beziehungen zum Lebenden, wie sie die Felsbilder der Alpen sonst meist haben, fehlen vollständig.

Was soll das alles bedeuten? Wir stehen vor einem Rätsel, das niemand beantworten kann. Geht es vielleicht um die „Heilige Zahl“ Vier von Marie Koenig? Oder müssen wir für immer schweigen?

Noch von dem rätselhaften Eindruck erfüllt, welchen die Tschötscher Heide ausübt, hatte ich eine weitere Begegnung mit der Vorgeschichte. Von Brixen das Eisacktal hinunter geht es nach Bozen und von dort im Etschtal weiter, dem Süden immer näher, nach Auer und zur Felsenburg von Castelféder. Sprach man in Südtirol davon, so wurde man immer darauf aufmerksam gemacht, daß es auf diesem Felsvorbau auf der Ostseite des Tales, trotz der großartigen Gletscherschliffe, keine Felszeichnungen gäbe, obwohl vorgeschichtliche Wohngruben, römische und langobardische Mauerreste und wieder eine rituelle Rutschbahn vorhanden sind. Dennoch war bald der Überrest einer vorgeschichtlichen Eingravierung gefunden: in einem ovalen Doppelkreis eine Maske, ein Gesicht mit einem an der Backe angefügten Füßchen und Sexualzeichen nebenbei. Eine typisch prähistorische Felszeichnung. Daran, daß Felsrit-

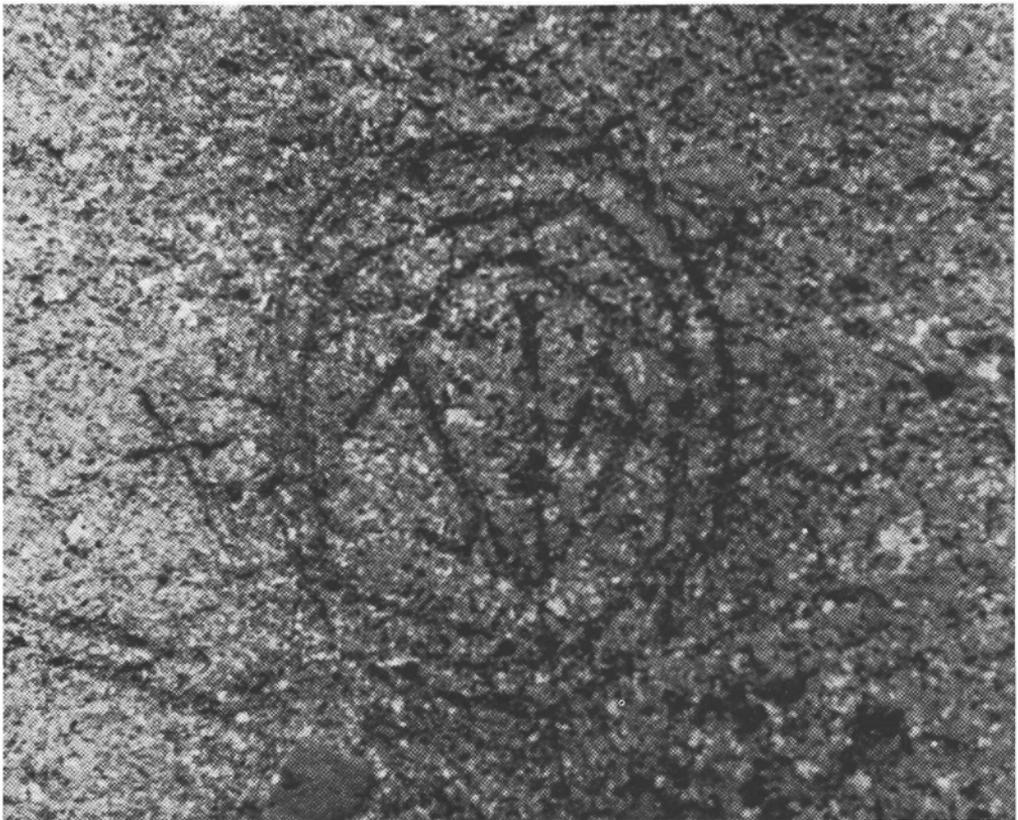
zungen auf dem großen Felsplateau anschließend völlig fehlen, ist die Oberflächenverwitterung des roten Bozener Quarzporphyreschuld. Überreste aber könnten noch vorhanden sein.

Dieses großartige Kulturdenkmal am Etschtalrand ist von einer heute nicht mehr benutzten Bahnlinie durchschnitten und verunstaltet. Ahnungslos! —

Doch dringen wir noch weiter gegen Süden, in Richtung des südlichen Alpenrandes vor. Wir überqueren von Bozen aus den Tonalepaß, um von Edolo durch das Oglio-Tal zum Iseo-See zu gelangen. Der Oglio durchzieht die Valcamonica. Bis hoch hinauf wurden die Talflanken von ehemaligen weit herunterreichenden Gletschern des Adamello blank gescheuert. Das waren rechte Schiefertafeln aus bräunlich-lilafarbenem Quarzit für einen vorrömischen Volksstamm, der sich ins Gebirge zurückgezogen hatte. Er ver-

*Die Maske von Castelfeder bei Auer/Ora, Etschtal.*

*Foto: F. Wollenik*





*Naquane, Valcamonica: Darstellungen aus der Eisenzeit.*

*Foto: F. Wollenik*

brachte hier die letzten zwei Jahrtausende vor Christus, bis endlich doch die Römer kamen. Auf dem großen „Tropäum alpinum“, dem Kaiser Augustus geweihten, jetzt halb zerstörten römischen Siegesdenkmal an der Riviera, sind die „camuni“ als zweiter, unterworfenen Volksstamm verzeichnet. Man nimmt an, daß sie zu den ligurischen Stämmen gehörten, die weit im Westen, am Ligurischen Meer, auf den hohen Gipfeln des Mont Bego bis jetzt 200 000 gezählte Felszeichnungen hinterließen, von denen die Hälfte etwa Ochsenschädel mit großen Hörnern darstellten. Wahrscheinlich gehen diese auf Opferkulte zurück. Obwohl die vom Mont Bego ein ganz anderes Bild bieten als die in der Valcamonica, ist doch eine gewisse Verwandtschaft der beiden großen ligurischen Felsbildergruppen in den Alpen nicht zu leugnen. Eine Verwandtschaft besteht auch mit den schon lange bekannten skandinavischen Felsbildern.

Ein unaufdringlich abgegrenzter „parco nazionale“ erwartet uns bei „Capo di Ponte“, der Brücke über den Oglio. Der Nationalpark erstreckt sich kilometerweit über beide Talseiten. Alljährlich kommen immer wieder

kleine Ortschaften als Fundorte dazu. Denn hier wird intensiv gearbeitet und weitergeforscht. Oft lassen sich große Streifen von Rasensoden, Flechten und Moosen einfach abziehen und darunter kommen die Felsgravierungen zum Vorschein.

Von Zerstörungen, wie sie sonst in Felsbilder-Regionen üblich sind, erfährt man nichts. In Capo di Ponte wurde vor einigen Jahren ein wissenschaftliches Forschungsinstitut errichtet. Mit Energie und Umsicht vermochte die Institutsleitung, Professor E. Anati, unterstützt durch Regierung und Bevölkerung, diese Schätze zu behüten. Alljährlich gibt es Symposien, d. h. Treffen von Forschern aus aller Welt, besonders des romanischen Sprachraumes. Manche reisen sogar bis aus Übersee an. Eine neue wissenschaftliche Literatur, in der alle zu Worte kommen, entsteht. So wird das wissenschaftliche Interesse aller angeregt und offen gehalten. Obwohl Industrie in der Nähe ist, werden Zivilisationschäden vermieden.

Noch einige Worte über die kulturelle Bedeutung des Felsbilder-Gebietes selbst und über einige besonders interessante Stellen. Da ist vor allem der sogenannte „Große

Felsen von Naquane“ auf der Ostseite des Tales. Über 920 Darstellungen aus der Eisenzeit, 900–200 v. Chr., von Menschen und Tieren, Waffen und Gebrauchsgegenständen, Symbolen, etruskischen Kriegern, Hütten, Leitern, rituellen Zeremonien, treten auf. Die Hütten scheinen ein Gegenstück zu der bedeutenden Pfahlbau-Siedlung am Ledro See – hoch über dem Gardasee – gewesen zu sein. Ein bis jetzt noch nicht gedeuteteres Symbol ist die Palette, die in der Valcamonica viel und sonst nur sehr selten auftritt. Unter den Nachbarfundorten auf der anderen Talseite ragt der Bezirk Bedolina hervor mit einem großen Flurenplan. Zahlreiche Fußabdrücke, vierrädrige Wagen und Pflüge, Einzeldarstellungen, aber auch Kompositionen treten auf. Zwei durch Bergrutsche abgesetzte, große Blöcke in der Nähe des Friedhofs aus der mittleren Endbronzezeit (1500–900 v. Chr.) sind mit besonders schönen, geradezu graphisch empfundenen Tierleibern geschmückt. Als religiöse Kulte sind der des Sonnengottes und später der eines Hirschgottes, Kerrunnus, zu erkennen.

Kein Zweifel! Es handelt sich, wie F. Anati sagt, um frühe Entwicklungsstufen der europäischen Kultur und Gesellschaft: wobei sich die Stile von symbolischen Kompositionen zu deskriptiven anekdotischen Szenen entwickeln. Diese Bemerkung läßt aufhorchen, denn derartige Beobachtungen kommen einem „so bekannt“ vor!

Val Camonica war ehemals auch das berühmteste Hexental der Alpen, und mehr als 60 Menschen sollen hier verbrannt worden sein. In dieser Beziehung hat es eine schaurige Berühmtheit erlangt. Doch jetzt ist es modern und zum Vorbild für großartige Landschaftspflege und -gestaltung geworden. Die Bevölkerung achtet ihre natürlichen Besitztümer. Anders als in der ehrwürdigen Tschötscher Heide, gegen die man das zerstörerischste, nämlich Sprengstoffe, eingesetzt hat.

Möchte dieser Fall als Beispiel dienen für kulturelle Pflege der Heimat!

Anmerkung: Die vorliegenden Studien wurden mit Hilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft durchgeführt.

*Anschrift der Verfasserin:  
Dr. Edith Ebers, D-8121 Haimshofen.*

## Mehr Sicherheit am Berg durch einwandfreie Standhaken

*Bericht des Sicherheitskreises im DAV über die Arbeiten auf dem Gebiet der Abseil- und Standhakenfixierung*

### Abseilhaken

Die vom Sicherheitskreis im DAV (im folgenden kurz Sicherheitskreis genannt) in den Jahren 1969 bis 1972 angebrachten Abseilhaken im Kaiser, Wetterstein und Berchtesgadener Land fanden unter der Menge befragter Kletterer durchweg positive Aufnahme. Einzige gegenteilige Meinung war bisher von Stefan Kellnerbauer (Berchtesgaden) zu hören, der die Ansicht vertritt, mit gebohrten, sicher eingelassenen Abseilhaken verleite man den Bergsteiger zur Unselbständigkeit.

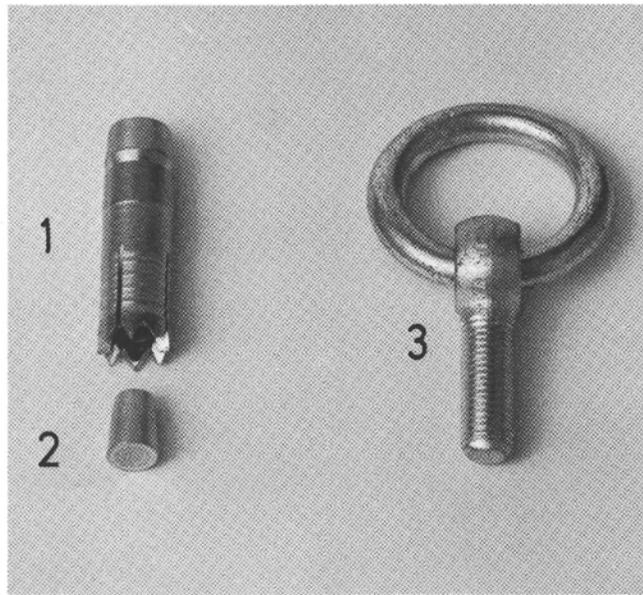
Grundsätzlich Anlaß zum Engagement des Sicherheitskreises auf diesem Gebiet der Sicherung vor „subjektiven“ Berggefahren waren verschiedene Unfälle während der 50er und 60er Jahre, die eindeutig zeigten, daß Kletterer vorgefundene Abseilhaken in häufig begangenen Abseilrouten vor Gebrauch nicht genügend genau auf Haltbarkeit kontrollieren. Bei der Abseilroute vom Leuchsturm ging es darum, den Kopftörlgratbegehern für Notfälle (Wettersturz) einen in Vergessenheit geratenen Abstieg auf scheinlich sicherer Routenführung neu zu offerieren.

Der anfangs vom Sicherheitskreis entwickelte Abseilhaken zeigte Nachteile. Die Dauerstandfestigkeit des einmal gesetzten Hakens ist nach wie vor zwar einwandfrei, das Anbringen des Hakens aber barg Probleme in sich. So ist eine exakte Bohrlochgeometrie – im Fels schwierig zu messen – erforderlich. Dies führte dazu, daß nur mit dem Anbringen der Haken besonders vertraute Mitarbeiter des Sicherheitskreises diese Haken setzen konnten, was zu recht bemängelt wurde.

Ferner hat sich gezeigt, daß Zement, der zum Abdichten des Bohrloches gegen Feuchtigkeit verwendet wurde, mit der Zeit Risse bekommt. Es wurden daraufhin verschiedene Kunststoffe erprobt und ein geeignetes Material auf Zweikomponentenbasis gefunden. In der Zwischenzeit wurden nahezu alle vom Sicherheitskreis gesetzten Haken mit dem

Rechts: Einzelteile des DAVAS-Hakens: 1 = Bohrkronen M 16; 2 = Rundkeil für Bohrkronen M 16; 3 = Ringschraube M 16. Unten: Werkzeuge zum Anbringen des Hakens: 4 = Blasebalg (Luftpumpe) mit kurzem Metallrohr zum Reinigen des Bohrloches vom Bohrgranulat; 5 = 1,5 kg Hammer; 6 = Metallrohr zum Einschrauben der Ringschrauben; 7 = Schlägeisen mit Keiltreiber für Bohrhaken M 16; 8 = Querhaken als Spachtelersatz zum Anbringen des Kunststoffes; 9 = Kunststoff auf Zweikomponentenbasis (Binder und Härter).

Fotos:  
Archiv Sicherheitskreis



neuen Kunststoff abgedichtet, der sich bereits über zwei Jahre (einschließlich zweier Winter) bewährt hat.

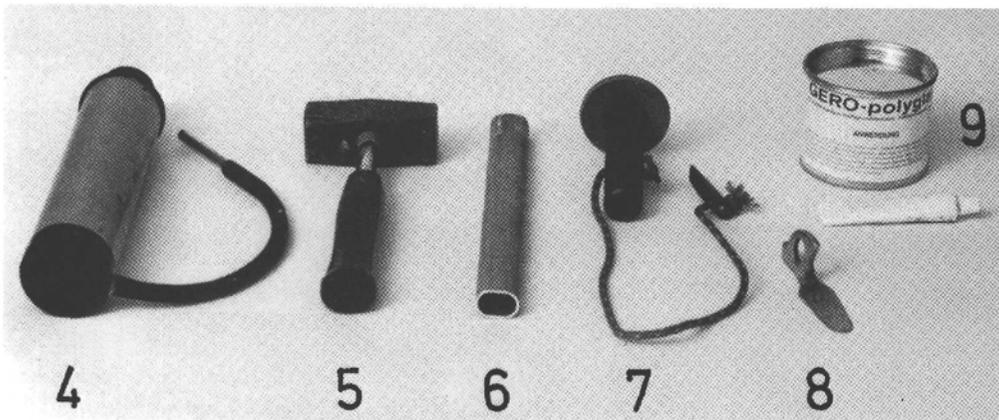
Der Sicherheitskreis hat nach Aufbrauchen der ersten Hakenserie einen neuen, auf dem Prinzip des ersten Hakens basierenden zweiten Haken entwickelt. Dieser neue Haken kann sowohl als Abseil- als auch als Standhaken verwendet werden, deshalb die Bezeichnung DAV-Abseil- und Standhaken = DAVAS-Haken. Der DAVAS-Haken besteht aus drei Komponenten:

- Bohrkronen und Rundkeil M 16
- Ringschraube M 16
- Kunststoff auf Zweikomponentenbasis zum Abdichten des Bohrloches gegen Feuchtigkeit.

Ferner sind nachfolgend aufgeführte Werkzeuge notwendig:

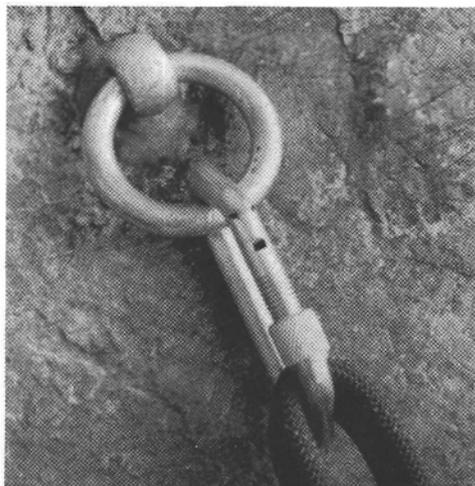
- Schlägeisen mit Keiltreiber für Bohrkronen M 16
- 1,5-kg-Hammer (ein normaler, nicht allzu leichter Kletterhammer reicht notfalls auch)
- kleiner Blasebalg mit kurzem Metallrohr zum Reinigen des Bohrloches vom Bohrgranulat
- starkes Metallrohr zum Einschrauben der Ringschrauben
- kleiner Spachtel zum Aufbringen des vorerwähnten Kunststoffes (am besten ein Querhaken).

Der DAVAS-Haken kann von jedem gewissenhaften Bergsteiger ohne besondere Vor-





*Gesetzter DAVAS-Haken.  
Fotos: Archiv Sicherheitskreis*



*Unter Bedingungen der Praxis belasteter  
DAVAS-Haken, Bruchlast über 3000 kp*

kennnisse angebracht werden. Zeit pro Haken etwa eine halbe Stunde. Vorteilhaft ist das Arbeiten zu zweit, also in der Seilschaft. Zerreiversuche unter praxisnahen Bedingungen erbrachten Bruchlastwerte von über 3000 kp. Damit weist der DAVAS-Haken – gesunden Fels vorausgesetzt – eine mehr als zweieinhalbfache Haltbarkeit gegenüber den bei einem Sturz maximal möglichen Kräften von rund 1260 kp auf. (Die meisten der im Handel erhältlichen Seile haben einen niedrigeren Fangsto und belasten Haken folglich weniger stark).

### **Standhaken**

Am Allerheiligentag 1957 stürzte eine Zweierseilschaft aus der Untersberg-Südwand (Führe Barth-Niedermayer) und ri eine Dreierseilschaft mit. Standhaken wies die Führe zum damaligen Zeitpunkt nicht auf. Dieses Unglück forderte fünf Tote durch den Sturz eines einzigen Kletterers.

Franz Rasp (Bergführer in Berchtesgaden) gab dieser Unfall zu denken. Von ihm kam im Frühjahr 1971 der Vorschlag, in dieser sehr beliebten, folglich häufig begangenen Führe des III. Schwierigkeitsgrades solide Standhaken, ähnlich den vom Sicherheitskreis bis zu diesem Zeitpunkt angebrachten Abseilhaken, zu setzen.

Dieser Vorschlag wurde noch im gleichen Jahr vom Sicherheitskreis verwirklicht und zwölf gebohrte, mit Kunststoff eingelassene Standhaken (im geraden Einstieg zusätzlich

drei Haken) angebracht, ferner fünf Standhaken im benachbarten Barth-Kamin. Kletterer, die seitdem die Südwandföhre durchstiegen, äußerten sich durchweg positiv.

Anfragen aktiver Kletterer, ob vom Sicherheitskreis weitere Standhaken in anderen häufig begangenen Routen zu erwarten seien, führten zunächst innerhalb des Sicherheitskreises und später innerhalb größerer Kreise aktiver Kletterer zu einer ausführlichen Diskussion um das Für und Wider solcher gebohrter Standhaken. Es zeigte sich bald, daß das Für bei weitem überwog. Das Argument, man verleite mit gebohrten Standhaken die Kletterer zur Unselbständigkeit, zur Sorglosigkeit gegenüber kritischer Prüfung der Standhaken und grundsätzlich zur Fahrlässigkeit, ist insofern nicht stichhaltig, als dem bisher auch an schlechtesten Haken sich fixierenden Kletterer angesichts der gebohrten und überdimensionierten Standhaken endlich die Einsicht zuteil werden müte, daß er sein beim Klettern bisher an miesen Standhaken fixiertes Leben nur verschiedenen glücklichen Umständen zu verdanken habe. Abgesehen davon steht außer Zweifel, daß einwandfrei sichere Standhaken der an Erlebnisgehalt nicht zu überbietenden Freikletterei nur positive Impulse verleihen können. Wer seinen sichernden Seilzweiten an zweifelhaften Standhaken weiß, wird freilich nie das „Letzte im Fels“ wagen.

Letztlich war nachfolgend wiedergegebenes Erlebnis des Autors mit ausschlaggebend für

die positive Einstellung des Sicherheitskreises gegenüber gebohrten Standhaken.

Es war in der Enzensperger-Führe an der Kleinen Halt im Kaiser. Mit Frau, Spezl und Ziehharmonika stiegen wir bei leichtem Nieselregen doch noch ein, nachdem uns mehrere Seilschaften glaubhaft gemacht hatten, der Regen höre sicher bald auf, was sich als glatte Fehleinschätzung der Wetterlage herausstellen sollte. Der alpinen Rangordnung folgend — wer zuletzt kommt, mahlt zuletzt — stiegen wir als vierte Seilschaft ein. Nun weist die Enzensperger-Führe nicht viel mehr als den III. Schwierigkeitsgrad auf, und ich ahnte, was kommen würde — oder besser, was nicht kommen würde —, nämlich keine Standhaken. Dabei ist die Kleine-Halt-Nordwestwand keineswegs ein üblicher „Dreier“, vielmehr bemerkenswert ausgesetzt mit vielen senkrechten Passagen, und bei Regen wird sogar im Führer von einer Begehung abgeraten. So vergaßen wir ganz unsere Ziehharmonika im Rucksack, mit der wir sonst auf jedem Standplatz uns und andere Kletterer zu unterhalten pflegen.

Dafür durften wir während der Durchsteigung Zeuge einer Unmenge glücklicher Umstände werden.

Die Seilschaften vor uns waren nicht die langsamsten — wohl wegen des Nieselregens — aber auch nicht die sichersten. Der Seilerste scharrte gelegentlich mit den Füßen über glatte Platten, und, was die Füße nicht schaffen konnten, versuchten die Arme ruckartig wetzumachen. Über den Kletterstil läßt sich streiten, und man kann, wenn man will, jederzeit kritisieren. Grundsätzlich aber ist der Kletterstil individueller Natur und bleibt jedem überlassen, solange der Seilzweite am Standplatz einwandfrei fixiert ist und die der voraussichtlichen Sturzsituation angepaßte, optimale Sicherung sachgemäß bedient.

Von Sicherung aber konnte bei unseren Vorgängern kaum die Rede sein. (Daß die Schultericherung für den Seilersten in hakenfreien Seillängen nicht brauchbar ist, darf seit einigen Jahren als bekannt vorausgesetzt werden.) Und von Standplatzfixierung konnte bei unseren Vorgängern auch nicht gesprochen werden, denn dergleichen war höchst selten zu entdecken. Gelegentlich eine 4-mm-Reepschnurschlinge um ein auch bei bestem

Wohlwollen kaum als Sicherungspunkt ansprechbares Felsköpfl. Meist gar keine Selbstsicherung. Der sichernde Seilzweite — im Falle unserer Vorgänger eine gut proportionierte junge Dame — stand selbstbewußt auf schmalem Stand wie die weibliche Ausgabe von Siegfried am Berg.

Daß die Schultericherung nicht allen Sturzsituationen gewachsen ist, muß wohl auch dem einen unserer Vorsteiger bekannt gewesen sein, denn, als seine Dame an der Schlüsselstelle hilfeheischende Blicke nach oben tat, unterstrichen durch entsprechendes Wehklagen, rief ihr sichernder Seilerster entsetzt, um Himmels Willen, sie dürfe jetzt nicht fliegen, er sichere sie mit Schultericherung, und die würde ja nicht halten.

Und gerade in dieser Sturzsituation (Nachstieg ohne Pendelgefahr) hätte die Schultericherung gehalten.

Wenige Minuten zuvor hatte sich der Vorsteiger über eine ausgesetzte Stelle gequält, während seine Seilzweite mit der Schultericherung an nur deshalb als Köpfl zu erkennendem Felsvorsprung sicherte, weil sie eine Reepschnurschlinge darübergelegt hatte, die sich beim Seilausgeben jedesmal abhob.

Zum Glück hat Enzensperger damals die Führe in den entscheidenden Seillängen leicht ansteigend nach rechts gelegt. So nahmen wir die Gelegenheit gern wahr, uns immer außerhalb der Falllinie unserer Vorgänger zu bewegen.

Später aber querten unsere Vorgänger nach links, und wir saßen in der Falle. Über uns ein drohendes Damoklesschwert.

Es gibt im Leben Situationen, vor welchen man bar jeglicher Auswegchancen mit einem tiefen Seufzer die Augen schließt. Dies war eine solche Situation. Doch zum Glück — wie so oft beim Klettern — ging wieder einmal alles gut aus.

\*

Man kann Unfälle im Gebirge — solange Zeugen überleben — gelegentlich genau rekonstruieren. Man wird in den meisten Fällen feststellen müssen, daß ein auslösender Faktor eine Summe potentieller Gefahrenmomente ausgelöst hat, und so zum weit größeren Unglück führte als eigentlich notwendig gewesen wäre. Das heißt — bezogen auf unser Erlebnis in der Kleinen Halt-Nordwestwand —, daß der Sturz eines Seilersten

mit tödlichen Folgen für die ganze Seilschaft (womöglich noch für andere) enden muß, wenn beispielsweise der sichernde Seilzweite potentielle Gefahrenmomente heraufbeschwört, indem er nicht einhandfrei am Standplatz fixiert ist und den Umständen entsprechend falsch sichert.

Beobachtungen von kletternden Seilschaften in allen Bereichen der Schwierigkeitsgrade zeigten, daß – wohl aus Unerfahrenheit – der Großteil aller Kletterer (sowohl Vorwie auch Nachsteiger) nahezu in jedem Augenblick in der Wand potentielle Gefahrenmomente heraufbeschwört, indem beispielsweise außer nicht einwandfreier Standplatzfixierung und falscher Sicherung die Seilführung falsch erfolgt, Karabiner unsachgemäß eingehängt werden und vorgefundene Haken höchst selten näher auf Haltbarkeit untersucht werden, von wenig sachgemäßer Ausrüstung ganz abgesehen.

Die Summe solcher Gefahrenmomente läßt die Größe eines voraussichtlichen, durch eine Kleinigkeit auszulösenden Unfalles annähernd voraussagen.

Und diese Summe der erwähnten Gefahrenmomente ist bei nahezu 100 Prozent aller beobachteten Seilschaften permanent recht groß.

Meistens geht alles gut, weil in solchen potentiell gefahrenträchtigen Situationen sich der auslösende Faktor zum Glück nicht einstellt, das heißt im Grunde nichts anderes als: Die Kletterer haben meist mehr Glück als Verstand!

\*

Die vorerwähnten, gezielten Beobachtungen, durchgeführt in der Südwand des Untersberges (Beobachtung von 30 Seilschaften), am Kopftörlgrat (Beobachtung von 46 Seilschaften) und in der Fleischbank-Ostwand (Beobachtung von 9 Seilschaften) führten Anfang des Jahres mit zu dem Entschluß des Sicherheitskreises, den Versuch, weitere gebohrte Standhaken in häufig begangenen Routen im Alpenraum anzubringen, zu starten.

Zur gleichen Zeit fiel die Entscheidung der Verwaltungsausschüsse des Deutschen und des Österreichischen Alpenvereins für eine kooperative Zusammenarbeit der beiden vereinsgebundenen Sicherheitsgremien. So konnten Innsbrucker Kletterer mit für das An-

bringen der Standhaken gewonnen werden, so daß noch im vergangenen Sommer nachfolgend aufgeführte Routen im Wilden Kaiser in gemeinsamer Arbeit mit Standhaken versehen werden konnten:

- Fleischbank-Ostwand
- Fleischbank-Südostwand
- Predigtstuhl-Nordkante
- Bauernpredigtstuhl-Rittlerkante
- Christaturm-Südostkante
- Kleine Halt-Nordwestwand  
(Enzensperger-Führe).

Das Anbringen der Standhaken gestaltete sich insofern recht zeitraubend, als vor dem Anbringen die Standplätze der Routen genau zu definieren waren. Auch wenn ein Kletterer eine bestimmte Route erst ein oder zwei Jahre zuvor durchstiegen hat, kann er auf Anhieb nicht jeden Standplatz einwandfrei wieder ausfindig machen. Bestes Beispiel hierfür ist die Predigtstuhl-Nordkante, wo in den weniger entscheidenden Seillängen jede Seilschaft an einem anderen Standplatz nachholt. So mußten die Routen mehrfach durchstiegen werden, was aufgrund der zeitaufwendigen Anbringung der DAVAS-Haken von Haus aus eingeplant worden war.

\*

Die Initiatoren dieser Arbeit sind sich darüber im klaren, daß nicht einige wenige Bergsteiger und Kletterer über die Einführung gebohrter Standhaken in häufig begangenen Routen des Alpenraumes allein befinden können. Zwar werden den Seilschaften mehr Überlebenschancen offeriert, im Grunde aber doch die ethischen Belange des Kletterns erheblich beeinflusst und entscheidende Akzente für die Zukunft gesetzt.

Die mit den genannten Standhaken versehenen Routen sind deshalb ein Versuch, dieser Beitrag als Diskussionsgrundlage gedacht.

Wer glaubt, Positives zum Für oder Wider beitragen zu können, schreibe an den Sicherheitskreis im DAV, 8 München 22, Praterinsel 5.

*Anschrift des Verfassers:*

*Pit Schubert,*

*D-8152 Feldkirchen, Jägerweg 14*



## Übersicht über die gesetzten DAV-Abseilhaken

Wilder Kaiser	Abstieg von Vorderer Karlspitze durch den Mateják-kamin	<p>Beginn der Abseilpiste auf Klemmblock im obersten Teil des Mateják-Kamins (markiert): Man seilt durch den ganzen Mateják-Kamin ab, insgesamt 9 Abseilhaken. Zwei Abseilmöglichkeiten: a) 9mal 20-m-Abseilstellen oder b) 5mal 40-m-Abseilstellen.</p> <p>Im Falle a) sind die letzten 20 m im Schwierigkeitsgrad II abzuklettern.</p>
	Bauernpredigtstuhl über die sich südlich des Bauernpredigtstuhls befindliche Wandstufe	<p>20 m Abseilen vom Gipfel des Bauernpredigtstuhls in die Scharte zwischen diesem und dem Hauptkamm (wie bisher), dann absteigend in südwestlicher Richtung querend, der Markierung folgen bis zu Drahtseilversicherung (Schwierigkeitsgrad I und II). Am Drahtseil 4 m hinunterhängeln zum ersten Abseilhaken. 4mal 20 m abseilen. Achtung! Bei der letzten Abseilstelle leicht schräg in Richtung Bauernpredigtstuhl abseilen. Danach auf deutlichen Trittspuren in einer Links-Rechts-Schleife (im Sinne des Abstiegs) zum Fuß der Rittlerkante bzw. Westwand des Bauernpredigtstuhles.</p>
	Leuchsturm bzw. Kopftörlgrat durch die Schlucht zwischen Leuchsturm und Kapuzenturm	<p>Vom Gipfel des Leuchsturms auf den Trittspuren in Richtung Kapuzenturm bis zur deutlichen Markierung, der man südwestlich (II+) folgt bis zu Abseilhaken an einem markanten Lochkamin. 20 m durch den Lochkamin abseilen. Der Markierung in südlicher Richtung folgend (I und II+) zu Abseilhaken. 20 m über Platten abseilen. Nun der Markierung in südlicher Richtung folgend (II+) zur dritten Abseilstelle. 20 m abseilen. Wieder der Markierung, erst in westlicher, dann in südlicher und später in südwestlicher Richtung folgend zur letzten, 15 m hohen Abseilstelle (I und II). Danach in südwestlich. Richtung zum Gamsängersteig absteigen (I).</p>
Berchtesgadener Alpen	Großes Mühlsturzhorn durch den Südkamin im unteren Teil	<p>Insgesamt wurden 6 Abseilhaken angebracht sowie der gesamte Abstieg markiert. Je nachdem von welcher Route man — ohne den Gipfel betreten zu haben — auf den Abstieg gelangt, seilt man (der Reihenfolge nach von oben nach unten) wie folgt ab:</p> <p>Älter Südkante (Huber/Mitterer): 2mal 40 m*, 2mal 35 m, 1mal 20 m.</p> <p>Dir. Südkante (Hinterstoßler/Kurz): 1mal 10 m, 1mal 40 m*, 2mal 35 m, 1mal 20 m.</p> <p>Dir. Südwall (Schertle/Werner): siehe Dir. Südkante (Hinterstoßler/Kurz).</p> <p>S-Verschneidung (Hollerlieth/Lobenhoffer) mit direktem Ausstieg (Schüleln): 1mal 40 m*, 2mal 35 m, 1mal 20 m.</p> <p>* Nach der zweiten bzw. einzigen 40-m-Abseilstelle folgt man der Markierung geringfügig aufsteigend, bis man absteigend in den eigentlichen Südkamin und wieder zu Abseilhaken gelangt.</p>
Wetterstein	Schüsselkarspitze-Westgratturm über den Westgrat	<p>Auf der untersten (großen) Schulter des Westgratturmes wurden im Abstand von 20 m zwei Abseilhaken gesetzt. Der obere der beiden wurde rot markiert. Man seilt 2mal 20 m ab (besser 1mal 40 m, noch besser 1mal 45 m mit entsprechend langen Seilen). Der Standplatz (bei 2mal 20 m Abseilen) ist schlecht. Nach der zweiten Abseilstelle muß man noch etwa 5 m Schwierigkeitsgrad III abklettern, danach befindet man sich in der Östlichen Wangscharte.</p>
Karwendel	Lalidererspitze, Lalidererwand, Dreizinkenspitze, Grubenkarspitze durch die Spindlerschlucht	<p>Insgesamt wurden 7 Abseilhaken auf dem bisher bekannten Abstieg gesetzt. Jede Abseilstelle beträgt 20 m. Der gesamte Abstieg wurde mit neuer Markierung versehen; es geschah dies bei Nebel, so daß auf sinnvolle Weise kontrolliert werden konnte, ob bei schlechter Sicht von einer Markierung zur nächsten gefunden werden kann.</p>

## Die Sprache des Bergsteigers

LISELOTTE BUCHENAUER

*„Es ist natürlich  
klar, daß sie den  
Großglockner nicht  
verfertigt haben, aber  
gemacht haben sie  
ihn trotzdem.“*

Foto: K. Däullary



Seit dem Beginn meiner „Bergschreiberei“ bin ich der Meinung, daß die Themen der Bergschriftsteller kaum jemals ausgeschöpft werden können. Ein solches Thema ist die Sprache des Bergsteigers — unbegangenes Neuland, und ein sehr großes, vielfältiges, weites Land. Meines Wissens ist das Thema „Bergsteigersprache“ noch nie in der alpinistischen Literatur eingehend behandelt worden, höchstens irgendwo am Rande gestreift. Meine laienhafte Abhandlung in diesem Rahmen möge ebenfalls nur als Anregung im Plauderton gewertet werden. Es wäre mir eine große Freude und sicherlich für viele Bergsteiger wertvoll, wenn sich daraus ernsthafte Forschung ergäbe.

Die Bergsteiger werden oft und gerne als Zunft bezeichnet. Der Ausdruck „eine zünftige Tour“ weist unter anderem darauf hin. Schlagen wir im Wörterbuch nach, was das Wort Zunft besagt: „Eine Gewerbsverbindung früherer Zeiten zum ausschließlichen Zwecke des Gewerbebetriebes; zugleich organisierter Bestandteil der Bürgerschaft in mittelalterlichen Städten Deutschlands.“ Die Ähnlichkeit ist gegeben: auch die Bergsteigerschaft übt etwas Ausschließliches aus. Wenn es — mit Ausnahme des Bergführerberufs —

auch nicht gerade ein Gewerbe ist. Und wohl die meisten ausübenden Bergsteiger sind in einem alpinistischen Verein organisiert. Zünfte haben ihre eigene Sprache. Sie ist oft so spezialisiert, daß Außenstehende sie nicht oder kaum verstehen können.

Die Sprache des Bergsteigers ist einfach und bildhaft. Und sagt in schlichten, oft banalen Worten doch so viel aus! Nehmen wir einmal den vielverwendeten Begriff: „eine Tour machen.“ Das schmucklose Tätigkeitswort wäre wohl in den meisten Schulaufsätzen verpönt und müßte durch allerlei komplizierte Wendungen ersetzt werden. Doch was bedeutet das Wort „machen“ in diesem Zusammenhang! Die ganze schöpferische Freude des Bergsteigers liegt darin: er macht seine Tour, er tut etwas. Er hat die Idee zur Tour, er stellt sie sich zusammen, und er macht sie dann. Manchesmal ist es ihm sogar gegeben, etwas zu machen, was keinem vor ihm gelang: eine Neutour. Ganz bestimmt ist in dem „machen“ auch eine — sogar sehr starke! — Wurzel des bergsteigerischen Triebes überhaupt zu suchen und zu finden. Warum gehen wir in die Berge? Weil wir dort etwas machen, etwas tun können, und zwar etwas

Schöpferisches. Häufig kommt die Formulierung vor: wir m a c h e n einen Berg. Wie oft habe ich sie schon selbst gebraucht oder von Kameraden gehört, wenn sie in gehobener Stimmung heimkamen: „Wir haben den Glockner g'macht!“ Es ist natürlich klar, daß sie den Großglockner nicht verfertigt haben, aber gemacht haben sie ihn trotzdem. Ist es denn nicht wirklich so, als hätten wir die Tour, den Berg geschaffen, für uns selbst?

Schön finde ich es, wenn Kletterer sagen: „Ich g e h e diese oder jene Tour.“ Damit ist der Ursprung der Kletterei angedeutet, das Gehen am Berg — aufs Gehen ist alles zurückzuführen. Immer noch sind die Beine, mit denen man geht, das Wichtigste an jeder Tour, sei es nun Wanderweg oder Holzkeilfahrt. Bei Alpinisten strengerer Richtung hört man auch immer wieder das Wort „Geher“ — der oder jener ist ein guter Geher, der andere ein schlechter. Ich habe kaum je zu hören bekommen: „das ist ein guter Kletterer“, sondern nur „der geht gut“.

Ein sehr sinnvoller und ansprechender Begriff der Bergsteigersprache ist die F a h r t. Da steckt das „Fahren“ des fahrenden Gesellen darin, die Erfahrung ist nahe dabei — das Abenteuer am Berg ist in einem einzigen Wort eingefangen. Eine „Fahrt“ ist aber in jedem Falle etwas Besseres. Kleinere Touren werden nicht als Fahrt bezeichnet. Jeder — auch wenn er sich nicht mit Wortklaubereien beschäftigt, weiß es: eine Bergfahrt ist etwas Besonderes. Sehr nett finde ich nebenbei den in Innsbruck von Frau Dr. Lia v. Hörmann, der Alpenvereinschriftleiterin, gehörten Ausdruck „Türl“ für eine kleine Tour.

Treffend und handfest ist die Bergsteigersprache, um so mehr dort, wo sie sich scherzhaft gibt. Hatten die Führer unserer Grazer Klettergruppe ein paar schlechtere „Geher“ zu führen, so nannten sie das „a Fuhrwerk“. Ein sehr bildhafter Begriff! Auch der „Mehlsack“ tauchte in diesem Zusammenhang auf. Mehlsacktechnik, also hinaufziehen, mußte gelegentlich bei ganz schwachen Gchern angewandt werden, die wirklich wie Säcke am Seil hingen. Doch ist dieses Wort gewiß nicht in der Steiermark entstanden, sondern sicherlich schon ein Jahrhundert alt und dürfte von Bergführern stammen, die große Plage mit ihren Touristen hatten.

Das Rüstzeug des Bergsteigers läßt sich auf mancherlei Art in der Bergsteigersprache ausdrücken. Wie könnte man bessere Wörter finden für den lästigen Rucksack als „Wimmerl“, „Wucht“, „Wolke“ (wenns ein ganz großer ist!) oder gar „Zimmer-Kuchel-Kabinett“, wenn einer für eine besonders lange Fahrt aufgepackt hat! Das Wort Rucksack hat übrigens auch fremde Sprachen erobert, als deutscher Fachausdruck. Die Franzosen sagen z. B. „le rucsac“, das Wort ist anscheinend unübersetzbar. Das Eisenzeug des Kletterers heißt bezeichnenderweise „Schlosserei“. Das Seil wird Strick, auch oft Faden genannt. Die Tourenbeschreibung heißt köstlicherweise bei manchen Bergsteigern „Rezept“. Und wie man ein Rezept genau befolgen muß, weil sonst der Kuchen sitzen bleibt, so soll man auch nicht anders gehen, als das alpinistische Rezept es vorschreibt. Nur: wenn der Kuchen nicht „geht“, kann man einen neuen backen. Aber ob man bei einem richtigen „Verhauer“ (auch dieses Wort wird von Bergsteigern verwendet, wenn das „Rezept“ mißachtet oder -deutet und deshalb die Route verfehlt wurde) die Tour noch vollenden kann, das ist die Frage!

Ich weiß nicht, ob der Begriff „Die Nähmaschin' haben“ über meinen heimischen Sprachraum hinaus bekannt ist. Er trifft den Nagel auf den Kopf wie alles aus der Bergsteigersprache. Wenn man zu lange auf einem Tritt steht und nicht weiterkommt (der Kernpunkt der Sache!) dann kann es geschehen, daß Fuß und Bein des Kletterers vor dem endgültigen Abrutschen oder der endlichen Errettung von oben in merkwürdige Zuckungen verfallen. Das hat wirklich verzweifelte Ähnlichkeit mit Maschinennähen und geht immer schneller, immer schneller, immer schneller... bis... siehe oben! Ich habe die Nähmaschin' selbst nie gehabt. Wahrscheinlich bin ich nie bis an die Grenzen meiner Möglichkeiten gelangt (oder schon vorher ins Seil gefallen!) Aber maschinennähen Kletterern habe ich schon mehrmals zugesehen. Es sieht grausig aus, aber es gibt keinen besseren Ausdruck dafür. Seltenerweise bekommt man die Nähmaschin' nicht in den Armen. Wahrscheinlich hat man schon ausgelassen, ehe es soweit kommt!

Als ich zu klettern begann, waren Mädchen im Fels nicht gern gesehen. Unser Jungmann-

schaftsführer pflegte immer zu zitieren: „Das Klettern ist ein roher Sport und nichts für kleine Mädchen!“ In so harter Männergesellschaft waren auch harte Ausdrücke gang und gäbe. Zu einem besonders guten Griff „Henkel“ zu sagen, ging noch an. Noch bessere Griffe aber wurden als „Scherbenhenkel“, auch „Schermhenkel“ bezeichnet. Obwohl wir Mädchen solche Entgleisungen vornehm überhörten, erweckt dieser von der „Mitternachtsvase“ abgeleitete Begriff sogar heute noch angenehme Vorstellungen in mir: an einem Scherbenhenkel kann man sich am besten anhalten!

Es wäre interessant, einmal nachzuforschen, wie alt die Begriffe und Wörter der Bergsteigersprache sind und wer sie zum ersten Mal angewendet hat. Eugen Guido Lammer schreibt z. B. in seinem „Jungborn“ in dem Essay „Vom alpinen Stil“, er hätte das Wort „Oberlippe“ für den oberen Teil einer Gletscherspalte gefunden und erstmalig gebraucht. Manchesmal entstehen Neuschöpfungen, die wohl zutreffend sind — einfacher könnte man es nicht mehr sagen — aber nicht schön. So habe ich in Kletterkreisen schon oft das Wort „aufprusiken“ gehört, d. h. mittels Prusikknoten am Seil hochsteigen. Ob Meister Prusik, der eine sehr feine Feder führte, davon gewußt hat? Nun ist Prusik zum Glück ein einfacher, eingängiger Name, der sich gut in Verbindungen fügen läßt. Was wäre aber, wenn er Oberschummelgruber geheißten hätte?

Neben der lebendigen Sprache der Bergsteiger gibt es auch die papierene: Ausdrucksweise der Führerliteraten und Bergschriftsteller. Aber die Papiersprache unterscheidet sich manchesmal von der lebendigen! Vermittler zwischen beiden gibt es allerdings. Der beste ist wohl der bekannte Wiener Bergschriftsteller Karl Lukan. Er hat schon in seinem ersten Buch „Kleiner Mensch auf großen Bergen“ manches zum Lebendigwerden der alpinistischen Literatur beigetragen. Es gab z. B. vorher selten Dialoge in Bergbüchern, auch Humor war rar. Begebenheiten am Berg wurden in großen Worten geschildert — lebendig klangen sie selten. Lukan hat auch die Umgangs- und Dialektsprache in Bergbüchern verwendet. Es ist das Wienerische, und das ist interessanterweise auch in Deutschland gut angekommen, obwohl ein

Ausdruck wie „Blunzenstricker“ wirklich nur in Österreich verstanden werden kann!

Beim Lesen alpinistischer Literatur hat man indessen allzuoft den Eindruck, als hätte seit Urväterzeiten ein Verfasser vom anderen abgeschrieben. Oft seltsame Formulierungen sind da zu finden. Sicherlich, ein Wort wie „stolze Spitze“ ist verfänglich, und ich glaube es selbst das eine oder andere Mal verwendet zu haben. Ganz schlimm sind die grüßenden oder winkenden Berggipfel; es bedarf aber eines guten Lektors, solche eingefahrenen Begriffe wieder auszumerzen. Ich habe einen solchen zum Glück gehabt. „Stellen Sie sich vor, ein Berg winkt Ihnen zu, oder grüßt Sie — mit oder ohne Abnehmen des Hutes? Was machen Sie dann?“ — Ich habe mich geniert.

Im Zeitalter des Massentourismus gehörte vor allem auch die Führerliteratur nach Wörtern durchsucht, die mißverständlich geworden sind. Mich überkommt jedes Mal das kalte Grausen, wenn ich in neuzeitlichen, viel gekauften Führern die Begriffe „leicht“ oder „allgemein leicht“ auf Gletschertouren angewendet finde. Leicht, das gilt für die Eingeweihten, die wissen, daß „leicht“ nicht mit „ungefährlich“ zu verwechseln ist! Auch ein spaltenreicher Gletscher kann leicht zu begehen sein, niemals aber wird er ungefährlich sein, wie Ungeübte aus dem Wort „leicht“ immer wieder schließen. Habe ich doch selbst gehört, wie ein Tourist auf einem spaltigen Gletscher einem anderen Zögernden zugerufen hat: „Geh mal weiter, im Führer steht ‚leichte Tour!‘“ Auch der Begriff „für Geübte“ müßte revidiert oder besser erklärt werden. So gäbe es noch manches aus dem Wortschatz der Führerliteratur, das zu ändern oder auf unsere Zeit abzustimmen wäre. Sprache ist nämlich etwas sehr Vielschichtiges und soll von dem, der sich ihrer bedient, verantwortet werden, vor allem, wenn er seine Äußerungen drucken und verbreiten läßt. Die Sprache des Bergsteigers müßte — wie oben angedeutet — von Verantwortung ganz besonderer Art getragen sein. Das sollte keiner, der von Bergen schreibt, jemals außer Acht lassen.

*Anschrift der Verfasserin:*

*Liselotte Buchenauer,*

*A-8010 Graz, Theodor-Körner-Straße 47*

## Bergsteigersprache?

LUDWIG BERTLE

*Sprache — Instrument sich mitzuteilen oder zu verschließen, gleichzeitig Charaktermerkmal dessen, der spricht oder schweigt — Sprache der Bergsteiger: Ein sicher ebenso hochinteressant vielschichtiges wie empfindliches Thema. Wir haben deshalb Frau Buchenauers Anregung dazu unserem Mitarbeiter Ludwig Bertle — extremer Kletterer, Bergführer und Germanistikstudent — zugespielt, der uns — in gebotener Kurzfristigkeit — seine Gedanken zum Thema entsprechend vorsichtig so formuliert hat:*

Man sollte es sich nicht zu einfach machen. Gibt es sie tatsächlich, die „Sprache des Bergsteigers“ im Sinne einer Gruppensprache, die sich von anderen klar abgrenzen läßt?

Die Soziolinguisten vor allen haben festgestellt, daß zwischen der sozialen Stellung des Menschen und seinem Sprachverhalten ein enger Zusammenhang besteht. Was man gewöhnlich als *die* Sprache zu bezeichnen pflegt, läßt sich in eine Vielzahl von „Codes“ zerlegen, wobei diese Funktionen besonderer Formen sozialer Beziehungen sind.

Bergsteigen ist eine solche besondere Form sozialer Beziehung. In welchem Umfang sich dabei eine Gruppensprache entwickelt hat, hängt von vielen Umständen ab und kann — zuverlässig — nur durch umständliche empirische Untersuchungen nachgewiesen werden. Es lassen sich jedoch einige Vorüberlegungen und Aspekte aufzeigen, die eine exakte Analyse nicht vorwegnehmen können und wollen. Es handelt sich um einen spekulativen Akt. Daher ist vor den Schlüssen zu warnen.

Bergsteiger bilden keine homogene Gruppe, was verständlich ist bei den lockeren Gruppennormen, der Vielzahl der Bergsteiger und ihren breitgefächerten Aktionen. Daß sich die Gruppe weltweit zusammensetzt, viele Sprachen und Dialekte integriert, die Mitglieder sich aus allen Sozialschichten zusammenfinden, kompliziert den Sachverhalt zusehends.

Trotzdem sei den Bergsteigern eine eigene Sprache zugestanden aufgrund ihres speziellen Tuns; denn wer sonst schlägt Haken in Felswände, stapft über Gletscherflächen, fällt

in dort aufgestellte Spalten etc.? Die besondere Umgebung des Bergsteigers (Natur) und seine dafür notwendigen Gebrauchsgegenstände (z. B. Biwaksack und Trittschlinge) führen zu einem speziellen Wortschatz (Morphologie). Auch wenn es sich nicht um viele Wörter handelt; er soll sie haben, der Bergsteiger, seine eigenen Wörter. Aber redet er damit schon anders? Wie bildet er seine Sätze und unterscheidet sie diese Art von der anderer Gruppen? (Syntaktische Ebene). Ein bedingtes ja sei zugestanden. Beim Bergsteigen ist die Auseinandersetzung mit der Materie Berg die zentrale. Das Gespräch einer Seilschaft etwa beschränkt sich in der Regel auf die Mitteilung der zur Ersteigung des Berges notwendigen Informationen. („Sollen wir einsteigen?“; „nachlassen!“; „hast du einen Standplatz?“; „mei war dös schwer...“). Der Rest ist Schnaufen, Schauen, Erleben. Die Kommunikation mit den Begleitern auf der Tour ist eine eingeschränkte, und besteht nur zum Teil aus Sprechakten. Sympathie entsteht nicht dadurch, daß man sie sich oftmals gegenseitig versichert, sondern durch gemeinsames Erleben und Erfahren. Ein bedingtes ja deshalb, weil die Bergsteiger auf der Hütte und zuhause, beim „Nachtarocken“ und „Ausbrüten“ ihrer Touren wieder normal reden. Die Sätze, am Berg kurz, meist als Frage und Antwort gestaltet, in der Anlage konkret (weil auf konkrete Dinge bezogen, oft nur Unterstreichung und Verdeutlichung), sind nun nicht mehr von gewöhnlicher Umgangssprache zu unterscheiden.

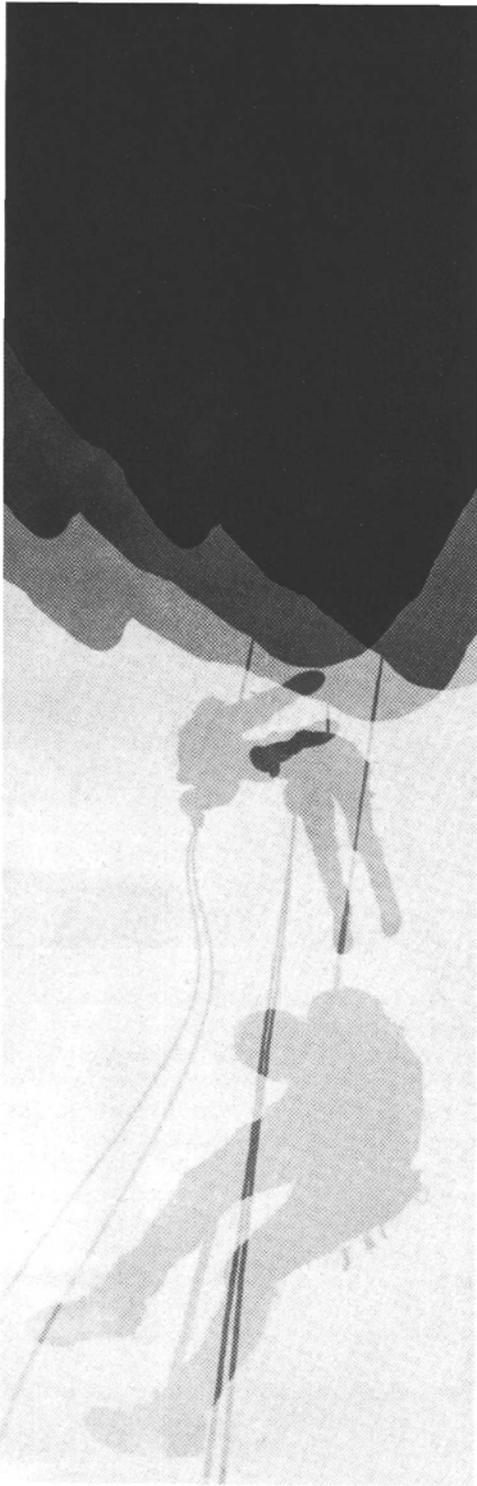
Um ein unerstes Fazit zu ziehen:

1. Bergsteiger sind — sprachlich — nur zeitweise unnormal. 2. Demnächst werden Sprachforscher auf der Suche nach einem zuverlässigen „Corpus“ der Bergsteigersprache an den Einstiegen von Klettertouren Kleinstonbänder an die Seilschaften verteilen. Ob die Kletterer dann noch reden wie ihnen sonst der Schnabel steht?

*Anschrift des Verfassers:*

*Ludwig Bertle,*

*D-8962 Pffronten 3, Brunnenweg 120.*



## Alpinismus '73

### *Versuch einer Standortbestimmung*

RENATE KATARINA OSWALD

Ehe man darangeht, Aussagen zu machen, die man wohl selbst für richtig hält, ohne zu wissen, ob sie Anspruch darauf haben, von einer Mehrheit akzeptiert zu werden, muß man sorgfältig recherchieren.

Als ich den Text zu einer Broschüre über den Breiten- und Spitzensport in Leverkusen schreiben sollte, hatte ich die Idee, die Sportler, die selbst in München während der Olympischen Spiele nahezu unerreichbar waren, mit Fragebögen um Stellungnahmen zu verschiedenen Aspekten ihres Lebens zu bitten. Ein Vergleich dieser Aussagen von Spitzensportlern mit denen von extremen Bergsteigern erschien mir als Einstieg in die vorliegende Untersuchung verlockend.

Ich muß gestehen, keineswegs auch nur annähernd alles gelesen zu haben, was Alpinisten aller Herren Länder an Gedanken beim und über das Bergsteigen niedergeschrieben haben. Aber ich hatte mich schon zu sehr in das Thema verstrickt. Es ist immer das selbe: je mehr man sich in ein Thema vergräbt, desto verästelter und rätselvoller wird es. Das Labyrinth ohne den roten Faden wird zur Falle.

Ich möchte mich bei allen „Mitautoren“ dieses Aufsatzes sehr herzlich für ihre ausführlichen, ehrlichen und engagierten Antworten bedanken.

Kann man heute eine gültige Aussage über das Bergsteigen machen? Kann man feststellen, welchen Stellenwert (um im Jargon der Soziologen zu bleiben) es im Leben des einzelnen besitzt, bei Menschen, die sehr verschieden in Alter, (geographischer) Herkunft, sozialer Stellung und geistigem Habitus sind? Wird das Bild nicht sehr ungenau und damit wertlos?

Ich möchte mich auf drei Bereiche beschränken, die in Beziehung zum Bergsteigen zu setzen sind.

1. Wie kommt man zum Bergsteigen? Warum bleibt man dabei? Welche Rückwirkung auf den Menschen besitzt es, welche Aus-

*Foto: R. Karl*

strahlung auf andere? Warum diese Leidenschaft, diese lebenslange Faszination?

2. Wie läßt es sich abgrenzen zum Sport hin? Was ist das Wesentliche, das in seiner Komplexität über eine sportliche Aktivität hinausweist? Lassen sich extreme Kletterer und Spitzensportler miteinander vergleichen? Was für Übereinstimmungen gibt es, welche Abweichungen lassen sich markieren?

3. Wie stellen sich Alpinisten als unmittelbar Betroffene zu der Vision der Zerstörung der letzten großen zusammenhängenden Naturlandschaft Mitteleuropas, zu ihrer Ausbeutung durch kapitalkräftige Interessengruppen und zur Anbetung der Technik und alles technologischen „Fortschritts“ in einem Bereich der Natur, in dem dies sehr schnell alles menschliche Tun ad absurdum führt?

Je mehr man über Fragen nachdenkt, desto offener werden sie, desto weniger „Lösungen“ bieten sich an. Linien bleiben bestehen, verwischen sich, spielen in die Zukunft – und manchmal erscheint die Lösung eines Problems projiziert an jenen Punkt im Unendlichen, in dem sich zwei Parallelen schneiden. Das ist schon fast eine zu lange Einleitung. Eher der Versuch einer Rechtfertigung.

Als ich einmal einen Kenner der alpinen Literatur fragte, welche Bücher ich denn zunächst lesen sollte, nannte er mir drei Titel: „Berge – mein Leben“, „Eroberer des Unnützen“, „Schritte himmelwärts“.

In der Auswahl dieser Überschriften liegt schon so etwas wie die Quintessenz des Bergsteigens beschlossen: Bergsteigen bedeutet meist lebenslange Begeisterung, wenn auch nicht immer in gleicher Intensität; es ist eine existentielle Freizeitgestaltung, zeitraubend und anstrengend gewiß, aber auch ausfüllend und befriedigend bis ins hohe Alter.

Es ist keine zweckbetonte Betätigung und läßt sich nicht aufrechnen in einer Welt der Nutzen-Kosten-Rechnungen (am wenigsten gilt dies noch für Expeditionen mit Geldgebern und Marketing im Hintergrund). In einer auf Zwecke, Ziele und Ideologien aller Art ausgerichteten Welt ist der Bergsteiger der „Eroberer des Unnützen“ (Lionel Terray) geblieben.

Es ist der Gipfel, der anzieht oder wie einer meiner Mitautoren schreibt: „Es gab form-schöne Berge, da wollte ich hinauf.“ Es sind die Schritte himmelwärts, die zählen. Der

Mensch braucht den Gipfel als die Antipode seiner menschlichen Existenz in den Niederungen der Schrecken und Grausamkeit. Flucht, Eskapismus? Auch das, aber nicht primär. Ablenkung aus Entfremdung und unbefriedigender Arbeitssituation in einer Industrie- und Leistungsgesellschaft? Ja, auch dies – aber Bergsteigen wird nie Surrogat, Ersatzbefriedigung, es bleibt eine eigenständige, schöpferische Leistung.

Spätestens hier muß auf die Thesen der „linken“ Kritik an Leistungssport und extremem Bergsteigen eingegangen werden. Diese Thesen werfen, sinngemäß, beiden Betätigungen (genauso wie u. a. der Vergnügungsindustrie, der Popmusik, der Drogenszene, wo dies übrigens auch plausibel erscheint) vor, „Flucht- und Ablenkungsfunktion zu haben und damit systemkonform und herrschaftsstabilisierend zu sein“. D. h. der Mensch würde durch sie von seinem eigentlichen Ziel abgelenkt, nämlich mehr Gerechtigkeit, Freiheit und Brüderlichkeit zu erkämpfen, Herrschaftsstrukturen und Ausbeutungsmechanismen zu erkennen und abzubauen.

Diese Argumentation klingt sehr einfach, macht es sich aber auch zu einfach. So einfach ist die Sache jedoch nicht, im Gegenteil, hier kommt ein äußerst komplexes Muster aus sozio- und individualpsychologischen Koordinaten zum Tragen. Ganz gewiß muß man sich der Gefahr bewußt sein, über einer zu starken Hinwendung an Zerstreuungen und Leidenschaften gleich welcher Art die Forderung nach mehr familiärem, mitmenschlichem und politischem Engagement zu vernachlässigen. Bergsteigen darf niemals den Einstieg in gesellschaftspolitische Bewußtseinsbildung und den Kampf um eine bessere Lebensform behindern. Vielleicht überwiegt bei einigen der Flucht- und Abwehrcharakter aus Mangel an Einsicht in Zusammenhänge, um die man sich sehr intensiv bemühen muß, vielleicht macht sich auch bei manchen eskapistische Resignation breit („wir werden alle von Haien gefressen, warum nicht eine persönliche Freude?“), aber diese Stimmen sind nicht symptomatisch für die Mehrheit.

Die Position, die man der „linken“ Kritik gegenüberstellen könnte, heißt: Es ist legitim, – Ablenkung, ja Flucht, in einem vernünftigen, zeitlich befristeten Maß, ist legitim. Sie ist nicht verabscheuungswürdig an

*„Auf dem Gipfel das totale Glück? Mit dieser selbstkritischen Frage kommentiert der Fotograf – extremer Bergsteiger und Kletterer – seine Aufnahme.*



*Foto: R. Karl*

sich. Es kommt auf die Balance an. Aber es ist legitim, sich hin und wieder auf sich selbst zurückzuziehen, seinen Leidenschaften zu fröhnen, eine Freude zu genießen, in die Berge zu fliehen aus einer Welt der gestörten Beziehungen und zerstörten Lebensformen, eine Flucht, die den Trost sucht, mehr ein Auftanken, um den Kampf gegen unwürdige Bedingungen neu aufnehmen zu können. Das Geflecht aus Ablenkung und Hinwendung ist schwerer durchschaubar als es die vereinfachende Pauschalkritik einer weltanschaulich festgelegten Soziologie darstellen möchte. Ich glaube, gerade die bewusste Begegnung mit einer Landschaft, deren ursprüngliche Schönheit noch in vielen Teilen erhalten ist, mit Menschen, denen Standesunterschiede nichts gelten, mit den Gewalten der Natur, die nivellierend und herausfordernd zugleich sind – all diese Dinge sensibilisieren den Bergsteiger mehr für die ungeheuren Probleme dieser Spätzeit als die Kritiker ahnen. Weitاًus die meisten in den Fragebogen angesprochenen lehnen es ausdrücklich ab, den Alpinismus aus der Gesellschaftskritik auszuklammern, auch wenn sie sehr divergierende Ansichten vertreten.

Schritte himmelwärts sind nicht Schritte von dieser Erde hinweg. Sie führen alle auf sie zurück.

Wie kommt man zum Bergsteigen, zum Klettern? Weitاًus die meisten der Befragten sind in einer Gegend geboren worden und aufgewachsen, in der die Berge leicht erreichbar sind, keiner von ihnen direkt in den Bergen. Man fragt sich, warum gibt es so wenig Bergsteiger, die im Gebirge selbst aufwachsen? Gibt es so wenig Anreiz, haben die Menschen weniger Zeit, auf die Berge zu steigen? Dieser Punkt wäre gewiß eine genauere Untersuchung wert und man könnte vielleicht herausfinden, daß es nicht am Anreiz allein liegt, sondern an der vorwiegend körperlichen Arbeit der meisten Bergbewohner und ihrer beruflichen Überbeanspruchung( vgl. die Bergbauern, die den Ausgleich des Bergsteigens nicht brauchen und auch keine 40-Stunden-Woche kennen!).

Es ist auch gar nicht so wichtig, wann man zum erstenmal in die Berge kommt, ob als kleines Kind oder erst als Jugendlicher zwischen 15 und 20 Jahren, selbst die Art der ersten Kontakte mit der Bergwelt, die bei weitاًus den meisten Befragten nicht sehr in-

tensiv waren, ist für die spätere Einstellung zum Bergsteigen irrelevant.

Man wagt sich an die ersten Klettertouren überwiegend aus eigener Initiative, erstaunlicherweise spielt hier der Einfluß der Familie überhaupt keine Rolle. Lediglich Freunde im und außerhalb des Alpenvereins haben noch einen gewissen Einfluß auf die Hinwendung zum Klettern. Das meistgenannte Motiv dabei war Neugier und Abenteuerlust. Man begreift die Berge als Herausforderung. Außerdem ist man mit 14, 15 Jahren in einem Alter, in dem Spaß an der Geschicklichkeit und Mutproben eine große Rolle spielen – man wächst mit den Schwierigkeiten – man gerät in den Sog der Spitze.

Voraussetzung ist eine ursprüngliche Bewegungsfreude, die sich mißt im Kampf mit objektiven Schwierigkeiten und ausgelotet wird in dem subjektiven Versuch, die Grenzen des „Normalen“ zu überschreiten. Dazu kommen das Wagnis des kalkulierten Risikos, der Reiz des Unbekannten, das-sich-Bewähren in einer ursprünglichen Umwelt, die Ur-Erfahrungen von Hunger, Durst, Kälte, Angst, Erschöpfung, Glück, die verlorengangene Erfahrung von Individualität: „Mensch sein, nicht Nummer.“

Extremes Klettern bedeutet „Freude an der Bewältigung selbstgewählter Schwierigkeiten“ (Peter Baumgartner), „Beherrschung der größten Schwierigkeiten in Fels und Eis“ (Klaus Werner), immer „beglückende Erinnerung“ (Dietrich Hasse). Der Stellenwert des Bergsteigens im Leben des extremen Alpinisten ist sehr hoch anzusetzen, es ist ein unverzichtbarer Bestandteil seines Lebens, wenn auch kein ausschließlicher. Man könnte sein Leben nicht so leicht anderswo weiterführen und einfach aufhören, in die Berge zu gehen. Die emotionalen Kontakte sind tiefgreifend und unbewußt fortwirkend. Die Berge werden zur Heimat: ihre typischen Formationen, ihre Fauna und Flora, das ganze charakteristische Landschaftsbild – alles wird vertraut und wichtig. Wenn man nicht mehr in die Berge gehen könnte, würde man all dies schmerzlich vermissen. Der Verlust des Erlebnisses „des Spannungszustandes einer ‚heroischen‘ Landschaft“ (Adi Mokrejs) und des Kontaktes zu Menschen, die ähnlich disponiert sind, ist nicht so leicht aufzurechnen gegen andere Dinge.

Es gibt die Geborgenheit in der Gruppe Gleichgesinnter; die Gruppe ist Zuflucht und Ansporn zugleich. Natürlich geht man am liebsten mit Freunden in die Berge, Einzelgänger sind selten. Von dem vielzitierten Wort der „Bergkameradschaft“ könnte man getrost die erste Silbe streichen, die Bedeutung bliebe die gleiche. Kameradschaft ist ein unbedingt erstrebenswertes Ideal, nicht weil ein Ideal immer schön ist, sondern weil sie vernünftig, ja notwendig ist. Die Einübung von Solidarität beginnt hier. Eigenartigerweise haben Bergsteiger immer noch das Image egoistischer und häufig zerstrittener Individuen und viele Bergsteiger geben nicht gerne zu, daß es Neid, ja Gegnerschaft auf einer Tour durchaus geben kann. Wenn man ehrlich ist, weiß man, daß diese vorkommt, meist in jüngeren Jahren oder auf Expeditionen, wenn eben der Wettbewerbsgedanke, der Konkurrenzneid und (oft falscher) Ehrgeiz dominieren. Später ist man nicht mehr so anfällig dafür, man wird toleranter, man hat zuviel erlebt und darüber nachgedacht. Die Reflexion ist stärker. Die Abhängigkeit von den Menschen (Bergkameraden) ist nicht so stark wie die Abhängigkeit von den Bergen selbst. Wenn alle Freunde aufhören würden, extrem zu klettern, wäre das für fast alle Befragten kein Grund, auch selber aufzuhören – es wäre zwar traurig, aber man müßte sich neue Freunde suchen.

Eine facettenartig verschiedene Rolle spielt die Bedeutung des Alpenvereins: für den Alpinisten ist er in erster Linie Zweckverband und – dies gilt im besonderen für die Sektion – der Zusammenschluß Gleichgesinnter. Erst in zweiter Linie wichtig sind die Möglichkeiten, Freundschaften zu knüpfen und Vergünstigungen zu erhalten. Der Alpenverein wird aufgefordert, noch mehr als bisher Interessenvertreter gegenüber kletterfeindlichen Bestrebungen und umweltzerstörerischen Entwicklungen zu sein. Man sieht in ihm eine Möglichkeit zur Arbeit in Gemeinschaft für die Gemeinschaft. Wenn man zugesteht, daß die Struktur des Alpenvereins noch offener und durchlässiger sein könnte, kann man sich auch eingestehen, daß die Beziehung zu ihm nicht immer ungetrübt sein muß. Es wäre jedenfalls schade, wenn man nur mehr aus Haßliebe, Tradition oder Sentimentalität Mitglied dieser Vereinigung wäre. Die

Aufgaben sind zu gewaltig, als daß man auf das Engagement jedes einzelnen verzichten könnte.

Wie stark mitmenschliche Beziehungen das Klima beim Bergsteigen beeinflussen, zeigen die Antworten auf die Frage nach der Bedeutung internationaler Kontakte. Die überragende Rolle spielt dabei das Anknüpfen persönlicher Freundschaften, die meist ein Leben lang halten, befruchtend, anspornend und ausgleichend. Damit einhergehen der Abbau von Vorurteilen, das bessere Verständnis nationaler Eigenheiten und Entwicklungen. All dies ist ein nicht zu unterschätzender Beitrag zur besseren Zusammenarbeit der Völker, die heute wichtiger ist denn je. Jeder der weiß, wie sehr Hetzpropaganda gegen ein Volk oder eine Gruppe abprallt an Menschen, die einzelne Mitglieder dieses Volkes oder dieser Gruppe kennen und schätzen gelernt haben, erkennt, wie unentbehrlich diese Kontakte sind.

„Alles Schöne ist nur schön, wenn ich es mit Freunden mache. Freunde wechselt man nicht“ (Peter Baumgartner). Natürlich geht man Touren vorzugsweise mit dem gleichen Partner bzw. den gleichen Partnern: Harmonie bedeutet Schnelligkeit (ein Minimum an Seilkommando), Vertrauen (Wertschätzung des Partners, Einstellung aufeinander, Bewußtsein um seine charakterlichen Fähigkeiten) und Sicherheit (Lingspieltsein als Team, das Wissen um des Partners Können und Reaktionen bei Gefahr).

Aber nicht immer ist man in dieser glücklichen Lage. Mit wechselnden Partnern geht man, weil es dort, wo man lebt, zu wenig „Extreme“ gibt, oder weil die Tourenplanung (aus beruflichen Gründen) kurzfristig sein muß. Aber auch weil man „andere Menschen mit anderen Interessen und anderem Horizont kennenlernen will“ (Adi Mokrejs) oder weil man „Erfahrung und Wissen weitergeben will“ (Dr. Richard Goedeke).

Der Kontakt mit dem Partner bei einer schwierigen Tour ist natürlich situationsbedingt verschieden, je nach Schwierigkeit oder Länge der Tour, nach Stimmung und Aussichten. Am häufigsten sind die kurzen Gespräche, auf das wesentliche reduziert, selten die längeren Gespräche, auch über ganz andere Dinge. Manchmal bleiben nur die nötigsten Kommandos übrig, volle Konzentra-

tion auf die jeweilige Stelle, alles andere momentan absorbierend. Aber selbst extremes Klettern ist nicht nur harte Arbeit, es befreit und beschwingt, „Witze und Gaudi, je lustiger, desto schöner“ (Pit Schubert) lösen die Spannung auf, „viel Gesang“ (Hartwig Erdenkäufer) gehört dazu. Singen ist ja weitaus emotionaler getönt als Sprechen. Man kann nicht singen, wenn man traurig ist oder Angst hat, Singen ist nicht nur ein In-Schwingung-Geraten der Stimmbänder, sondern des ganzen Menschen und die vielen Bergglieder sollten mehr sein als kümmerliche Relikte einer fröhlichen Zeit.

Am Ziel der Unternehmung, am Gipfel, beim Ausstieg aus der Wand, am Ende des Grates überfällt einen zuerst das unbeschreibliche Gefühl der Erleichterung und der Befriedigung. Geschafft! Die Aufgabe ist gelöst. Wie sie gelöst werden konnte, wirft seinen Schatten auf die nachfolgenden Empfindungen. Es hängt davon ab, in welcher Verfassung man die Tour durchstand, wie das Wetter mitgespielt hatte, wie sich die Verhältnisse in der Seilschaft angelassen hatten, nicht zuletzt auch vom Nimbus und der Härte der Tour. Meist bleibt kein Raum für überschwengliche Begeisterung, man freut sich still. Es ist ein persönlicher Triumph, der nicht laut hinausposaunt wird. Manchmal bleibt in der Erschöpfung nicht ein Bodensatz an Siegesgefühl zurück. Einer beschreibt sein Gefühl lakonisch: „O.k., wieder ein Zapfen“ (Braun).

Gipfelsiege werden meist gar nicht gefeiert, und wenn, falls man Zeit hat, beim Zusammensitzen mit Freunden. Ausgelassene Feten haben Seltenheitswert.

Niederlagen gibt es eigentlich nur im Sport, im Wettkampf. Das vergleichbare Pendant beim Bergsteigen wäre die Umkehr, der Verzicht, der Rückzug. Aber Umkehr ist keine Niederlage. Sie kann ein Sieg sein, wenn Klugheit, Umsicht, Kalkulation und äußere Bedingungen sie erfordern. Man freut sich über einen erfolgreichen Rückzug, man hat sich selbst besiegt, seinen Ehrgeiz, seine Unzulänglichkeit, man ist um Erfahrungen reicher. Erfahrungen zählen beim Bergsteigen noch mehr als beim Sport, weil hier die Bedingungen in einer ungezähmten Natur sich ständig verändern, während dies auf einer Laufbahn, einem Tennisplatz, einem Fußball-

platz oder einer Schwimmbahn nahezu unwesentlich wird.

Eine abgebrochene Tour ist nicht einmal ein Schönheitsfehler: die überwältigende Mehrzahl der Formulierungen lautete: „Es ist zwar schade, aber es ist nicht weiter schlimm; nächstes Mal klappt's.“

Man ärgert sich wohl über Fehler, falls sie wirklich hätten verhindert werden können, aber sehr oft sind es Begleitumstände, die man nicht immer selbst im Griff hat.

Entscheidend aber ist das Gesamterlebnis, das Bestehen des Abenteurers. „Nicht nur der Gipfel, auch der Weg dorthin, die Kletterei, ist schön“ (Franz Matscheko). Niederlagen sind notwendig, damit man nicht zu überheblich wird. Die Suche nach der Grenze fordert ihren Tribut. Nur wer ihn bezahlt und daraus lernt, stößt immer weiter vor.

Von vielen namhaften Kletter-Autoren wie Peter Baumgartner, Pit Schubert und Manfred Sturm werden subjektiv keine Gefahren für das Hochleistungsklettern gesehen, oder, wie Klaus Werner es formuliert, „bis aufs Hinunterfallen keine“.

Gefahren sind jedoch zu objektivieren, genauso wie im Spitzensport: es ist das allmähliche Sich-Herantasten an die dem Menschen gesetzten Grenzen der Leistungsfähigkeit und das bereits – teilweise – legitimierte (siehe totale Technisierung, Forschungen der Kunststoffindustrie, Biomechanik u. ä.) sowie aber auch das zeitweise illegitime Überschreiten dieser Grenze mit Hilfe von „Krücken“ (wobei ich dieses Wort bewußt als Leerformel gebrauche, die sich mit unterschiedlichen Inhalten füllen läßt).

Gefährdung beginnt schon bei einer Haltung des Leichtsinns, der Überheblichkeit, ja der Vermessenheit, die dem ursprünglichen Sinn dieser Tätigkeiten zuwiderläuft. Wenn Klettern nicht auch als Spaß, als Freude am schönen Tun verstanden wird, sondern in einer falschen Wettkampfgesinnung in Richtung Leistungssport abgedrängt wird, wenn Egoismus statt Kameradschaft den Stil der Auseinandersetzungen prägen, wenn Touren nur mehr stereotyp „abgehakt“ werden in falsch verstandener „Sammlerleidenschaft“, dann ergeben sich echte Gefahren für das Selbstverständnis des Bergsteigers. Ein Absinken seiner Empfindungsfähigkeit wird damit einhergehen und ihn um den schönsten Lohn

seiner Anstrengungen bringen: die reine Freude – die Freude über seine körperliche Geschmeidigkeit, die Freude über die Harmonie mit seinem Partner, die Freude über die Schönheit eines taufrischen Tags, die Freude über eine winzige Blume.

Wettklettern, wie es sich in der Sowjetunion bereits durchgesetzt hat, wird ausgeklammert, „als Extrakategorie gesehen, die persönlich nicht interessiert“ (Eduard Koblmüller).

Als eine latente Gefahr wird auch die Einseitigkeit bezeichnet, der Hang zur eindimensionalen Denkweise, die dem begeisterten bis fanatischen Hochleistungskletterer nachgesagt wird. Persönlichkeiten mit vielseitigen Interessen werden ihr zu begegnen wissen, und man wird einschätzen müssen, wie stark das Engagement sein darf, ohne Selbstbetrug zu werden. Es ist das Offenbleiben für andere Menschen und Dinge, die Flexibilität der Denkweise, ja die Fähigkeit, sich immer wieder selbst in Frage zu stellen, die unbedingt erhalten werden muß.

Die Frage hieß: „Welche Grenzen sehen Sie? Wo beginnt die Perversion? Ab welchem Punkt ist nicht mehr der Mensch, sondern die technische Ausrüstung dominierend?“

Peter Baumgartner meint dazu: „Ich sehe keine Grenzen. Wenn ein Mensch über die Große Zinne Nord einen Lift baut, so ist das immerhin seine Idee gewesen und er hat sie ausgeführt. Nicht daß ich darüber besonders glücklich wäre, aber ich bin nicht maßgebend.“

Martin Biock schreibt: „Schön ist, was gefällt. Was mir gefällt, ist also schön, für andere vielleicht pervers. Was ist pervers? Wer bestimmt das? Wenn mir Bohren Spaß machen würde, würde ich es tun . . .“ Ihre beiden Aussagen spannen einen weiten Bogen der Toleranz.

Ich möchte die Grenze enger ziehen, obgleich sie gewiß nicht exakt zu bestimmen ist. Die Frage gilt: was ist normal? Wo beginnt die Perversion? Ist sie überhaupt zu beantworten? Man befindet sich jedoch in Übereinstimmung mit nahezu allen Befragten, wenn man festzustellen versucht, daß die Grenze dort beginnt,

– „wo Touren nur dann möglich werden, wenn Verbindung zum Wandfuß besteht“ (Klaus Werner);

„... schließlich baut  
der Mensch ja schon  
Seilbahnen.“



Foto: T. Hanschke

— wenn eine Tour zur Materialschlacht wird mit Materialaufzug und Bohrhakengalerien und allen denkbaren Hilfsmitteln (Extrembeispiel: Eiger-Unternehmen der Japaner), denn „Kletterei mit *allen* Hilfsmitteln ist Stümperei, schließlich baut der Mensch ja schon Seilbahnen“ (anonym);

— „wo man eine Route, der man klettertechnisch nicht gewachsen ist, durch Materialeinsatz erzwingt“ (Rüdiger Steuer);

— „wo rein handwerkliche Fähigkeiten die Eigenart dieses Sports bestimmen und das Fehlen von körperlicher Gewandtheit, Spürsinn, Improvisationsfähigkeit, einer prickelnden Ungewißheit und eines bestimmten (vertretbaren) Risikos“ (Georg Haider) kompensiert werden durch die „Schlosserei“;

— wo der „Sechser“ als Statussymbol götzenähnliche Bedeutung erlangt;

— wo — wie beim aufwendigen Alpin- und Expeditionsbergsteigen — der Erfolgswang die Freiheit einschränkt oder aufhebt, „weil die ungeheuren Mittel vor den Geldgebern verantwortet werden müssen, Gipfelsiege — gleich auf welche Art errungen — geliefert werden müssen“ (Adi Mokrejs);

— wo Bergsteigen allein zum Geschäft degeneriert.

Grenzen werden sichtbar. Werden sie gesehen?

Spitzensportler und Extrembergsteiger suchen beide eine Kanalisierung der Leistung, wobei bei beiden die eigene Grenze durch Gewöhnung, Training und Anpassung so hoch gesteckt ist, daß sie dem „normalen“ Betrachter schon heroisch erscheint.

Nun sind Spitzenalpinismus und Spitzensport, wenn überhaupt, in der Leistungsforderung nur bedingt miteinander vergleichbar. Es kam hier in der Befragung ein breites Meinungsspektrum zum Vorschein, wobei die größere Anzahl findet, daß beide überhaupt nicht miteinander vergleichbar seien, weil selbst extremes Klettern noch eingebettet in ein Naturerlebnis und determiniert von den Bedingungen in der Natur ist. Es stellt einfach *andere* Anforderungen an den Aktiven. Andere meinen, extremes Klettern sei in der Leistung mindestens den Leistungen der Spitzensportler gleichzusetzen, wenn nicht sogar überlegen. Ich glaube, hier wird die Rolle und die Leistung des Spezialisten

(in der heute ein Spitzensportler nahezu ausschließlich zur absoluten Weltspitze vordringt) in seiner Spezialdisziplin zu gering bewertet: als eine unwahrscheinliche Verfeinerung aller Instinkte, die Umsetzung präziser biomechanischer Erkenntnisse, unterstützt von einer immer ungeheurer werdenden Trainingsleistung, nur möglich durch die Errungenschaften der Kunststoffindustrie, nur hervorzubringen in engster Zusammenarbeit mit einem hervorragenden Fachmann, Freund und Mentor als Trainer, eingesponnen in ein dichtes Gewebe aus Vereins-, Verbands- — ja nationalen Interessen.

Dagegen erscheint die Rolle und die Leistung des extremen Kletterers geradezu befreiend individualistisch und auch unter weniger starkem persönlichem Einsatz und sonstigen Verstrickungen möglich. So weit die Meinungen hier auseinandergingen, so übereinstimmend waren sie, als es galt, gemeinsame Wirkungen beider Aktivitäten herauszufinden. Weit aus an der Spitze der Merkmale steht die Entwicklung und Schulung des Willens, des Selbstvertrauens, des Durchhaltevermögens. Unmittelbar darauf folgt die Einsatzbereitschaft, physische und psychische Belastbarkeit, die Fähigkeit zu sportlich-gesunder Lebensweise. Die Freude an der Leistung, ja das Streben nach ihr, ist den Aktiven des Sports und des Bergsteigens ein Grundbedürfnis. Man ist bereit, sich das Äußerste abzuverlangen, die Grenze der *eigenen* Leistungsfähigkeit anzupeilen, die Spannweite der Psyche auszuloten. Ehrgeiz und Streben nach Virtuosität brauchen die Bestätigung durch den Erfolg. Nicht übersehen wird dabei die (auch positive) Rolle, die das Abreagieren von Minderwertigkeitskomplexen besonders beim heranwachsenden jungen Aktiven enthält.

Das Ausmaß und die Härte des Trainings eines extremen Kletterers wird im allgemeinen nicht dem unerbittlichen Trainingsstreß eines Höchstleistungssportlers gleichgesetzt, auch die persönlichen Opfer, der Verzicht auf gewisse Annehmlichkeiten werden beim Spitzensportler höher eingestuft.

Bei der durchweg positiven Bewertung all dieser Eigenschaften im Sinne einer Lebensschule sei jedoch nicht übersehen, daß im Spitzensport und im Extrembergsteigen ein Umkippen dieser Qualitäten ins Negative

sehr leicht möglich wird; sie degenerieren dann zu Neid, Mißgunst, Arroganz, Egoismus, Geltungssucht — „beide sind ausbaufähig zum bezahlten Artisten und Gladiator“ (Klaus Werner).

Bergsteigen und Sport haben zu viele Dinge gemeinsam, von den religiösen Kultwurzeln und Tabus über den „homo ludens“ bis hin zur Kommerzialisierung, um sie fein säuberlich voneinander abgrenzen zu können. Dennoch haftet dem Bergsteigen, anders als dem Spitzensport, eine Komponente schwer faßbarer Irrationalität an. Es ist etwas, das sich nie bis ins letzte klären lassen wird, etwas, das auch jede Generation und jeder für sich selbst neu bestimmen muß. Es hat mit vernunftmäßig nicht kategorisierbaren Empfindungen zu tun, mit emotional getönten Rückwirkungen auf den Menschen, etwas mit dem „Herr-über-die-Schwere“-Sein, dem „Tanz über dem Abgrund“ (Lionel Terray), mit dem „Sich-Ausliefern“ (Adi Mokrejs), mit dem Überschreiten von Grenzpunkten, von denen man nicht mehr zurückkann, weder physisch noch psychisch. Selbst Extrembergsteigen schenkt, im Gegensatz zum Leistungssport, dem Aktiven jenes Gefühl von persönlicher Freiheit, Entscheidungsspielraum und Eigenverantwortlichkeit, ohne das eine humane Existenz nicht vorstellbar ist.

Dazu kommen der (wenigstens zeitweise) Ausbruch aus Normierung und Ordnung, aus dem „abgesicherten Leben“ (Georg Haider), die Verlockungen des Unbekannten und Unkontrollierten, das Abenteuer als noch nicht reglementierbare Aktivität (ohne Schiedsrichter, ohne vorgezeichnete Bahnen und vorgeschriebene Ziele), und last but not least die Möglichkeit — bei Neutouren in besonderem Maße — selbst schöpferisch zu sein, d. h. neue Verfahren zu entwickeln, ungewöhnliche Ideen einzubringen, zu improvisieren und Phantasie zu konkretisieren.

Bergsteigen ist, im Gegensatz zu Sport, nie *notwendigerweise* Wettkampf. Wettkampf bedeutet Kampf gegen einen Gegner, gegen die Uhr. Bergsteigen ist Kampf miteinander um eine Route, einen Gipfel, um eine Trophäe also, die nicht als Lorbeerkranz oder Silberpokal sichtbar gemacht werden kann.

Die Auswüchse des Sports, der ja selbst genauso einmal wie das Bergsteigen dem Menschen als Chance zu größerer Selbstverwirk-



lichung erschien (was immer der einzelne darunter verstehen mag), wirken auf die Einstellung des Bergsteigers zurück. „Leistungs- und Konkurrenzbetrieb sind im alltäglichen Leben ohnehin recht unerträglich geworden“ (Georg Haider), warum sollten wir sie also für das Bergsteigen übernehmen? „Der übliche Sportbetrieb mit Lärm, Dreck, Rummel, tierischem Ernst und Vereinsmeierei kotzt mich an“ (Dr. Richard Goedeke). Es wäre gut, wenn man sich auch im spektakulären Spitzentalpinismus immer dieser negativen Kriterien bewußt wäre und die Distanz zum Sport auch in dieser Hinsicht gewahrt bliebe.

Bergsteigen ist sportliches Tun ohne konkrete Verpflichtung zur Leistung von übergeordneten Stellen aus, ohne bestimmte Trainingsnormen, Sporthilfekategorien und Leistungszwang aus der Erwartungsneurose aufgeputzter Massen heraus.

Der Ort, an dem Bergsteigen und Sport möglich werden, ist grundverschieden: hier die unendliche Vielfalt der Natur, dort rudimentäre Natur, künstlich verfremdet in Kunststoffbahnen und Asphalttennisplätzen, kaum noch als Natur erkennbar. Hier eine Landschaft, deren Horizont mit keiner Grenze identisch ist, dort die Begrenzung durch das Spielfeld, den Abwurfballen, die Auslinie.

Den Bergsteiger zeichnet, anders als den Sportler, oft ein unreflektiertes Naturerlebnis aus. Natur wird erfahren, eingebracht, integriert – sie wird nicht so sehr intellektuell oder künstlerisch verarbeitet (dies meist erst in späteren Lebensphasen). Man liebt die körperliche und zugleich geistige Erfrischung einer Betätigung in der freien Natur über alles. Schönheitsdurst, Erlebnisfähigkeit, ja selbst romantische Reminiszenzen resultieren daraus. Ich freue mich an der Schönheit einer Berggruppe, einer unberührten Landschaft, einer majestätischen Eisflanke genauso wie an anderen Dingen, die vollkommen sind. Keats dachte an die vollkommene Schönheit einer griechischen Vase, als er die „Ode to a Grecian Urn“ mit der berühmten Zeile begann: „A thing of beauty is a joy forever.“

Warum wird man nun Bergsteiger der Extraklasse und nicht Spitzensportler?

Die körperliche Anlage spielt eine erstaunlich geringe Rolle, obgleich man weiß, wie

sehr man beim Klettern „durch Ausfeilen der Technik und Einfallsreichtum körperliche Mängel wie z. B. weniger Kraft auch ausgleichen kann“ (Dr. Richard Goedeke).

Familiäre Einflüsse sind nahezu unbedeutend.

Entscheidend sind andere Motive: der Freundeskreis spielt eine starke Rolle; der Zufall, die Langeweile spielen herein; die natürliche Steigerung vom Bergwandern zum Klettern bedeutet Übergang, die keiner zusätzlichen Motivation bedarf. Nicht zuletzt aber ist es das (oben erwähnte) Erlebnis der Natur des Hochgebirges, das den letzten Anstoß gibt, „weil mir das ‚Stadion‘ in den Bergen besser gefällt“ (Manfred Sturm), „weil mir die 100-m-Bahn zu stumpfsinnig war“.

Bergsteigen kann in seiner extremen Form genauso Ausdruck des Leistungstrebens sein wie Spitzensport („nur transponiert in die Ebene der Narrenfreiheit“, Adi Mokrejs) und zugleich Protest gegen Leistungsdruck in einer Gesellschaft, die momentan darauf programmiert ist, ohne Rücksicht auf Verluste unter Zwang immer mehr „Fortschritt“ und „Wohlstand“ zu schaffen. Es bedeutet für jeden in wechselnden Situationen etwas anderes. Gegensätze müssen sich nicht aufheben.

Bergsteigen und Spitzensport gehören (trotz allem) zu den schönen Verrücktheiten des Lebens so wie eine Wüstenfahrt, eine Weltumsegelung, eine Forschungsreise. Vielleicht sind beide sogar etwas mehr als dies, da sie – richtig verstanden – eine große Kontinuität des Engagements beanspruchen. So gesehen hat Reinhold Messners provokante Überschrift „Sind Bergsteiger Hippies?“ keine Berechtigung. „Hippies halten nicht durch“ (Pit Schubert).

„Sobald die Akzeptierung dieses Begriffs auch seine negative Seite meint, nämlich den dauernden und nicht mehr zeitlich befristeten Rückzug aus persönlichen und gesellschaftlichen Verantwortlichkeiten“ (Dr. Richard Goedeke), kann diese Formulierung nicht angenommen werden. Reinhold Messner aber grenzt in seinem Artikel dann ein, wenn er sagt, daß „das intensivere Leben, der freiwillige Verzicht auf ein Mehr an materiellen Gütern, die Abkehr von der Erfolgsjagd, die ungetrübte Freude an der Natur, die Wiedergeburt bestimmter Instinkte

bis hin zum geistig vertieften Sehvermögen“ essentielle Berührungspunkte zwischen Bergsteigern und Hippies sind. In diesem Sinne wird ihm zugestimmt.

Die Rolle des persönlichen Vorbilds, im Zeitalter der bedingungslosen Vorbildfunktion von Leistung und anonymen Zwängen, wird von Sportlern und Bergsteigern durchweg abgelehnt. Man lebt selbst ohne Vorbilder. Ist das Image des persönlichen Vorbildes zu antiquiert oder zu verpflichtend? Oder glaubt man nicht mehr an die anspornende und wegbereitende Funktion desselben?

Gründe, mit dem extremen Leistungsstreben aufzuhören, gibt es für den Spitzensportler wie für den Extrebergsteiger natürlich hauptsächlich gesundheitliche: wie Abnahme der Leistungsfähigkeit, Formkrisen, zunehmende Nervenbelastung, „psychische und physische Verfertung“ (Dietrich Hasse). Aber man hört auch auf, wenn man die Notwendigkeit nicht mehr einsieht, wenn die entscheidende Motivation fehlt, wenn die lustbetonte Komponente nicht mehr überwiegt, oder einfach „wenn man keine Lust mehr hat sich anzustrengen“ (Rüdiger Steuer).

Wenn es darum ginge, den jungen Bergsteigern der kommenden Generationen Ratschläge mitgeben zu können, ziehen sich einige der Angesprochenen zurück. Sie „halten nichts vom Verteilen von Ratschlägen“ (anonym).

Klaus Werner gar hat nur einen: „Fußballprofi werden.“ „Man soll mit seiner Begeisterung für die Berge so weit kommen, daß man sie auf andere übertragen kann“ wäre die ungefähre Gegenposition von Walter Kellermann.

Neben allgemein erwarteten Ratschlägen wie Selbstkritik lernen und bewahren, das Risiko kalkuliert halten, Erlebnisfähigkeit nicht einer Wettkampfgesinnung opfern, Klettern nie auf Kosten des beruflichen Engagements stehen auch Aufforderungen, die die Zukunft des Bergsteigens mitgestalten werden:

– „zurück zu den vernünftigen Maßstäben gegenüber allen Dingen (und das Bergsteigen so betreiben, daß man auch Entbehrungen mit in Kauf nehmen muß)“ (Pit Schubert)

– „Freiklettern ist die lohnendste Form des Bergsteigens; es ist Unsinn, immer nur Anstiege der höchsten Schwierigkeitsgrade gehen zu wollen“ (Dr. Richard Goedeke)

– „zurück zur Natur, zum natürlichen freien Klettern und der Erkenntnis der Naturlandschaft als einzigem ‚freiem‘ Lebensraum; weg von Individualismus, hin zur Gemeinschaft“ (Manfred Sturm)

– Entwicklung von mehr Toleranz und Team Spirit

– Freiheit entdecken und einüben

– ethische und sportlich-faire Grundsätze als oberste Maxime beachten, denn

– „wer das sogenannte ‚extreme Bergsteigen‘ nicht bewußt und bedacht als ‚fair play‘ betreibt, bringt sich um dessen beste Werte, ohne die alles scharfe Bergsteigen zu bloßer Schaumschlägerei degradiert wird“ (Dietrich Hasse).

Hartwig Erdenkäufers einziger Rat: „Nehmt den Abfall mit ins Tal“ ist nicht nur halb verzweifelt, halb komisch, sondern bitterer Ernst – eine Überleitung zum letzten Punkt. Wie sehen die Alpinisten als unmittelbar Betroffene die ökologische Lage der Alpen und welche Zukunftsperspektiven eröffnen sich?

Als Ausgangspunkt möge ein Vorwurf gelten, den man gesprächsweise immer wieder zu hören bekommt: nämlich daß die Menschen, die in einer der schönsten Naturlandschaften der Welt leben können, in ihrem Denken und Streben kurzsichtig und kleinkariert seien. Allein diese beiden Eigenschaften hätten es vermocht, den Ausverkauf der schönsten Gegenden zu beschleunigen und den natürlichen Regelkreis Alpenlandschaft ernsthaft in Gefahr zu bringen.

Nicht nur sind die fünf großen (oder acht kleinen) Alpenländer in ihren Rechtsinstrumenten bisher zu verschieden, um gemeinsame Kontakte im politischen, administrativen und wissenschaftlichen Bereich mit nutzbringenden Ergebnissen zu haben, sondern es sind auch die einzelnen Regionen und Gemeinden so engstirnig in ihre Planungshoheit verstrickt, als daß bis jetzt eine Chance für eine grenzüberschreitende Raumplanung bestanden hätte. Dabei ist diese die Grundlage für alle weiteren Planungen und umweltschützerischen Maßnahmen. Von dieser grenzüberschreitenden Abmachung wird es abhängen, ob die Alpenregion in Zukunft noch eine relativ „heile“ Welt der Natur im Ausgleich zur überaus verschmutzten Indu-

„+ Die Alpen sind das schönste Gebirge der Welt  
— Zu viele Menschen wissen das.“  
Foto (fisbeye): R. Karl

strielandchaft Mitteleuropas sein wird, oder ob die heillose Zerstörung von Landschaft und Lebensraum auch an den Bergketten der Alpen nicht haltmacht und auch sie vollends zum Alptraum werden (Siehe dazu den Beitrag von Dr. Walter Danz auf Seite 181).

Weitaus die meisten der Befragten engagieren sich energisch für den Umweltschutz in den Alpen. Es gibt jedoch (für mich) erstaunlicherweise auch einige, die sich grundsätzlich nicht darum kümmern („nach mir die Sintflut“, anonym) oder bereits resigniert haben in der Einsicht, daß gegen übermächtige Interessen und fortgeschrittene Entwicklungen kein Kraut gewachsen ist.

Patentlösungen gibt es nicht. Idealistische Vorstellungen sind nicht realisierbar.

„Die alpinen Vereine könnten (lächerliche Vorstellung) einen kulturpolitischen Machtfaktor darstellen. Sie könnten ihre Mitglieder zur Bescheidenheit erziehen, statt neue Bedürfnisse zu schaffen, da die Alpen Platz für viele Menschen, aber nicht für industrielle Freizeitmanipulation bieten“ (Adi Mokrejs). Wenn man an die kommerzielle Verquickung der Skiindustrie denkt, weiß man, wovon hier die Rede ist und welches Beispiel gewiß nicht nachgeahmt werden dürfte. Aber ist das Engagement jedes einzelnen stark genug, ist die Lobby der alpinen Vereine in der politischen Konstellation einheitlich und entschlossen genug?

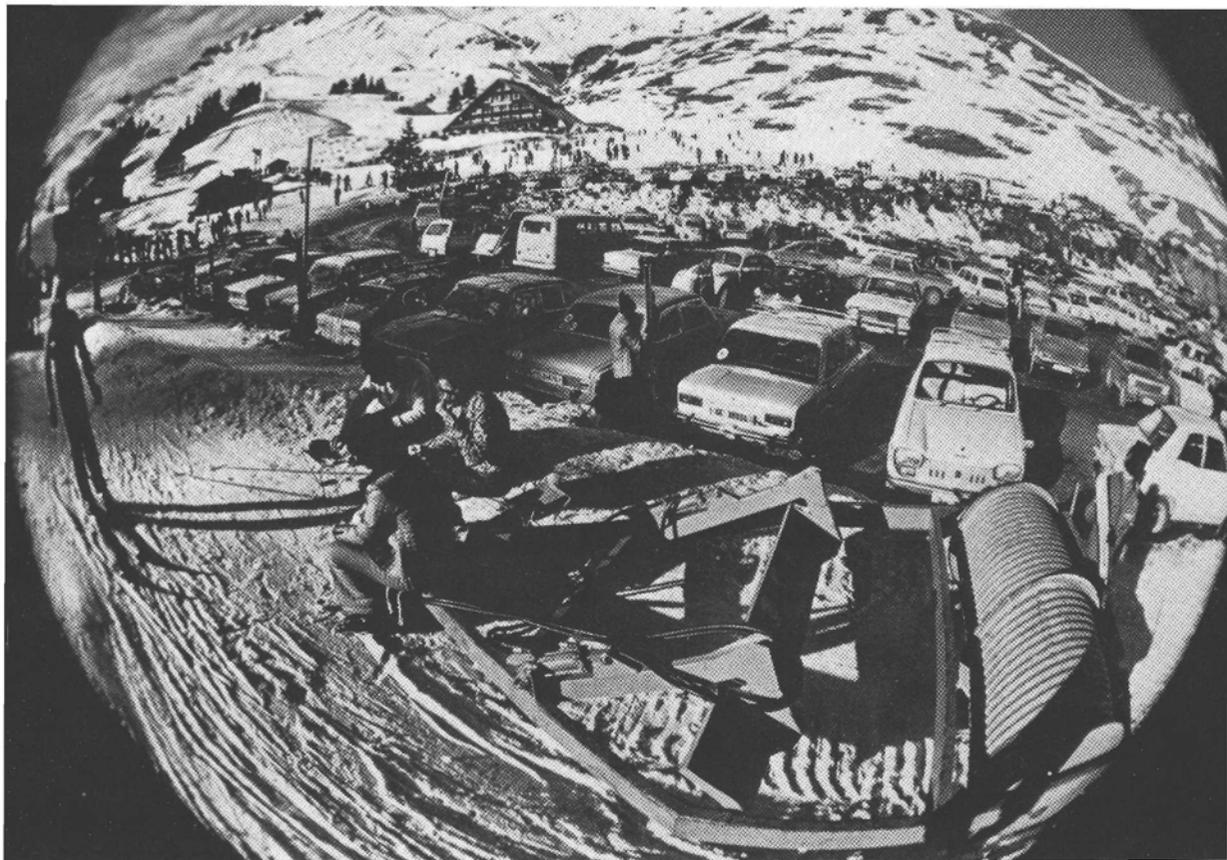
Massentourismus und Verseilbahnung (was für eine Wortschöpfung!) erscheinen übrigens als die am meisten gefürchtetsten Aspekte bei einer immer schneller sich vollziehenden Veränderung der Bergwelt. Dicht dahinter folgt die Gefahr des Aufkaufs der Gebirgslandschaft durch kapitalkräftige Gruppen, lange bevor man sich an verantwortlicher Stelle der Konsequenzen bewußt wird, lange bevor die winzigste Veränderung sichtbar wird. „Gewinnstreben aller Art steht über allem Landschaftsschutz“ (Dietrich Hasse). Dieses legal-verbrecherische Tun ist immer verbunden mit umweltfeindlichem Verhalten

(Müll, Abwässer, Luft) und nicht zu unterschätzenden Eingriffen in den Wasserhaushalt. Dazu kommen die Vision einer Ausrottung von ursprünglicher Flora und Fauna, und einer zunehmenden Erosion als Folge von bedenkenloser Rodung und „Präparation“ von immer mehr Skiabfahrten und Pisten. Die bereits immer deutlicher spürbar werdende Resignation von Alm- und Bergbauern, die jahrhundertlang das Gesicht dieser Landschaft mitgeprägt haben, sollte ein Fanal sein.

Es ist ein Kreis, der wahrhaft ein Teufelskreis werden kann. Er wäre nur zu durchbrechen durch intensive unbürokratische Zusammenarbeit aller Verantwortlichen auf überregionaler und internationaler Ebene und durch Einsicht in die Notwendigkeit rigoröser Verordnungen (die nicht um des Profites einer Generation willen immer wieder unterlaufen werden können, sondern noch durch empfindliche Strafen bei Verstößen gegen die Lebensgesetze der Bergwelt unterstrichen werden). Was wollen wir unseren Kindern eigentlich alles hinterlassen?

Natürlich sind die Berge für alle da. Man kann keinen „Zaun um sie herum bauen, alle Asphaltstraßen und Seilbahnen einreißen und nur die hereinlassen, die zu Fuß gehen mögen“ (anonym), auch wenn man es manchmal gerne möchte. Man kann auch keinen „totalen Baustopp, keine neuen Hütten, neue Bahnen, neue Straßen mehr“ (Manfred Sturm) durchsetzen.

Man wird also weiterhin neue Forststraßen und Skizirkusse bauen, die Hotelbettenkapazitäten und die Energiespeicher erhöhen und immer noch mehr Leute dafür aktivieren, am Wochenende in die Berge zu gehen — aber man muß sich darüber im klaren sein, daß es eine Grenze der Belastbarkeit gibt, eine absolute Grenze, hinter der es kein Zurück zu dem ursprünglichen Zustand mehr gibt. Jede weitere Manipulation in bereits teilweise „übererschlossenen“ Gebieten ist fatal, in vielen großen Tälern (mit Durchgangs-



straßen quer über die Alpen) ist bereits mehr als Alarmstufe eins. Die Zerstörung ist nicht mehr rückgängig zu machen.

Aus dieser Bewußtseinslage heraus zu verstehen sind die Forderungen nach „Konzentration aller weiteren Erschließungsmaßnahmen auf bereits erschlossene Zonen und die Freihaltung der übrigen Gebiete als „Naturlandschaft Europas““ (Eduard Koblmüller) oder die „Errichtung eines Nationalparks oder Erklärung zum Naturschutzgebiet für die schönsten Teile der Gesamtalpen“ (Rüdiger Steuer).

Die Frage ist nur: werden die Politiker, die die Weichen stellen können, die Naturschützer weiterhin als nützliche Idioten betrachten, die man getrost gegen das bürokratische Kompetenzendickicht anrennen lassen kann? Wird man vielleicht einige Seitentäler vor Profitinteressen erhalten können? Wird man die Funktion des Individualverkehrs neu überdenken (Beispiel Zermatt!)? Wird man von der Wochenendtouristik wegkommen

hin zu einem mehrmaligen längeren Aufenthalt in den Bergen (und nicht nur zu Stoßzeiten in Ballungsräumen)? Oder wird die Erde unbewohnbar werden durch die Hybris der technischen Fortschrittsgläubigkeit an die Machbarkeit aller Dinge?

Die Alpen sind eine auf der Welt einmalige Konzentration an Schönheit mit einer unerreichten Vielfalt des Landschaftscharakters auf engstem Raum, ein großartiges Schulungsgebirge mit hervorragendem Hütten- und Wegenetz. Sie sind Tummelplatz, Trost und Zuflucht. Kann man es auf einen kürzeren Nenner bringen als Peter Baumgartner:

- + Die Alpen sind das schönste Gebirge der Welt
- Zuviele Menschen wissen das.

*Anschrift der Verfasserin:  
Renate Katarina Oswald,  
D-8 München 21,  
Blumenauerstraße 31.*

## Bergsteigen hat viele Seiten

GÜNTER SCHWEISSHELM

Viele Seiten sind anders. Oft hat auch die gleiche Seite verschiedene Seiten. — Perspektiven.

Ein Versuch. Die verschiedenen Seiten einer einzigen.

Herbst 1968

Wir sind noch recht neu hier. Roman und ich stehen am Einstieg zum Comici-Gedächtnis-Weg an den Hausener Wänden im Donautal. Auf der Ebinger Hütte hat man uns die Schwierigkeit gesagt, die Höhe, 70 Meter. Und die Lage. Wir sind noch recht neu hier. Herbstwetter. Die Bäume haben goldbraune Blätter. Auch unter den Bäumen gibt es langhaarige, solche mit roten Blättern. Die Sonne scheint mit goldbraunen und roten Strahlen. Wir ordnen die Seile. Zwanzig Karabiner müßten reichen, zwei Trittleitern für jeden, ein paar Schlingen. Wir nehmen unsere Sache ernst.

Die ersten Meter zum Haken Aufatmen. Wo ist der nächste? In den Sprossen der Trittleiter höher steigen. Mit den Füßen scharren. Abstände sind das. Einhängen. Auch so kommt man vorwärts. Ende der Hakenreihe. Freikletterei? Ich traue mich noch nicht recht. Am Einstieg tauchen einige Bergsteiger auf. — Jetzt geht es. Zögernd erwacht in mir etwas Mut.

Zwei Haken beieinander. Stand? Schon nach 25 Metern? Den soeben gewonnenen Mut nutzend steige ich weiter.

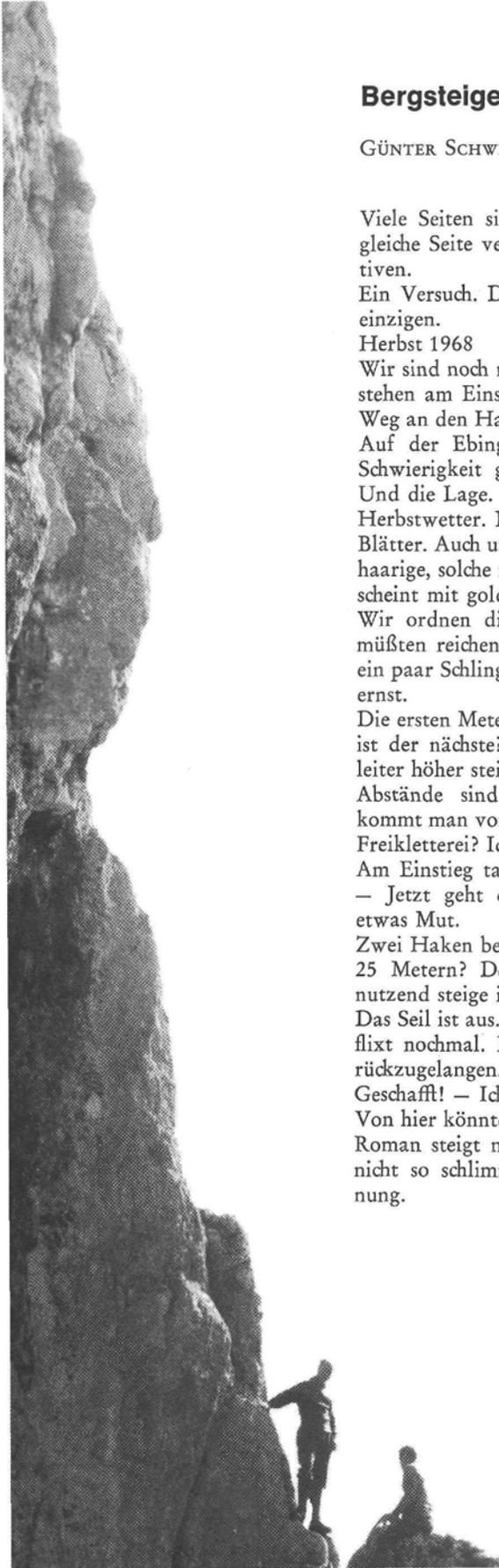
Das Seil ist aus. Noch kein neuer Stand. Verflixt nochmal. Ich gebe mir Mühe, heil zurückzugelangen.

Geschafft! — Ich bin wieder am Standplatz. Von hier könnte man abseilen.

Roman steigt nach. Weil er sagt, es sei gar nicht so schlimm, bin ich auch seiner Meinung.

*Am Dohlenfels-Südgrat  
(Frankenjura).*

*Foto: H. Dumler*





Irgendwie sind wir dann doch hinausgekommen. Und – wir waren glücklich.

Winter 1969/70. Wir sind nicht mehr neu hier. Reiner, Roman und ich. Wintertraining. Extreme Bergsteiger hören im Winter nicht auf zu trainieren. – Wir trainieren auch. Am Comici-Gedächtnis-Weg. Wir sind nicht mehr neu hier.

Winterwetter. Die Bäume haben keine Blätter mehr. Schnee deckt das Laub zu, das goldbraune und das rote. 5 Grad minus. 30 Zentimeter Neuschnee.

Wir ordnen die Seile. Zwanzig Karabiner werden reichen. Eine Trittleiter, Hammer, Haken, ein Handbesen für mich. Handschuhe in den Hosentaschen. Wir nehmen unsere Sache ernst.

*Am Grottendach des  
Einstieges zur  
Dopplerwand am  
Geiereck (Untersberg).*

*Foto: P. Lammerer*

Die ersten Meter. Überall liegt und klebt Schnee. Schnee auf den Griffen. Schnee auf den Tritten. Manchmal Eis. Ich kehre fleißig, steige einige Zentimeter höher, kehre, klettere . . .

Der erste Haken. Aufatmen. Die Abstände erscheinen heute nicht so groß. Die Freikletterei. Jetzt wird's ernst. Verdammter Schnee. Ich kehre wieder. Die unten schimpfen, weil ihnen der Schnee auf den Kopf fällt. Sie stampfen mit den Schuhen auf dem Boden herum und frieren. Die Finger werden gefühllos, die Füße unsicher.

Der Stand. Gott sei dank! — „Nachkommen.“ Reiner und Roman steigen gleichzeitig herauf. — Man nennt so etwas französisch gehen. Ist modern. Und praktisch. — Roman schimpft über die Kälte. Ich lache. Reiner weiß nicht, ob er lachen oder schimpfen soll. Zweite Seillänge. Kehren. Klettern. Kehren, klettern . . . Ich werde mir der Eintönigkeit bewußt und schlage zur Abwechslung zwei Haken heraus. Geht auch so.

Weiter oben. Ein kurzer Ausrutscher. — Der Besen fliegt in weitem Bogen aus der Wand. (Reiner dachte schon, ich käme hinterher).

Den Standplatz auf der großen angelehnten Platte räume ich nun mit bloßen Händen frei. — Verdammte Kälte in den Fingern.

Roman und Reiner steigen nach. Der Stand ist zu klein für drei. Reiner muß vorerst ein Stück tiefer bleiben. Wir schlagen die Hände solange gegeneinander, bis sie anfangen zu brennen, dann glühen. Roman schimpft. Ich versuche noch zu lachen, aber auch Reiner neigt schon mehr zum Fluchen.

Letzte Seillänge. Die ersten Meter geht es noch ganz gut. Aber dann. Die Ausstiegsverschneidung. 10 Meter frei. Wenn ich oben fliege, falle ich denen unten auf den Kopf. — Fort mit solchen Gedanken! Reiner und Roman schauen aufmunternd zu mir herauf. Ihr Vertrauen verspricht ein Gefühl von Sicherheit.

Stechend dringt die Kälte in die Hände ein. Fingerspitzen werden gefühllos. Wie weiche Pinsel. Ich drücke die Handballen in den Riß im Verschneidungsgrund, die Schneekristalle brennen auf der Haut, spreize höher, spüre, wie die Schuhsolen langsam wegrutschen. — Endlich! Ein guter Tritt. Verschnaufpause. Ich klopfe mit den Fingern gegen den Fels,

stecke sie in den Mund. Vergebens. Das Gefühl will nicht zurückkehren.

Weiter. Ein Zurück gibt es jetzt nicht mehr. . . Am Haken. Ich hänge die Selbstsicherung ein, massiere die Gliedmaßen, ruhe mich etwas aus.

Normalerweise quert man über geneigte Platten rechts hinaus zum Ausstieg. Aber da liegt jetzt fast ein halber Meter Schnee.

Ich versuche es direkt durch den Riß, schlage einen Haken, wühle mit den Armen im Schnee, wühle mich nach oben, schnaufe, keuche, wühle.

Ausgestiegen. Mit den Zähnen ziehe ich die Handschuhe über. Reiner und Roman plagen sich einzeln am Seil herauf.

Wir schütteln die kalten Hände und lachen. Frühling 1970.

Fritz ist noch recht neu hier. Wir haben uns auf der Ebinger Hütte getroffen. Er war allein da. Ich war allein da. Jetzt führe ich ihn an den Einstieg zum Comici-Gedächtnis-Weg.

Frühlingswetter. Die Bäume haben noch nicht ausgeschlagen. Manche geben sich Mühe aufzufallen unter den anderen Bäumen. Es ist nicht leicht für sie. Das Jahr ist noch zu jung. Die Sonne scheint für alle Bäume, auch für uns.

Wir ordnen die Seile. 20 Karabiner werden reichen, einige Schlingen, eine Trittleiter für mich. Fritz nimmt seine Sache ernst.

Wie leicht doch alles geworden ist. Wo sind die Stellen, die mir früher Schwierigkeiten bereitet haben?

Stand. Fritz kommt nach. Er prüft die Griffe. Einmal. Zweimal. Dann klettert er wieder, prüft, steigt, ruhig, gelassen. Die Art der Pfälzer.

„Bei uns stecken nicht so viele Haken.“ Aber froh ist er doch darüber. Ab und zu weise ich auf einen guten Griff hin. Damit es etwas schneller geht. Fritz läßt sich nicht aus der Ruhe bringen.

Am Standplatz lacht Fritz. Es freut mich, daß es ihm hier gefällt . . .

Sommer 1970.

Allein. Kein Roman ist da. Kein Reiner. Kein Fritz. Auch auf der Ebinger Hütte war niemand. Ich stehe am Eingang des Comici-Gedächtnis-Weges. Allein.

Sommerwetter. Grüne Blätter an den Bäumen. Ob die Langhaarigen unter ihnen wohl

darauf warten, im Herbst ihre Blätter rot zu färben? Die Strahlen der Sonne fallen auf alle Bäume.

Ich ordne das Seil. 20 Karabiner werden reichen, einige Schlingen, eine Trittleiter. Ich nehme meine Sache ernst.

Einbinden. Das andere Seilende befestige ich am ersten Haken. (Die Sicherung erfolgt über Mastwurf und Prusikknoten.) Bevor ich weiter klettere, muß ich mir ein paar Meter Seil geben. Ich bin jetzt Voraussteigender und Sichernder zugleich.

Ich kenne die Hakenabstände, weiß, wo die guten Griffe liegen. Und trotzdem. Etwas fehlt. Das andere Seilende ist tot.

Die freien Stellen überwinde ich mit nervöser Hast.

Stand. Erster tauscht mit Zweitem, gleitet am Seil hinab, löst das andere Seilende, steigt als Nachsteiger hinauf, denselben Weg. Nachsteigen ist schöner. Wenn ich vergesse, daß ich den Prusikknoten ständig höher schiebe, habe ich das Gefühl, dort oben wartet jemand auf mich.

Wieder Stand. Der gleiche. Nachsteiger ist Vorsteiger, Seilerster ist Seilzweiter, Sicherer ist Gesicherter. . . .

Dreimal jede Seillänge. Hinaufsteigen. Abseilen. Hinaufsteigen. Hinaufsteigen, abseilen, hinaufsteigen . . .

Monotonie des Alleinseins.

Ausstieg. Abseilen. Ausstieg. Da lacht der Vorsteiger, weil der Nachsteiger lacht, lache ich, weil ich wieder ich bin.

Bergsteigen ist Sport, Ausgleichssport, Zeitvertreib, Erholung, Nervenkitzel, Leidenschaft . . . Für jeden Bergsteiger zeigt es sich von einer anderen Seite. Im Frühling, im Sommer, im Herbst, im Winter, zu jeder Jahreszeit, zu jeder Tageszeit . . .

Immer wieder anders. Auch die Menschen. Und manche Leute glauben, Bergsteigen sei einseitig. Es leben die anderen Seiten!

## Abenteuer am Freney-Pfeiler

JÜRGEN VOGT

Schon lange ist der kleine Grat, auf dem das Biwak Col de la Fourche steht, in Wolken gehüllt und noch immer ist mir nicht ganz klar, warum wir den Gedanken, den Freney-Pfeiler zu begehen, bei diesem Wetter nicht längst aufgegeben haben.

Die Erinnerung an den tragischen Ausgang beim Versuch der Erstbegehung, als Franzosen und Italiener, insgesamt vier Mann den Tod fanden, ist zu stark. Immer wieder denke ich an die entsprechenden Zeilen im Buch von Walter Bonatti.

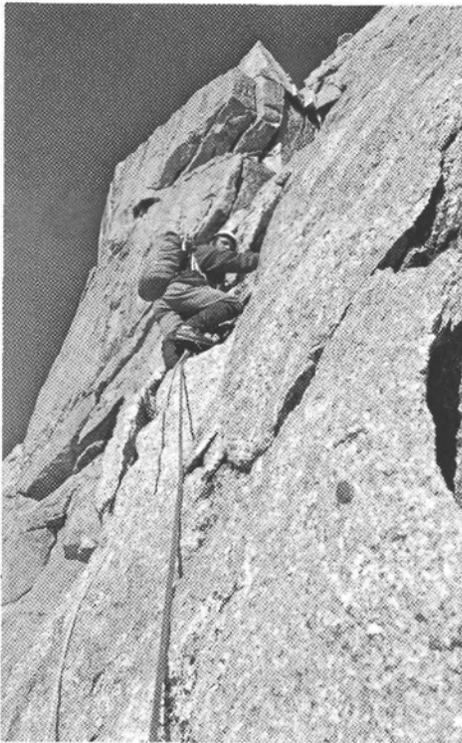
Peter Scholz, der auf dem Nanga Parbat stand und zu den besten Bergsteigern zählt, die ich kenne, ist optimistisch und glaubt an das schöne Wetter morgen.

Es ist 1.00 Uhr nachts, als wir unser Dahindösen in der überfüllten Biwakschachtel beenden und in sternklarer Nacht den oberen Brevakessel traversieren. Bald stehen wir vor der 700 m hohen Nordflanke der Aiguille Blanche und legen das Seil wieder ab, um schneller vorwärts zu kommen. Gut greifen die Frontzacken unserer Steigeisen in der 50° geneigten Eiswand. Ein senkrechter Eisabbruch wird mit Steigbaum überwunden. Noch immer ist es dunkel, als wir nach zwei Stunden Eiskletterei oben stehen am Col de Peuterey und den Freney-Gletscher zum Pfeiler queren. Als wir am Pfeilerfuß (über 4000 m) die Seile anlegen tagt es, und rotgold leuchten die mächtigen Granitplatten. Nur langsam kommen wir voran, die Verhältnisse sind schlecht, und heimtückisches Wassereis macht uns zu schaffen. Immer wieder erglänzt es im Grund der Risse, so daß wir jeweils an ihrer Außenkante kletternd in zeitraubender Anstrengung Seillänge um Seillänge gewinnen. An einem Überhang entdecken wir die ersten Haken. Gegen Nachmittag ist der Firngrat unter dem Aufschwung mit den großen Schwierigkeiten erreicht. Wie eine Ewigkeit erscheint die Zeitspanne, bis der Firngrat hinter uns liegt: Ein aufgewehter Schneepilz, der jeden Augenblick umzustürzen droht, muß überwunden

*Anschrift des Verfassers:*

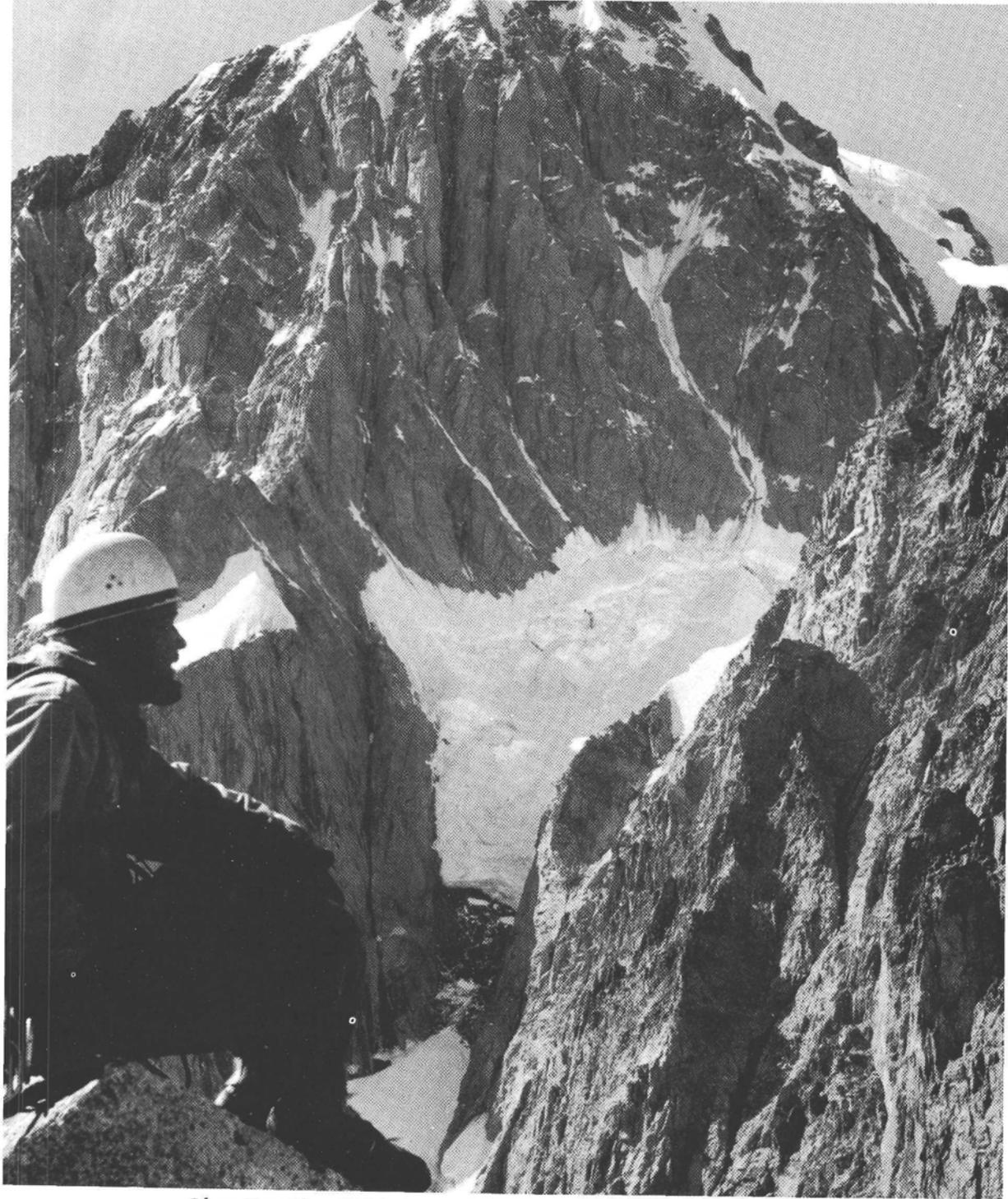
*Günter Schweißhelm,*

*D-8630 Coburg-Creidlitz, Am Sonenhügel 20*



werden. Es ist schon später Nachmittag, als wir an das schwierigste Stück, den letzten Aufschwung, die Umkehrstelle Bonattis, angehen.

Langsam schlägt das Wetter um, und die umliegenden Grate und Flanken stecken bereits im Nebel. Doch wir haben keine Zeit für düstere Gedanken. Vorrangig drängt sich die Sorge auf um einen Biwakplatz. Mit Beginn der Dämmerung erkletterte ich eine überhängende Seillänge; Peter unter mir im Schlingenstand. Wenigstens stecken hier sehr viele Haken. An einem Kaminüberhang pendle ich in Trittleitern hin und her. Der Rucksack verklemmt sich dauernd im überhängenden Spalt, so muß ich alle Kraft aufbringen, um dieses Monstrum in 4500 m Höhe zu überwinden. Ein paar Meter höher quere ich nach links und erreiche eine abschüssige Platte, auf der noch etwas Schnee liegt und man gerade stehen kann. Peter kommt nach: In völliger Dunkelheit ohne Lampe stellt er dabei einmal mehr seinen Mut und sein außergewöhnliches Können unter Beweis. Wir sind froh, als wir den Biwaksack überstülpen, denn es ist sehr kalt geworden. Leise graupelt Schnee auf unsere Perlonfolie. Immer wieder rutschen wir von dem kleinen Platz ab und hängen in den Sicherungen. Gegen Morgen entgleitet uns ein Biwaksack und nimmt seinen Weg in die Tiefe. Mit dem ersten Licht bereiten wir uns vor für den Weiterweg. Der Fels ist weiß überzuckert; die Seile starr — gefroren und vereist. Trotzdem muß es gelingen, denn es gibt nur die Möglichkeit hinauf. Zentimeterweise gleiten die Seile durch die Hände des Sichernden. Wieder das Gefühl, Ewigkeiten für jeden Meter zu verschwenden. 30 m über mir Peter: ein schlechter Zwischenhaken und die allmählich schon vertrauten Worte: „Paß auf, jetzt ko sei, daß i komm!“ Doch wie jedesmal schafft er es auch diesmal. Ein Flug an dieser Stelle hätte katastrophale Folgen erwarten lassen. Nun bin ich wieder dran zu führen. Ein senkrechter, vereister Riß muß in äußerst schwieriger Freikletterei überwunden werden — bei Minus 10° ohne Handschuhe! Bis die Finger steif vor Kälte sind, schnell ein paar Meter hinauf bis zu einem Haken, Seil eingehängt, Handschuhe her und die Finger wieder warm gerieben. Dies wiederholt sich noch einige Male.



*Oben: Mont Blanc-Südstürze zum Freneykessel; über die mittlere Strebe des dreiteiligen Pfeilerbündels genau in Bildmitte führt die beschriebene Route.  
Foto: J. Winkler aus Pausel/Winkler „Im extremen Fels“.  
Mit freundlicher Genehmigung des BLV-Verlags.  
Seite 222: Kletterei am Freneypfeiler. Fotos: J. Vogt*

Es ist bereits Mittag, als wir die Schwierigkeiten hinter uns haben. Um den Grat tobt ein eisiger Sturm. Peter, der noch über mehr Kraftreserven verfügt, geht jetzt voraus und wartet immer wieder auf mich. Einmal habe ich ihn aus den Augen verloren, glaube ihn auf dem sturmtumtosten Grat zu sehen, doch als ich an der Stelle ankomme, ist niemand da. So steige ich einfach irgendwo hin aufwärts in den Nebel hinein, wo ich den Gipfel vermute. Plötzlich taucht der Gefährte wieder auf, steht wie ein Dämon neben mir. Wortlos kämpfen wir uns weiter bis die Neigung abnimmt und anzeigt, daß wir den Gipfel des Montblanc erreicht haben. Wie mit Nadeln sticht uns der Schneesturm ins Gesicht. Blitze schlagen neben uns ein. Wir irren in verschiedenen Richtungen umher, um den Abstieg zu finden. Vergebens. Mit letzter Kraft graben wir eine Höhle, die wir nach außen völlig verschließen. Wir fühlen uns geborgen. Doch die ganze Nacht und den darauffolgenden Morgen tobt der Sturm. Le-

bensmittel und Brennstoff gehen zu Ende. Es geht ums Überleben. Was werden wir tun, wenn wir je diesem eisigen Grab entrinnen? Oft sind wir nahe daran, im Sturm einfach irgendwo hinunter zu steigen, doch immer wieder beherrschen wir uns. Schließlich reißt die Wolkendecke doch einmal kurz auf, gibt die Sicht für ein paar Meter frei. Wir rennen hinunter, stehen bald, wie durch ein Wunder, vor der Vallothütte und sind gerettet. Wenige Wochen später sind wir zusammen im Karakorum auf Expedition am Rakaposhi, wo uns das letztmal das Seil verbindet. Peter, einer meiner besten Kameraden stürzt ein halbes Jahr später (Juli 1972) am Peuterey-Grat tödlich ab. Mit seinem Tod geht eine herrliche Bergvagabundenzeit für mich zu Ende; ein Meilenstein des Lebens.

*Anschrift des Verfassers:*

*Jürgen Vogt,*

*D-8 München 83, Bärenwaldstraße 18 a*

